



Alte ukrainische Dorfkirche in Lisowice in Galizien. Nach der Natur gezeichnet von Arch. Karl Raabenhofer. Im Felde.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

52. JAHRGANG. N^o 79. BERLIN, DEN 2. OKTOBER 1918.

REDAKTEURE: ALBERT HOFMANN, ARCHITEKT, UND FRITZ EISELEN, INGENIEUR

Ersatz für Eisenbauten.

Von Dr.-Ing. G. Barkhausen in Hannover. (Schluß aus No. 76.)

4. Wirtschaftliche Werte im Vergleich mit Eisen.

Beschränkt man den Vergleich auf das Biegemomenten ausgesetzte Tragwerk, weil Gründung und Wände bei beiden Bauarten keine wesentlichen Verschiedenheiten bedingen, wenn auch die Gründung der schwereren Verbundbauten meist teurer ist, so kann man in großem Durchschnitt bei 1200 kg/qcm Spannung im Eisen und 35 kg/qcm im Grobmörtel für schwerbelastete Geschoßbauten mit 0,2 kg/qcm ganzer Last gegenüber dem Querschnitt F_e des Eisens für bewehrten Grobmörtel $\Phi_e = 0,3 F_e$ an Eisen, $F_m = 30 F_e$ an Kies und 6,7 F_e an Zement ansetzen*). Daraus folgen nun die Vergleichswerte der Zusammenstellung I auf S. 358.

*) Die Lastbreite b_1 gibt unter der ganzen Last q der Flächeneinheit das Moment M , die wirksame Breite b des Druckgurttes ist durchschnittlich $b = b_1 : 4$, die Rippenbreite $b_0 = b_1 : 8$, die zulässige Spannung im Eisen $s_e = 1200$ kg/qcm, die Druckspannung im Mörtel $s_m = 35$ kg/qcm, $r = s_m : s_e = 0,0292$, $m = s_e : (n \cdot s_m)$ ist bei $n = 15$ $m = 1200 : (15 \cdot 35) = 2,3$; $1 + m = 3,3$; $2 + 3m = 8,9$. Dann ist die Höhe der Druckzone $x = \sqrt{6 \cdot M : (b \cdot (2 + 3m) \cdot s_m)} = \sqrt{24 M : (b_1 \cdot 8,9 \cdot 35)} = 0,277 \cdot \sqrt{M : b_1}$. Die ganze Höhe h_m der Rippe ist annähernd $h_m = 1,1 \cdot (1 + m) \cdot x = 1,1 \cdot 3,3 \cdot 0,277 \cdot \sqrt{M : b_1} = 1,01 \cdot \sqrt{M : b_1}$. Der ganze Querschnitt F_m der tragenden Rippe ohne den Druckgurt, der als in der Deckenplatte aufgehend angesehen wird, beträgt: $F_m = h_m \cdot b_0 = b_1 \cdot 1,01 \cdot \sqrt{M : b_1} : 8 = 0,126 \sqrt{M \cdot b_1}$. Der Gurtquerschnitt eines Eisenträgers, der dieselbe Decke aufnimmt, ist $f_e = M : (1200 \cdot h_e)$ bei der Trägerhöhe $h_e = 1 : 10$; der ganze Trägerquerschnitt ist durchschnittlich $F_e = 3,2 f_e = 3,2 \cdot 10 \cdot M : (1200 \cdot l)$ bei der Stützweite l . Das Verhältnis $F_m : F_e$ ist demnach $= 0,126 \cdot l \cdot \sqrt{M : b_1} : (0,0266 \cdot M) = 4,72 \cdot l$.

Zu den Grundlagen der einzelnen Reihen und der Berechnung in der Fußnote ist erläuternd Folgendes anzugeben:

1. Der Zusatz an Zement ist dem Raum nach mit 1 : 4,5 des Grobmörtels eingesetzt, das Gewicht des Eisens mit 7,85, das des Zementes mit 2, das des Kieses mit 2,2 t/cbm.
3. Für durchschnittliches Baueisen sind 1,8, für fein ausgewalzte Eiseneinlagen 2,1 t/t, für Zement 0,5 t/t Kohlen auf die Herstellung gerechnet.
4. Bei Baueisen sind 20, bei Eiseneinlagen 24, bei Zement 3,5 M./t gleich 0,6 M./170 kg, für Lösen und Behandeln des Kieses auf der Baustelle 0,5 M./cbm als Löhne zur Erzeugung der Grundstoffe eingesetzt.
5. Angenommen ist, daß die Beschaffung des auf der Baustelle vorhandenen Kieses keine Kosten verursacht.
6. Die eingesetzten Löhne für die Arbeit auf der Baustelle sind für Eisenbau nach dem Durchschnitt von zehn

$\cdot \sqrt{b_1 : M}$. Wird für gewöhnliche Fälle $M = b_1 \cdot q \cdot l^2 : 8$, also $\sqrt{b_1 : M} = 2 \cdot \sqrt{2 : (l \cdot \sqrt{q})}$ gesetzt, so ist $F_m : F_e = 4,72 \cdot 2 \cdot \sqrt{2 \cdot l : (l \cdot \sqrt{q})} = 13,4 : \sqrt{q}$. Ist für schwerbelastete Bauten $q = 0,2$ kg/qcm, so wird $F_m : F_e = 13,4 : \sqrt{0,2} = 30$; ein für viele Fälle annähernd zutreffendes Verhältnis ist also $F_m = 30 \cdot F_e$. Der Eisenquerschnitt der Bewehrung für die Einheit der Gurtbreite ist $\varphi_e = r \cdot x : 2 = 0,0292 \cdot 0,277 \cdot \sqrt{M : b_1} : 2 = 0,00405 \sqrt{M : b_1}$, der Querschnitt Φ_e der Einlage einer Rippe somit $= b \cdot \varphi_e = b_1 \cdot 0,00405 \sqrt{M : b_1} : 4 = 0,00101 \sqrt{M \cdot b_1}$, also mit $\sqrt{M \cdot b_1} = F_m : 0,126$, $\Phi_e = 0,00101 \cdot F_m : 0,126$. Werden 20% für Verschnitt und Verbindungen zugeschlagen, so wird $\Phi_e = 1,2 \cdot 0,00101 \cdot 30 \cdot F_e : 0,126 = \text{rund } 0,3 \cdot F_e$.

Wird noch angenommen, daß der Zusatz von Zement zum Kies nach 1 : 4,5 den Inhalt des Kieses nicht vermehrt, so liefern die Durchschnittswerte $F_m = 30 \cdot F_e$ und $\Phi_e = 0,3 F_e$ die folgenden Verhältnisse, wenn der Zement 2,0, der Kies 2,2 t/cbm wiegt.

Zusammenstellung I.

O. Z.	Verhältnis zum Eisenbau als Einheit	Bauart				
		Eisenbau	bewehrter Zement	Kies	Grobmörtel	zusammen
a	b	c	d	e	f	g
1.	Gewicht t	1	0,3	1,7	8,4	10,4
2.	Rauminhalt cbm	1	0,3	6,67	30,0	36,97
3.	Kohlen für Grundstoffe t	1	0,35	0,47	—	0,82
4.	Löhne für Grundstoffe M	1	0,36	0,3	0,1	0,76
5.	Beförderung der Grundstoffe t	1	0,3	1,7	—	2,0
6.	Löhne für Aufstellen M	1	—	—	—	2,05
7.	Fertiger Bau M	1	—	—	—	0,94

größeren Hallen, die ungünstiger sind als Geschoßbauten, 40 M./t, nach dem Durchschnitt aus drei Geschoßbauten für bewehrten Grobmörtel, von denen einer überwiegend Wände und nur glatte Decken mit Hohlsteinen enthält, also sehr günstig ist, 70 M./t (Fußnote zu No. 6).

7. Die Selbstkosten für 1 t fertigen Eisenbaues sind bei 20 M./t Fracht und 34 M./t Löhnen bei der Aufstellung mit 280 M./t eingesetzt, der Preis der Eiseneinlagen mit 140 M./t, des Zementes mit 6 M. für 170 kg, des Kieses mit 3 M./cbm, der Schalung bei 50 % Abschreibung, 10 % Zuschlag für Stützen und 5,4 qm/cbm Bedarf mit 3,5 M./qm. Andere Beträge der Fracht können das Verhältnis etwas verschieben, für den Durchschnitt der Fälle gibt die Aufstellung aber ein zutreffendes Bild. Der Umstand, daß sich dieses Bild auf Friedenspreise bezieht, macht es heute wohl in der Höhe der Preise, in den Verhältnissen aber fast nicht unzutreffend.

Die Spalte g der Zusammenstellung I zeigt, daß der Verbundbau dem Eisenbau im Aufwand an Kohlen und an Löhnen bei Herstellung der Grundstoffe merklich, im Preis des fertigen Baues noch um 6 % überlegen ist, an Rauminhalt, Gewicht und Kosten des Beförderns und Aufstellens erheblich nachsteht; wenn kein Kies ohne Förderkosten verfügbar ist, tritt darin noch eine erhebliche Verschiebung zugunsten des Eisens ein. Die eingesetzten Preise und Verhältnisse entsprechen durchweg der Zeit vor dem Krieg.

Der vorstehende Vergleich, der genau nur für die angegebenen Mittelwerte, für Abweichungen von diesen annähernd richtig ist, beruht ganz auf Rechnung. Ein auf den Entwurf eines großen Kesselhauses mit Bunkern in beiden Bauarten bezogener Vergleich liefert folgende Ergebnisse, wenn annähernd richtig angenommen wird, daß die ganzen Baukosten beider Bauarten gleich sind:

Verbrauch an Kohlen.

Eisenbau.	
für 2200 t Eisen sind nötig $2200 \cdot 1,8 =$	3960 t
für 1250 t Zement der Bunker und Gründung $1275 \cdot 0,5 =$	637 t
	4597 t

Verbundbau.

1500 t Eiseneinlagen $1500 \cdot 2,1 =$	3150 t
4430 t Zement $4430 \cdot 0,5 =$	2215 t
	5365 t

*) Fortsetzung der Fußnote von S. 257.

1. Gewicht.

Eisenbau		7,85 F_e
Mörtelbau	Eisen $0,3 \cdot F_e \cdot 7,85 =$	2,35 F_e
	Zement $F_m \cdot 2,0 : 4,5 =$	13,35 "
	Kies $F_m \cdot 2,2 =$	66,00 "
	zusammen	81,7 F_e

Verhältnis 7,85 : (2,35 + 13,35 + 66,0) = 1 : (0,3 + 1,7 + 8,4) = 1 : 10,4

2. Rauminhalt.

Eisenbau		F_e
Mörtelbau	Eisen	0,30 F_e
	Zement $F_m : 4,5 =$	6,67 "
	Kies $F_m =$	30,00 "
	zusammen	36,97 F_e

Verhältnis Eisen : Kies + Eisen 1 : 30,3. Zement vermehrt den Rauminhalt nicht.

3. Kohlen für Grundstoffe.

Eisenbau	$F_e \cdot 7,85 \cdot 1,8 =$	14,05 F_e t.
Mörtelbau	Eisen $2,35 \cdot F_e \cdot 2,1 =$	4,93 F_e t.
	Zement nach 1) $13,35 \cdot F_e \cdot 0,5 =$	6,67 " t.
	zusammen	11,60 F_e t.

Verhältnis 14,05 : 11,60 oder 1 : 0,82.

4. Lohn für Grundstoffe.

Eisenbau	$7,85 \cdot F_e \cdot 20 =$	157 F_e M.
Mörtelbau	Eisen $2,35 \cdot F_e \cdot 24 =$	56,4 F_e M.
	Zement $13,35 \cdot F_e \cdot 1000 \cdot 0,6 : 170 =$	47,1 "
	Kies $30 \cdot F_e \cdot 0,5 =$	15,0 "
	zusammen	118,5 F_e M.

Verhältnis 1 : (0,36 + 0,3 + 0,1) = 1 : 0,76.

Zu befördernde Lasten.

Eisenbau.	2000 t
Baueisen =	200 t
Eiseneinlagen der Bunker =	1000 t
Zement für 1500 cbm Mörtel 1:3 der Bunker $500 \cdot 2 =$	800 t
Zement für 2000 cbm Gründung 1:5, $400 \cdot 2 =$	170 t
Holz für Rüstung und Schalung $50 + 1500 \cdot 5 \cdot 0,02 \cdot 0,8 =$	4170 t

Verbundbau.

Eiseneinlagen 1200 =	1200 t
Eisenbau des Kesselhauses =	300 t
Zement für 7200 cbm Mörtel durchschnittlich 1:4, $1800 \cdot 2 =$	3600 t
Zement für 4000 cbm Mörtel 1:5 der Gründung $800 \cdot 2 =$	1600 t
Holz für Schalung $7200 \cdot 5 \cdot 0,02 \cdot 0,8 =$	580 t
	7280 t

Bei den besonderen Verhältnissen dieses Baues sind also die Kosten für die Grundstoffe nicht erheblich verschieden, die Beförderung zur Baustelle, bei der Kies und Sand wieder nicht berücksichtigt sind, ist bei Verbundbau erheblich ungünstiger.

Bei Ausführung in Eisen würden für diesen Bau auf der Baustelle etwa 80 meist ungelernete, für Verbundbau etwa 300 großen Teiles gelernte Arbeiter erforderlich sein, wenn annähernd gleiche Bauzeit eingehalten werden soll, wobei mehrfache Verwendung der Schalung ausgeschlossen ist.

Bezüglich der Bauzeit mag noch angeführt werden, daß für einige dem Verfasser bekannte Eisenbauten**) unter der Beschlagnahme des Eisens die in Zusammenstellung II angegebenen Fristen von der Bestellung an eingehalten sind.

Zusammenstellung II.

O. Z.	Gewicht t	Dauer Monate	Leistung t täglich
1	250	2,5	4,0
2	120	2,0	2,4
3	120	1,84	2,6
4	100	1,84	2,18
5	80	1,38	2,31
6	180	3,0	2,4
7	110	3,0	1,46
8	500	4,0	5,0
9	2400	8,0	12,0

Die Uebersicht zeigt, daß auch während des Krieges kurze Bauzeiten im Eisenbau erreicht sind, zugleich, wie stark und regelmäßig diese mit wachsender Größe der Bauten abnehmen.

5. Folgerungen. Die Erörterungen zeigen, daß unter regelmäßigen Verhältnissen keine der beiden Bauarten überragende Vorteile bietet. In Kriegzeiten kann der Mangel an Eisen zu Verbundbauten zwingen, soweit nicht auch der Zement fehlt und wenigstens das Eisen für die Einlagen zu beschaffen ist. Gegen den Verbundbau sprechen aber gerade im Krieg die Bewältigung der großen Massen, die Verlegung fast der ganzen Arbeit auf die Baustelle, das Erfordernis vieler gelernter Arbeiter und sachkundiger Leitung, der starke Bedarf an feingeschnittenem Holz, die Unmöglichkeit, fertige Teile als Stützen der übrigen bei der Herstellung zu benutzen, die lange Zeit des Abbindens bis zur Benutzbarkeit, die Unzulässigkeit der Ausführung im Winter, die schädliche Einwirkung schlechten Wetters und anhaltender Wärme im Sommer, in vielen Fällen die stärkere Belastung der Verkehrsmittel, die beträchtliche Abhängigkeit der Haltbarkeit von der Art der Benutzung der Gebäude, die Schwierigkeiten von Ausbesserungen und des Anpassens der Gebäude an Veränderungen des Betriebes.

5. Beförderung.

Eisenbau		7,85 F_e t.
Mörtelbau	Eisen	2,35 F_e t.
	Zement	13,35 "
	zusammen	15,70 F_e t.

Verhältnis 7,85 : 15,7 = 1 : 2.

6. Arbeitslohn auf der Baustelle.

Eisenbau	Für Abladen, Aufstellen, Allgemein $3 + 27 + 4 =$	34 M/t.
Mörtelbau	Für 1 cbm 18 M. Auf 1 cbm Eisen kommen $30,3 \cdot 18 = 548$ M. nach 2). 1 cbm Eisen sind 7,85 t, also entsprechen 1 t Eisenbau 548:7,85 = 70 M/t. Lohn bei Mörtelbau	70 M/t.

Verhältnis 34 : 70 = 1 : 2,05.

7. Schlußkosten des fertigen Baues.

Eisenbau	Bei 20 Mt Fracht und 34 Mt für Aufstellen =	280 M/t.
Mörtelbau	Eisen: $0,3 \cdot 140$ nach 1)	42,0 M/t.
	Zement: $1,7 \cdot 1000 \cdot 6,0 : 170$	60,0 "
	Kies: $(66 : 2,2) \cdot (3 : 7,85)$ bei 3 M/cbm und 2,2 t/cbm	11,5 "
	Schalung: Zu 1 cbm gehören 5,4 qm bei 3,5 M/qm Neupreis, 50% Wiedergewinn und 10% Stützen $5,4 \cdot 3,5 \cdot 0,5 \cdot 1,1 = 10,4$ M/cbm, 1 cbm Eisen entsprechen nach 2) 30,3 cbm oder $30,3 \cdot 10,4 = 315$ M., 1 t Eisen also $315 : 7,85$	40,0 "
	Fracht nach 5) ohne Kies $2 \cdot 20$	40,0 "
	Löhne für Angestellte nach 6)	70,0 "
	zusammen	263,5 M/t.

Verhältnis 280 : 263,5 = 1 : 0,94.

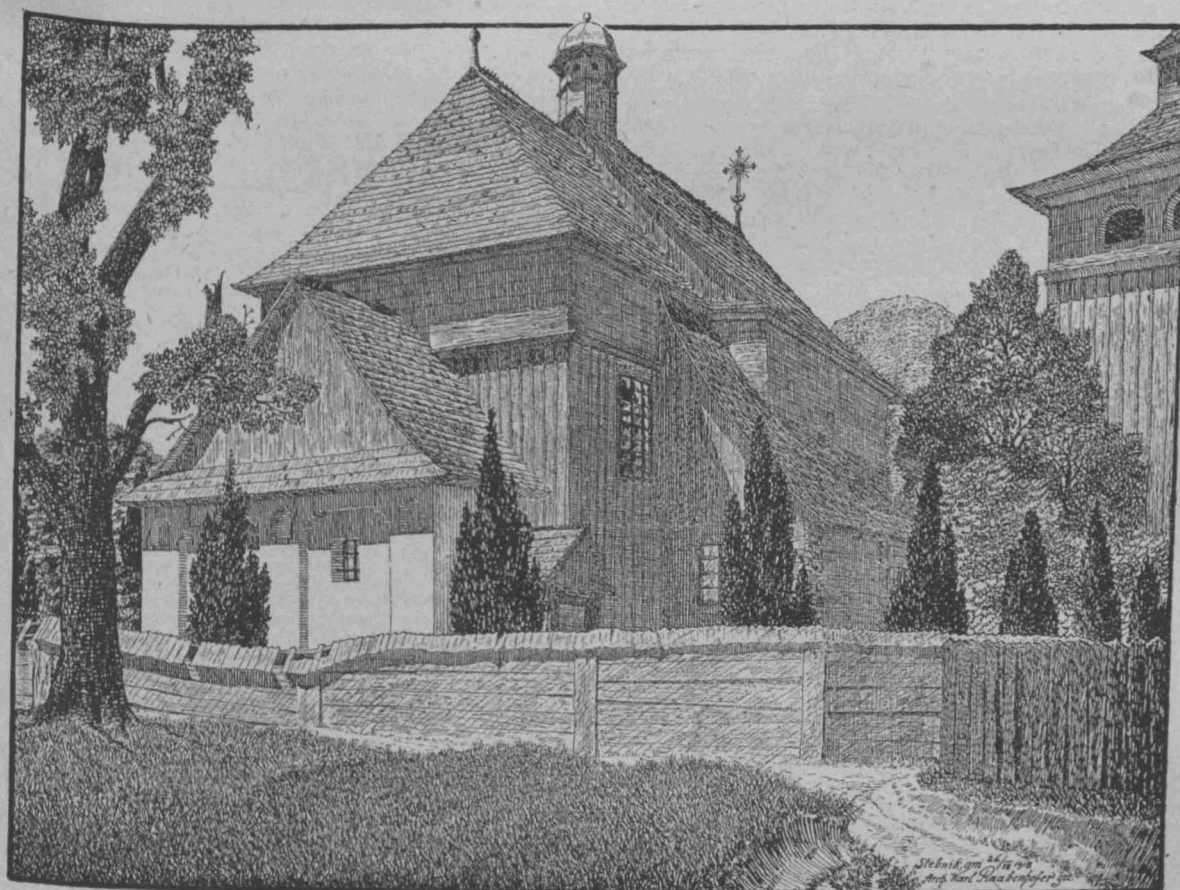
**) Die Verhältnisse des Krieges verbieten die Nennung.

Zusammenfassung.
Da diese Erörterungen die Untersuchung der Berechtigung, die drei Arten des Ersatzes von Eisenbauten allge-

mein und für die Dauer zu empfehlen, zum Zweck haben, so ergab sich eine starke Hervorhebung der Mängel der Ersatzbauweisen im Gegensatz zur Betonung ihrer Vorteile



St. Barbara-Kirche mit St. Barbara-Quelle in Galizien.



Alte ukrainische Holzkirche in Stebnik in Galizien.
Nach der Natur gezeichnet von Architekt Karl Raabenhofer. Im Felde.

in sonstigen Veröffentlichungen. Der Verfasser wiederholt hier, daß daraus nicht die Absicht gefolgert werden darf, Stein, Mörtel, Holz und Verbundbau überhaupt dem Eisen gegenüber als minderwertig oder gar unbrauchbar hinzustellen; jede Bauart hat für gewisse Zwecke überwiegende Berechtigung. Das aber setzen die vorstehenden Erörterungen außer Zweifel, daß gerade für eilig zu betreibende Bauten in Kriegszeit das Eisen der überragend verwendbare Baustoff ist, solange man seinernur irgend habhaft werden kann. Nur das Holz in seiner Urgestalt als roher Stamm kann für gewisse, ihrer Art nach nicht zahlreiche Zwecke erfolgreich damit in Wettbewerb treten, und bei sehr schweren Massenbauten in der Erde der bewehrte oder auch unbewehrte Grobmörtel. Ist Eisen nicht verfügbar, so treten die anderen Stoffe in allen Fällen als Notersatz ein, für die Art ihrer Verwendung liegen aus neuester Zeit wertvolle Beispiele vor.

Zu bestreiten ist, daß allgemein im und auch nach dem Krieg das Abkehren von den ausgetretenen Bahnen des

Eisenbaues zu empfehlen sei. Der Eisenbau hat seine Stellung auf Grund seiner Vorzüge erlangt und sich soweit verbreitet, wie seine Art ihn berechtigte. Kürze der Bauzeit, Kosten und Eignung für den Zweck haben bei der Wahl auch vor dem Krieg den Ausschlag gegeben, nicht Gewöhnung oder unberechtigte Liebhaberei; sie werden das auch in Zukunft tun.

Der überstürzte Ersatz des Eisens hat sich durchaus nicht immer bewährt, in vielen Fällen hat man die Ueber-eilung später als schädlich empfunden. Auch im Krieg, noch mehr im Frieden, sollte die Wahl unter sorgfältiger Abwägung der Umstände im Einzelfall getroffen werden.

Das Kriegsamt, namentlich die Prüfstelle für Bauten, enthält sich in richtiger Erkenntnis dieser Gesichtspunkte denn auch der Einwirkung in bestimmter Richtung. Bautechnisch nicht höchstwertige Lösungen werden von den amtlichen Stellen nur dann empfohlen, wenn sie auf anderen Gebieten kriegswirtschaftlich vollen Ersatz leisten, oder wenn die Not der Zeit sie erzwingt. —

Vermischtes.

Zum Stadtbaumeister von Heilbronn wurde der „Neck. Ztg.“ zufolge am 12. Sept. 1918 einstimmig der städtische Bauinspektor Scherer in Heilbronn gewählt. Der neue Stadtbaumeister für Hochbau ist der Nachfolger des Stadtbaumeisters Arnold; er war vorher 4 Jahre beim Bezirksbaumeister in Ulm tätig und trat 1900 in die Stadtbauverwaltung von Heilbronn ein, wo er bis 1909 vertretungsweise das städtische Hochbauamt I leitete. Die Hochbauämter wurden später vereinigt und wiederum der stellvertretenden Leitung Scherer's unterstellt, bis dieser nunmehr zum wirklichen Leiter gewählt wurde. Scherer führte verschiedene größere städtische Bauten teils nach eigenen, teils nach fremden Entwürfen aus, unter anderen die Frauen-Schwimmballe, einen Erweiterungsbau zur Gewerbeschule und zur Mädchenschule, das Stadt-Theater und verschiedene Schulhäuser. —

Wettbewerbe.

In dem Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau der katholischen St. Martins-Kirche in München-Moosach, über den wir S. 176 berichteten, erhielt den I. Preis von 2500 M. der Entwurf des Architekten Leitendorfer; den II. Preis von 2000 M. der des Architekten F. X. Knöpfle; den III. Preis von 1500 M. der des Architekten H. Limbrunner und den IV. Preis von 1000 M. der Entwurf des Prof. Georg von Hauberrisser, sämtlich in München. —

In einem Wettbewerb der Frankfurter Zeitung zur Erlangung von künstlerischen Werbe-Beiträgen für die 9. Krieganleihe fielen ein I. Preis von 1000 M. an Zietara, ein II. Preis von 500 M. an Ernst Heigenmooser, beide in München, und III. Preise von je 200 M. an Carla Witte in Berlin, Ludwig Enders in München, Walter Becker in Karlsruhe und Breest im Felde. Zum Ankauf wurden empfohlen Arbeiten von Jakob Kranz im Felde, Paul Plontke in Berlin und Marte Bertina in Frankfurt am Main. —

Im Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für einen Wasserturm und Bebauungsplan im Gewann Forst bei Stuttgart sind rechtzeitig 47 Arbeiten eingelaufen. Das Preisgericht, das aus den Hrn. Prof. E. Högg in Dresden, Brt. Heim, städt. Ob.-Brt. Pantle, Stadtbrt. Muesmann und städt. Bauinsp. Link bestand, hat beschlossen, statt der vorgesehenen Preise zu 1200, 900 und 600 M. drei gleiche Preise von je 900 M. zu verteilen an die Entwürfe: „Breit gelagert“ der Architekten Prof. P. Schmohl und Arch. G. Staehelin in Stuttgart; „Ohne Wasserkopf“ des Hrn. Prof. P. Bonatz, sowie „Eckturn“ des Architekten A. Abelselbst. Zum Ankauf für je 300 M. wurden empfohlen die Entwürfe „Höhe“ des Dipl.-Ing. Otto Weiler, „Exzentrisch“ des Reg.-Bmstr. Hans Freese und „Höhe 420“ des Ob.-Baurates Prof. H. Jassoy, sämtlich in Stuttgart. —

Ein Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für künstlerische Ankündigungen der Adlerwerke in Frankfurt am Main, Plakate für Automobile, Fahrräder und Schreibmaschinen betreffend, wird unter Verheißung von Preisen im Gesamtbetrag von 5700 M. für inländische Bewerber ausgeschrieben. Frist: 2. Januar 1919. Im Preisgericht befinden sich u. A. die Hrn. Prof. J. V. Cissarz, Kunstmaler F. K. Delavilla, Geh. Brt. Prof. F. Luthmer und Prof. C. Nebel, sämtlich in Frankfurt am Main. —

Wettbewerb Rathaus-Neubau Emmerich. Der Bürgermeister der Stadt Emmerich macht unter dem 21. Sept. 1918 bekannt, daß die Frist zur Einreichung der Entwürfe auf

Wunsch einer größeren Anzahl von Teilnehmern vom 1. Okt. auf den 1. Nov. 1918 verlängert sei. Die Bekanntmachung trägt das Datum des 21. September, erscheinen konnte sie erst in den Fachschriften vom 25. September, also nur 6 Tage vor dem zuerst in Aussicht genommenen Termin. Das ist gänzlich unzulässig und muß eine große Zahl der Teilnehmer am Wettbewerb benachteiligen. Das hat die Stadtverwaltung auch empfunden, denn sie stellt den Verfassern bereits eingereichter Entwürfe diese „auf Wunsch“ bis zum neuen Termin „zur weiteren Ausarbeitung“ postfrei zur Verfügung, wodurch den Nachteilen natürlich nicht begegnet wird. Ist das S. 144 der „Dtsch. Bztg.“ genannte Preisgericht über die Termin-Verlängerung befragt worden und hat es dieser zugestimmt? —

Wettbewerbe zu Entwürfen für Kriegs-Erholungsheime. Im Anschluß an die Mitteilung S. 348 über einen Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für ein Künstlerheim in Adelsbach bei Bad Salzbrunn in Schlesien sei ergänzend mitgeteilt, daß zwei Aerzte in Posen, Obergeneralarzt Dr. Rochs und Stabsarzt Dr. Clauss eine Stiftung errichtet haben, die kriegsbeschädigten oder in Not geratenen Künstlern im weitesten Umfang und Dichtern nützen soll. Ein Hauptziel dieser Stiftung ist die Errichtung von Kriegs-Erholungsheimen, deren 3 geschaffen werden sollen. Für das eine ist bereits ein Gelände in Adelsbach in Schlesien erworben und der oben genannte Wettbewerb erlassen worden. Ein zweites Heim soll in Bayern, ein drittes am Rhein errichtet werden. Wenn die Vorarbeiten für letztere beiden Heime einen gewissen Stand erreicht haben und namentlich für sie Gelände gesichert sind, ist anzunehmen, daß auch für sie engere Wettbewerbe erlassen werden dürften. —

Chronik.

Ausschuß für städtebauliche Arbeiten in Konstantinopel. Die wiederholten ausgedehnten Brände in den alten Teilen von Konstantinopel haben in das Stadtbild weit klaffende Lücken gerissen, die schon seit mehr als 10 Jahren offen liegen, nunmehr aber der Wiederbebauung zugeführt werden sollen. Zu diesem Zweck hat der Ministerrat einen Ausschuß für die Verfassung neuer Bebauungspläne eingesetzt, in den neben einheimischen Kräften auch deutsche Vertreter des Städtebaues berufen werden sollen. Es wird dem Ausschuß die gerade für Konstantinopel nicht leichte Aufgabe gestellt sein, die neuen Pläne den Wohnbedürfnissen und Verkehrsorderungen der Gegenwart anzupassen, aber auch die künstlerischen Ueberlieferungen des alten Stadtbildes so zu schonen, daß dessen Charakter so wenig wie möglich eine Störung erfährt. —


Ein Erweiterungsbau des bayerischen Kriegs-Ministeriums in München ist mit einem Aufwand von 750000 M. während des Krieges nach den Entwürfen des Intendantur-Assessors Dr.-Ing. Serini in München ausgeführt worden. Die Erweiterung ist durchgeführt worden im Anschluß an das Anwesen Schönfeld-Straße 9, auf dessen ausgedehntem Hofgelände Neubauten errichtet wurden, durch welche das Haus in organische Verbindung mit den älteren Bauteilen des Kriegs-Ministeriums gebracht wurde. —

Das 200 jährige Bestehen der St. Aegidien-Kirche in Nürnberg ist der „M. A. Abdtg.“ zufolge dort am 1. September 1918 gefeiert worden. Die alte Kirche brannte 1696 ab und an ihrer Stelle erbaute heutige Kirche wurde am 1. September 1718 eingeweiht. Teile der alten Kirche, die zu den ältesten Gotteshäusern der Stadt gehörte, sind noch in Verbindung mit der heutigen Kirche, so die Teiselkapelle, deren Madonna erst vor kurzem von Kunsthistorikern endgültig als ein Werk von Veit Stoß erkannt wurde. —

Inhalt: Ersatz für Eisenbauten. (Schluß). — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Chronik. — Vereinsmitteilungen. — Abbildungen: Alte Holzkirchen aus Galizien. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H. in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.

Versammlungen und Berichte.


rchitekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg. Vers. am 9. März 1917. Vors.: Hr. Classen, Anwes.: 37 Pers. Eingegangen war ein Schreiben der Gewerbekammer, in dem diese vorschlägt, aus den Kreisen des Architekten-Vereins, des „Bundes Deutscher Architekten“ sowie des Zweigvereins der „Deutschen freien Architektenschaft“ eine Kommission von sechs Herren zu berufen. Diese soll die Aufgabe haben, von Fall zu Fall von der Gewerbekammer bei der Entscheidung von Fragen, welche die Architektenschaft berühren, zu Rat gezogen zu werden, während gleichzeitig die Gewerbekammer es dankbar begrüßen würde, wenn bei Fragen, welche die Gewerbekammer berühren, entsprechende Anregungen durch diese Vertrauensleute der Gewerbekammer zur Kenntnis gebracht würden. Der Vorsitzende führt aus, daß der Architekten- und Ingenieurverein diese Anregung nur freudig begrüßen könne. Der Vorstand schlägt vor, die Hrn. Bendixen und Elingius in diese Kommission zu entsenden. Die Versammlung stimmt diesem Vorschlag zu.

Hierauf spricht Hr. Leo über „Kraftwagenverkehr und neuerer Landstraßenbau“. Der durch die Eisenbahnen verdrängte durchgehende Verkehr auf den Landstraßen hat begonnen, sich von Neuem zu entwickeln, seitdem der Kraftwagen ausgebildet und damit der gleislose Maschinenverkehr auf der Straße ermöglicht worden ist.

Neben dem Verkehr der Einzelpersonen- und Lastkraftwagen entstanden an vielen Stellen öffentliche Autolinien. Es gelang diesen Unternehmungen bereits in beschränktem Umfang und in besonderen Verhältnissen, den Neben- und Kleinbahnen den Platz streitig zu machen. Als Beispiele hierfür werden die um 1906 begonnenen, jetzt etwa 2000 km langen, staatlichen bayerischen Motorpostlinien und die vorhandenen über 100 österreichischen staatlichen Kraftwagenlinien angeführt; diese Autolinien sind unter ausdrücklichem Verzicht auf in der Anlage kostspielige Eisenbahnlinien in den noch

unentwickelten Gebieten und bei den vorhandenen schwierigeren Geländebedingungen eingerichtet und haben mit Erfolg den Verkehr befriedigt und gesteigert. Die beim Kraftwagenverkehr sich noch heute zeigenden hohen Betriebsausgaben gelang es insbesondere beim bayerischen Großbetrieb durch geschickte Organisation, gute Ausnutzung der Werkstätten, sowie des Personales und der Wagen soweit herab zu mindern, daß eine Verzinsung und teilweise Tilgung des bisherigen Anlagekapitales von 4–5 Mill. M. möglich wurde, während eine Verzinsung des anderenfalls für Eisenbahnen benötigten Anlagekapitales von etwa 140 Millionen M. durch den zu bewältigenden Verkehr nicht annähernd hätte erreicht werden können.

Wie der öffentliche Personenverkehr mit Auto-Omnibussen, so hat auch der Verkehr mit Lastkraftwagen zugenommen. Es waren insbesondere die deutschen Heeresverwaltungen, die durch Wettbewerbe, durch die Vorschreibung bestimmter Bedingungen betreffend die Leistungsfähigkeit von Armeelastzügen, sowie durch Unterstützungen an die solche kaufenden und benutzenden Unternehmungen zur Verbesserung und Vereinheitlichung des Baues der Lastkraftwagen und zur Steigerung ihrer Benutzung in Stadt und Land beitrugen.

Zur Erzielung einer günstigeren Ausnutzung von Betriebskraft und Personal stellte es sich nun als erwünscht heraus, durch den Triebwagen nicht nur einen Anhänger ziehen zu lassen, sondern ganze Straßenzüge zu bilden. Das wurde aber beim Ziehen der Anhänger mit einem Triebwagen — beim Vorspann-Prinzip — durch die Eigenschaften der Straße verhindert, und zwar durch ihre ungenügende Tragfähigkeit, die hierdurch bedingte Beschränkung des Triebwagensdruckes auf 6 t, sowie durch die erheblichen Rollverluste der Wagen auf der Straßenfahrbahn, die bei schlechter Chaussee mehr als zehnmal so groß als auf der Schienenbahn sind. Dagegen gelang es dadurch, daß der Vorspann-Antrieb durch den Vielachsen-Antrieb, d. h. durch Antrieb der einzelnen Achsen der Anhänger mittels elektrischer oder mechanischer Uebertragung von einem Generatorwagen aus ersetzt wurde, längere Züge mit Nutzlasten von etwa 30–40 t zu fahren und dabei die Achsdrücke in für die Straße erträglichen Grenzen zu halten.

Als Beispiel erwähnte der Redner unter Vorführung von Lichtbildern einen Straßenzug des französischen Obersten Renard, einen Zug des Oberingenieurs Müller der Siemens-Schuckert-Werke und eine Ausführung mit 10 Anhängewagen nach den Angaben des österreichischen Generalstabsoffiziers von Landwehr, die sich im Krieg für Truppen- und Munitionsbeförderung gut bewährt haben soll und welche sich dadurch besonders auszeichnet, daß die Möglichkeit der Verwendung dieser Wagen auf Eisenbahnen nach Auswechselung der Räder vorhanden ist.

Der Vortragende ging sodann zur Frage der Wirtschaftlichkeit des heutigen Kraftwagenverkehrs über und zeigt an einem Lichtbild durch Gegenüberstellung der Anlagekosten und Betriebsausgaben bei den Eisenbahnen und den Auto-Omnibussen, daß die reinen Betriebsausgaben sich umgekehrt wie die Anlagekosten verhalten. Den mit Rücksicht auf die tragfähigeren und reibungsloseren Schienenfahrbahn geringen Betriebsausgaben der Haupt- und Nebenbahnen von etwa 15 Pf. für ein Wagenkilometer (zweiachsig) stehen aber die drei- bis vierfachen Betriebsausgaben bei Kraftwagen auf der erheblich ungünstigeren Straßenfahrbahn gegenüber. Andererseits sei aber durch einheitliche Zusammenfassung der Kraftwagenbetriebe und geschickte Organisation, wie es bei den bayerischen Motorpostlinien geschehen sei, immerhin eine erhebliche Herabsetzung dieser Kosten, insbesondere des Energieverbrauches, und der hohen Brennstoff- und Gummikosten möglich.

Der Personen- und Güterverkehr auf dem Land in verkehrsarmen Gebieten bei schwierigen Geländebedingungen sei daher, wenn man von städtischen Verhältnissen hier absehen wolle, ein geeignetes Anwendungsgebiet für die Kraftwagen. Im Güterverkehr könne der Lastkraftwagenbetrieb Lasten von 3–50 t bewältigen, er bilde in diesen Fällen ein wirtschaftlich brauchbares Zwischenglied zwischen Pferdefuhrwerk und Eisenbahnen. Nach Ansicht mancher Eisenbahnfachmänner könne der mit Selbstent- und Beladevorrichtung ausgestattete Güterkraftwagen auch eine wertvolle Hilfe zur Erzielung eines durchaus nötigen schnelleren Umlaufes der Eisenbahngüterwagen leisten.

Es wird sodann die Frage erörtert, ob eine Erweiterung des bisherigen Wirkungskreises der gleislosen Bahnen und eine wesentliche Steigerung des Kraftwagenverkehrs wirtschaftlich zweckmäßig und möglich seien. Redner erwähnt hierzu eine Äußerung von Riedler, der die Vorteile des freizügigen Kraftwagenverkehrs gegenüber den an die Schienenbahn gebundenen Eisenbahnen hervorhebt und eine große Entwicklung eines einheitlich und gut organisierten Güterverkehrs in technisch vervollkommenen und durch

Serienbau verbilligten Kraftwagen erwartet, wenn die seit einem Jahrhundert in ihrer Bauart stehen gebliebenen Landstraßen den neuzeitlichen Kraftwagenverkehr durch Verbesserung ihrer Bauart angepaßt würden.

Hierauf wurde vom Redner die Bauart der Landstraßen aus Schotter auf einer Gründung aus Packlage behandelt. Die Nachteile dieser in der Anlage billigen und für leichten Verkehr geeigneten Bauart unter der zerstörenden Wirkung eines dichten, schweren und schnellen Verkehrs von Kraftwagen mit und ohne Gummibereifung werden eingehend geschildert.

Diese Nachteile traten fast in allen Ländern ein. Sie waren wesentlich mit die Ursache der Einberufung der internationalen Straßenbaukongresse in Paris, Brüssel und London. Nach den Verhandlungen dieser Kongresse und den im letzten Jahrzehnt in Deutschland gemachten Erfahrungen erwartet man u. a. von der Verwendung bituminöser Baustoffe, nämlich von Teer und Asphalt, die notwendige Verbesserung der Landstraßen.

Der Teer wird, um eine Bindung des Staubes auf Schotterdämmen zu erreichen, sowohl bei der sogenannten Oberflächen-Teerung angewandt, als auch beim sogenannten Teerschotter-Verfahren, bei dem eine Durchmischung oder Durchtränkung des Schotters der Straßendecklage mit Teer stattfindet. Bei dem letzteren Verfahren hat der Teer infolge seiner Zähigkeit und seiner verkittenden Eigenschaften nach den bisherigen Erfahrungen eine Verbesserung der Tragfähigkeit und Haltbarkeit der Landstraßen ermöglicht. Vorbedingung waren eine richtige Auswahl nach Art und Menge unter den vielfachen Arten von Teer- und Teerpräparaten, sowie der Zusatzstoffe von Sand, Grus usw., sowie ein zweckmäßiges Mischverfahren dieser Stoffe. Als noch wertvoller in seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften hat sich der Asphalt erwiesen.

Nachdem Redner die Fundstätten des Asphaltes auf der Insel Trinidad und in Venezuela erwähnt und auf das reiche Oel-Vorkommen mit asphaltischer Grundlage in den Vereinigten Staaten und Mexiko hingewiesen hat, wurden die durch Mangel an Kalksteinasphalt entstandenen amerikanischen Asphaltbauweisen, der Sand- oder Walzasphalt, sowie die einfacheren und billigeren Asphaltschotter-Verfahren geschildert; es werden die dort nach praktischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Untersuchungen des Asphaltes, der Mischverhältnisse und Mischverfahren erreichten Erfolge zur Verbesserung des dortigen Stadt- und Landstraßenbaues erläutert und eine in der nördlichen Corso-Straße des Stadtparkes in Hamburg unter Verwendung mexikanischen Asphaltes ausgeführte Versuchsstrecke in Lichtbildern vorgeführt.

Als weitere, für die Verbesserung der Chausseen geeignete Straßenbauweise behandelt der Vortragende das von Baurat Gravenhorst in Stade 1885 eingeführte und jetzt weit verbreitete Kleinpflaster. Er bespricht Ausführungen von Kleinpflaster in Hamburg und streift sodann kurz die durch Ersparung an Unterhaltungskosten bei längerer Dauer sich ergebende Wirtschaftlichkeit dieses Pflasters und anderer Pflasterarten unter den verschiedenen Verkehrsverhältnissen, wobei er die in Bezug auf Neubau-, Unterhaltungs- und Reinigungskosten in Hamburg gemachten Erfahrungen gleichfalls mitteilt.

Zusammenfassend führt Redner aus, daß man von den geschilderten Bauweisen erhoffe, mit verhältnismäßig geringen Baukosten unter Beibehaltung der vorhandenen Chaussee-Unterbauten eine erhebliche Verbesserung der für den durchgehenden Verkehr wichtigen Landstraßen erreichen zu können, sodaß deren Tragfähigkeit vermehrt, die Unterhaltungskosten für die Straße aber vermindert werden, und daß ferner infolge der besseren, ebenen Fahrbahn die Betriebsausgaben für die Kraftwagenbetriebe und damit die Wirkungsgebiete der Kraftwagenbetriebe erweitert werden können.

Wie weit die Erkenntnis gedungen ist, daß dieses Ziel zu erstreben sei, geht daraus hervor, daß das Reichsschatzamt sich vor dem Krieg an alle Bundesstaaten mit dem Ersuchen gewendet habe, der Frage einer Verbesserung eines einheitlichen Netzes wichtiger deutscher Landstraßen — einer Art Reichsstraßen — durch eine der geschilderten neuen Bauweisen näher zu treten und gemeinschaftlich zu prüfen, ob und wie die erforderlichen Geldmittel — etwa durch eine Ergänzung der bisherigen Stempelabgabe für Kraftwagen — für eine solche allmähliche Verbesserung flüssig gemacht werden könnten.

Die Versammlung dankt dem Redner für seine hochinteressanten Mitteilungen durch lebhaften Beifall.

Vers. am 30. März 1917. Vors.: Hr. Classen. Anwesend: 33 Pers.

Es handelt Hr. Blohm „Sprache und Schrift der islamischen Völker“. Er gibt dem Bedenken

Ausdruck, das ihn vor dem Entschluß zu einem solchen Vortrag habe beseelen müssen, weil er weder genügend philologisch vorgebildet sei, noch die ausreichende Zeit und Gelegenheit gehabt habe, um das Studium der Sprache und Schrift der islamischen Völker auch nur annähernd bewältigen zu können. Der Umstand aber, daß, wie er bereits am Schluß seines letzten Vortrages über die islamische Baukunst*) bemerkt habe — eine gewisse Verwandtschaft zwischen der Sprache und Kultur eines Volkes einerseits und seinen Architekturformen andererseits bestehe, und daß aus den zahlreichen vorgeführten Lichtbildern die architektonische Bedeutung der Schrift bei den islamischen Bauwerken klar ersichtlich gewesen sei, habe das Verlangen geweckt, auch etwas Näheres über Sprache und Schrift selbst zu hören. Er wage es deshalb, als „Architekt“ im Kreise von Kollegen darüber Einiges zu erzählen.

Für eine Unterhaltung über die Sprache und Schrift der islamischen Völker kommen als Hauptvölker nur die Türken, die Araber und die Perser (die Neuperser) in Frage. Ihnen allen gemeinsam ist als Schrift die mit dem Islam und dem Koran übernommene „arabische“ Schrift, der sich außerdem noch die afghanische Sprache und das Hindustanische bedienen. Die Sprachen der drei genannten Völker aber sind so grundverschieden, wie das bei Sprachen überhaupt nur der Fall sein kann.

In der Hauptsache behandelt der Vortragende die türkische Sprache, die nur 30 % eigene Worte enthält; im übrigen hat das Türkische in der Hauptsache seinen Wortschatz dem Arabischen, sonst aber dem Persischen entlehnt, und dabei ist die arabische Sprache zum Teil unmittelbar, teilweise erst über das Persische ins Türkische gelangt.

Bei der arabischen Sprache wird die Sprache des Koran als das klassische Arabisch und die heutige Sprache der Poesie von der gesprochenen Sprache, wie sie heute in Syrien und Ägypten zu Hause ist, unterschieden.

Es werden in einer Reihe von Lichtbildern Abbildungen von herrlichen Koran-Titelblättern und Koran-Fragmenten vorgeführt. Den Schluß bilden Lichtbilder von islamischen Bauwerken und Kunstgegenständen, bei denen die behandelten Schriften in besonders hervorragender Weise architektonische und künstlerische Verwendung gefunden haben.

Dem Redner wurde reicher Dankesbeifall der Anwesenden. —

Verein für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin. Am 2. Jan. 1918 sprach Hr. Geh. Reg.-Rat, Dr. P. Jessen über „Kunstgewerbe und Baukunst im alten und neuen Rußland“, nach Reiseeindrücken vor dem Krieg.

Nach dem Krieg dürfen und müssen wir vor allem an den Wiederaufbau unserer Handwerkskunst und unserer Kunstindustrien denken. Dazu müssen wir unsere künftigen Wettbewerber besser als bisher kennen. Es scheint, daß wir zuerst mit Rußland in erneuten Austausch treten werden. Deshalb ist es zeitgemäß, durch Wort und Bild einige Fingerzeige über russische Kunst zu geben, soweit das im Rahmen eines Abends möglich ist. Mir helfen dazu Beobachtungen, die ich kurz vor dem Krieg bei zweimonatlichem Aufenthalt auf russischem Boden habe anstellen können. Dort habe ich auch ergänzen können, was die Bibliothek des Kunstgewerbemuseums von den reichen kunstwissenschaftlichen Werken über Rußland bereits besaß. Allerdings muß man zu diesem Zweck sich mit der russischen Sprache und ihren vielen Schwierigkeiten vertraut machen, wird sich aber belohnt finden. Besonders konnte ich mich durch die ausgezeichnete Geschichte der russischen Kunst von dem Maler und Kunsthistoriker Igor Grabar unterrichten. Bis zum Krieg waren von ihr vier stattliche Bände mit trefflichen Bildern erschienen. Immerhin ist auch heute noch die weite Kunstwelt des Riesenreiches schwer zu übersehen und läßt sich hier nur andeutend schildern.

Zuerst die Welt des alten, eigentlichen Rußland. Sie war ja dem Westeuropäer bis zu den Zeiten Peters des Großen fast unzugänglich. Noch im 16. und 17. Jahrhundert galt eine Reise zum Großfürsten nach Moskau für ein Wagnis wie eine Expedition zum Großtürken oder Großmogul. Fremd waren Klima, Landschaft, Verkehrsmittel, Rechtszustände, Gebräuche, Trachten und vor allem die Sprache: die westlichen Verkehrssprachen, Lateinisch, Italienisch, Französisch, halfen dort nicht weiter. Solch unheimliches Gefühl ist ja auch im späteren Zarenreich dem Reisenden nicht fremd gewesen, soweit er nicht von russischen Gastfreunden umhert und geleitet wurde. Dazu die ungeheure Ausdehnung des Gebietes mit seinen so verschiedenen Kulturen und wechselnden nachbarlichen Einflüssen. Endlich die rasenden Stürme der Vernichtung, die von alters her das Land und seinen Kunstbesitz verwüstet haben: die

*) Anmerkung der Redaktion. Wir werden später hierüber gesondert berichten.

2. Oktober 1918.

Bruderkriege unter den Teilfürsten, die wütenden Kämpfe gegen die Westslawen, vor allem aber die alles verheerenden Raubzüge und jahrhundertlangen Gewaltherrschaften der östlichen Steppenvölker; bekanntlich sind die Mongolen 1240 erst durch deutsche Kraft bei Liegnitz heimgeschickt worden. Ihnen hat im Süden und Osten von alter Kunst fast nichts standgehalten.

Noch aber stehen aus der Frühzeit wenigstens im Nordwesten, den die Horden nicht erreicht haben, in dem alten Nowgorod und anderen der deutschen Hansa benachbarten Städten schlichte, starke Bauten, die in ihrer monumentalen Größe von dem Geist altrussischer Kirchenbaukunst eine eindrucksvolle Vorstellung geben. Als dann von Moskau aus das Tatarenjoch abgeworfen und aus den Teilfürstentümern das großrussische Reich gebaut wurde, ist dort der Kunstgeist durchgedrungen, den wir als den eigentlich russischen anzusehen haben. Die Kirchen in Moskau und seinen Ausstrahlungen nach Osten, auf byzantinischen Grundlagen mit unbändiger Phantastik gestaltet und geschmückt, sind nicht ohne Reiz, wenn man sie als Ganzes nimmt und sich nicht durch die uns so fremde Verarbeitung und Vermischung der allzu vielen ornamentalen Anregungen stören läßt. Dieser russischen Lust an bewegter, bunter Zier hat dann im 17. und 18. Jahrhundert das westliche Barock neue Nahrung gegeben; die bewegten Barockkirchen bestimmen bekanntlich weithin das Bild der russischen Städte.

Auch dem Kunsthandwerk des alten Rußland wird man nur gerecht, wenn man bedenkt, daß aus dem großen Mittelalter so gut wie nichts erhalten ist und die prunkvollen Bestände der kirchlichen Schatzkammern fast nur die überladenen Werke der barocken Zeiten bewahren. Auch hier überall die Neigung zum Unbändigen, Gegensätzlichen und Unausgeglichenen; der unsichere Halt in sich selbst; die Vorliebe, sich fremden Einflüssen hinzugeben; die fast kindliche Freude am Bunten in Bauten und Dekorationen. Aber darin lebt auch eine ungestüme, frische, tätige Lebenskraft. So kommt im kirchlichen Kunsthandwerk und mehr noch in der Bauernkunst ein Mischstil zustande, dem gegenüber man nicht immer versuchen darf, die einzelnen Motive herauszuholen, sondern dem man sich mit der Empfindung für das Ganze überlassen sollte. Auch in der Volkskunst der russischen Bauern ist eine eigene Welt erhalten. Das russische Handwerk ist noch reines Bauernhandwerk und die Volkskunst noch eine Bauernkunst. Sie zu pflegen und zu erhalten, hat man sich in Rußland neuerdings gesunde Wege gewählt. Wie die landwirtschaftlichen Organisationen, die Semstwo, dazu beitragen, habe ich in Kiew auf einer großen Ausstellung russischer Industrie beobachten können. Sie führen das Altrussische bis zur Gegenwart fort.

Wir wissen alle, daß es in Rußland zwei Welten gibt, die echt russische und die westliche. Auch diese westliche Kunstwelt hat ihre starken Werte. Ja, als Gesamtbild ist ihr Sitz, Petersburg, heute eindrucksvoller als das altrussische Moskau, das von seinem einstigen, farbigen Wesen so Vieles eingebüßt hat.

Die mächtige Newa durchzieht in 600^m Breite die Stadt. Im Sinn des Städtebauers sind ihre Ufer meisterhaft behandelt. Beiderseits mächtige Straßen mit gewaltigen, meist öffentlichen Gebäuden, die vielfach in Gruppen zusammengefaßt sind. So auf der Nordseite die Gruppen der Bauten, die der Wissenschaft und den Künsten dienen; die wissenschaftlichen Institute, die Akademien, auf der Südseite, vor den hoch überwölbten Kathedralen eine Fülle eindrucksvoller Staatsbauten. Im Einzelnen hat sich aus Peters des Großen Zeit nicht viel erhalten; weit mehr dagegen aus der Zeit der beiden Kaiserinnen, die nach ihm regiert haben. Die Kaiserin Elisabeth, die Feindin Friedrichs des Großen, hat zahlreiche Bauten im Geschmack des Rokoko geschaffen, zu denen sie bereits einen in Rußland geborenen Baukünstler italienischen Blutes herangezogen hat. Die große Katharina II. hat durch fremde und heimische Architekten im Anfang noch im Geschmack des Rokoko bauen und dekorieren lassen, dann aber einen anfangs zierlichen, später wuchtigen Klassizismus eingeführt. Er ist vielleicht in keiner Stadt der Welt so breit und einheitlich durchgeführt wie in Petersburg.

Das Kunstgewerbe unter den beiden Kaiserinnen ist im Wesentlichen das der französischen Einfuhr gewesen. Was an französischen Arbeiten sich in Petersburg erhalten hat, das ist alles vom Besten. Es war vor dem Krieg sammlungsmäßig aufgestellt in der Eremitage. Dort fand sich eine Fülle auserlesener französischer Arbeiten in Silber, Bronze, Porzellan, Holz usw. Auch hat Katharina den Grundstock zu den herrlichen Kunstsammlungen gelegt.

Im Verfolg der romantischen, rückwärts gerichteten Weltanschauung haben im 19. Jahrhundert auch die Russen getrachtet, einen russischen Stil zu entwickeln und dabei dieselben Mißerfolge erlebt, wie der Westen mit seiner

Nachahmung alten Stiles. Besonders ist die Sühnekirche für Alexander II. in Petersburg mit all ihrem bald überladenen, bald trockenen Barock ein übelstes Gegenbeispiel. Dagegen findet der aufmerksame Beobachter in der Baukunst, im Handwerk und namentlich unter den vielen, begabten Malern mancherlei beachtenswerte Ansätze zu zeitgemäßer dekorativer Kunst. Ich würde daraus gern eingehender die ernsthaften Versuche der Kirchenmalerei vorführen, besonders die Werke des greisen Wasnetzow, die rühmliche Theaterkunst (Kostüme und Dekorationen), eine tätige, stark dekorative Buchkunst, auch die durchaus modernen Leistungen der Stroganow'schen Kunstgewerbeschule in Moskau. Es geht ein starker Zug zum Neuen durch alle jüngeren Kräfte. Wenn wir nach dem Krieg zu Rußland wieder in engere Beziehungen treten, so werden wir berücksichtigen müssen, daß die gewaltige revolutionäre Bewegung, die jetzt in Rußland eingesetzt hat, auch für Kunst und Kunstgewerbe Rußlands einen gesunden, jugendlichen, erfrischenden Einschlag mit sich bringen wird. Was wir in Deutschland seit zwanzig Jahren erarbeitet haben, wird jetzt auch in Rußland einsetzen. Für den russischen Markt wird sich das deutsche Kunstgewerbe hierauf einstellen müssen. Man wird im neuen Rußland nicht auf Rokoko und nicht auf Klassizismus zurückgreifen, in denen Hof und Adel sich gefielen. Das neue Bürgertum und der vierte Stand werden sich voraussichtlich leidenschaftlich auch in der Kunst neuen Wegen zuwenden. Setzen wir bei unserem kommenden Verkehr hier unsere Kraft ein, so dürfen wir hoffen, in fruchtbare Wechselbeziehungen zu Rußland zu treten. —

Der Vortragende erntete für seine lebendigen und anschaulichen Schilderungen der geschichtlichen Entwicklung und von Land und Leuten den reichsten Beifall der Versammlung. —

Pfälzischer Architekten- und Ingenieur-Verein. Vorstands- und Ausschußsitzung vom 7. Juni 1918 in Neustadt a. Hdt. Die Aufnahme des Hrn. Architekten Frz. Hofmann jr. in Ludwigshafen a. Rh. als Mitglied wird bekannt gegeben. Im Mai 1918 machte der Verein einen Ausflug mit Damen nach einem Flugplatz, der viel Fesselndes bot; der Vorsitzende dankt Hrn. Arch. Dietrich für seine großen Bemühungen bei den Vorbereitungen und bei der Durchführung des Ausfluges im Namen aller Teilnehmer.

Der Vorsitzende berichtet eingehend über die Ausschußsitzung des „Bayerischen Architekten- u. Ing.-Vereins“ in München am 1. Juni, welche hauptsächlich wegen einer Vorbesprechung der wichtigen Verhandlungsgegenstände enthaltenen Tagesordnung der am 15. und 16. Juni in Cassel stattfindenden Abgeordnetenversammlung des „Verbandes Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine“ abgehalten wurde. Die in der Münchener Ausschußsitzung besprochene Stellungnahme des Bayerischen Vereins zur Casseler Tagesordnung wird besprochen und anerkannt.

Nach Schluß der anregend verlaufenen Sitzung hält Hr. Dietrich einen lehrreichen Vortrag über „Gründung gemeinnütziger Baugenossenschaften zur Lösung der Wohnungsfrage“, an welchen sich eine längere Aussprache schließt. —

Vorstands- und Ausschußsitzung am 12. Juli 1918 in Neustadt a. Hdt.

Die Sitzung leitet in Vertretung des durch Krankheit verhinderten 1. Vorsitzenden der 2. Vorsitzende, Hr. Baumann Hussong. Dieser berichtet eingehend über den Verlauf der am 15. und 16. Juni 1918 in Cassel abgehaltenen 43. Abgeordneten-Versammlung des Verbandes. Es wird von allen Verhandlungsgegenständen ohne Erinnerung Kenntnis genommen. Insbesondere wurde die Frage der Fortführung der Verbandszeitschrift eingehend behandelt. Hr. Hussong erklärt namens der beiden nach Cassel entsendeten Vertreter (Eickemeyer und Hussong), daß sie nach den auf der Verbandsversammlung gegebenen Aufklärungen es für zweckmäßig gehalten haben, daß die Verbandszeitschrift zunächst in einfachem Rahmen — als Mitteilungsblatt für Verbandsangelegenheiten — weitergeführt wird, damit der Verband seine Meinung in einer selbständigen Weise vertreten kann. Hr. Bezirksbaumeister Völcker und Hr. Baurat Geyer bedauern demgegenüber, daß es nicht zur Aufhebung der Zeitung gekommen ist, weil sie sich nach der bisherigen Geschäftsführung nicht bewährt hat.

Es wird das Schreiben eines Mitgliedes verlesen, worin mit Recht beanstandet wird, daß bei den ergangenen Aufrufen zu Jubiläumsfeiern und -Spenden stets Vertreter der verschiedensten Stände und Berufszweige, nicht aber auch Vertreter der technischen Berufe und Vereinigungen, Vertreter der Eisenbahnverwaltung, sowie der Baureferate der kgl. Regierung in die Liste der Ausschußmitglieder aufge-

nommen seien. Das Schreiben regt an, daß gegen diese auffallende Beiseitesetzung des technischen Standes entschieden Stellung genommen werde. Zunächst sollen Erhebungen über das Zustandekommen dieser Ausschußlisten gepflogen werden, namentlich hinsichtlich der Liste des Kreisausschusses der Pfalz bei dem Aufruf vom Juni 1918 zur Ludendorff-Spende für Kriegsbeschädigte, die beträchtliche Lücken aufweist und u. A. auch 2 Namen enthält, deren Träger seit 2 Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilen. —

Der „Verband Deutscher Dachpappenfabrikanten“ hielt am 19. Juni 1918 in Berlin unter dem Vorsitz des Hrn. Stephan Mattar aus Leipzig eine sehr stark besuchte außerordentliche Haupt-Versammlung ab. Der Schriftführer des Verbandes, Dr. W. Wendlandt, erstattete den Geschäftsbericht über die allgemeine Lage. Er konnte die Mitteilung machen, daß die unablässigen Bemühungen des Verbandes betreffend Aufhebung der Stillegung in der Dachpappen-Industrie Erfolg gehabt hätten. Das Reichswirtschafts-Amt habe eine allgemeine Aufhebung der Stillegung unter der Voraussetzung des Einverständnisses der stillgelegten Betriebe in Aussicht genommen, jedoch unter den erschwerenden Bedingungen, daß keine Anforderungen an Kohlen und Arbeitskräfte gestellt würden. Den Hauptteil der Verhandlungen nahm dann die Erörterung eines umfassenden Programmes für den Verband in Anspruch. Um dieses weitgehende Programm zur Durchführung bringen zu können, wurde eine erhebliche Erhöhung der Beiträge beschlossen unter gleichzeitiger Aenderung der bisherigen Stimmberechtigung, indem die Höchstzahl der Stimmen herabgesetzt wurde. Außerdem wurden die verschiedenen die Dachpappen-Industrie berührenden Kriegsmaßnahmen erörtert, vor allem hinsichtlich der Verteilung von Anstrichmasse zu Dachunterhaltungszwecken. —

Bund für deutsche Kachelwerkkunst. Die Gruppe Süddeutschland des „Bundes für deutsche Kachelwerkkunst“ hielt in München ihre ordentliche Jahresversammlung ab. Der erste Vorsitzende, Schulvorstand Riedl, erstattete den Tätigkeitsbericht über das erste Geschäftsjahr. Diesem ist zu entnehmen, daß zwecks Erforschung der Kachelwerkkunst ein Lichtbilder-Archiv angelegt wurde, das die Entwicklung jenes Zweiges des Kunstgewerbes in allen Ländern und Stilperioden nachweist. Für die nach dem Krieg in großer Zahl in Angriff zu nehmenden Kleinhäusbauten wurden künstlerische Kachelofentypen unter Mitwirkung bester Münchener Künstler geschaffen. Die Zentrale für das deutsche Ofensetzergewerbe liefert für die neuen Typen, welche die nicht immer glücklichen Modelle der letzten Jahrzehnte ersetzen sollen, die Konstruktions-Zeichnungen. Es ist geplant, die Ergebnisse des Unternehmens in Form einer Sammelmappe der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Mitgliederstand der Gruppe Süddeutschland ist schon im ersten Jahr von 26 auf 54 gestiegen. Die vorgelegte Abrechnung wurde ebenso wie der Tätigkeitsbericht genehmigt, Vorstandschaft und Verwaltungsrat wurden wiedergewählt. —

Kunsthistorische Gesellschaft Nürnberg. In Nürnberg wurde vor einiger Zeit eine „Kunsthistorische Gesellschaft“ gegründet, welche die Erforschung der Volkskunde und der künstlerischen Vergangenheit des Frankenlandes zum Gegenstand ihrer Tätigkeit macht. Sie kündigte folgende Vorträge an: Dr. Friedrich Dörnhöfer, Generaldirektor der staatlichen Galerien: „die Fränkische Malerei vor Dürer“; Geheimrat Professor Dr. Heinrich Wölfflin: „Dürer und die Deutsche Kunst“; Geheimrat Dr. Max Friedländer, Direktor des kgl. Kupferstichkabinetts Berlin: „Die Nürnberger Malerei der Renaissance neben und nach Dürer“; Geh. Hofrat Dr. Gustav von Bezold: „Fränkischer Barock“; Dr. Walter Stengel: „Fränkische Fayencen“; Professor Dr. Adolf Schulten, Erlangen: „Die Ausgrabungen in Numantia“; Dr. Eduard Fuchs, Zehlendorf: „Geheimnisse eines Sammlers“; Geh. Hofrat Prof. Dr. Sigmund Günther, München: „Wissenschaftliche Leistungen der Nürnberger Künstler“; Dr. Walter Stengel: „Nürnberger Messingergeräte“. Die Gesellschaft, die sich in regelmäßigen Sitzungen mit Neuerwerbungen, Funden und Beobachtungen der Mitglieder sowie mit den Erzeugnissen der Kunstwissenschaft und des Kunsthandels beschäftigen wird, verspricht für die Altertumsfreunde in Nürnberg und Franken der notwendige Mittelpunkt zu werden, den der Münchener Altertumsverein für die gleichartigen Interessen in Altbayern bildet. Der Vorstandschaft gehören an: Dr. Stengel, Kustos am Germanischen Museum als 1. Vorsitzender, Privatier Rehlen als 2. Vorsitzender, Dr. jur. et phil. Süßheim als Schriftführer, kgl. Rat Aures als Schatzmeister, Prof. Bildhauer Heilmeyer, Kirchenrat Schiller und städt. Baurat Wallraff als Beisitzer. —



Rückwärtige Ansicht.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

52. JAHRGANG. N^o 80. BERLIN, DEN 5. OKTOBER 1918.

REDAKTEURE: ALBERT HOFMANN, ARCHITEKT, UND FRITZ EISELEN, INGENIEUR.

Der Neubau der Handelskammer in Dresden.

Architekt: Professor Max Hans Kühne, in Firma: Lossow & Kühne in Dresden.

Hierzu eine Bildbeilage, sowie die Abbildungen S. 368 und 369.



nter der Reihe von Monumentalbauten, die in den letzten Jahren vor dem Krieg in der Ostra-Allee in Dresden gegenüber den Anlagen um den Zwinger entstanden sind, befindet sich auch der Neubau der Handelskammer in Dresden. Gegenüber dem hochragenden, die zierlichen Zwingerbauten in Formen und Massenverteilung ungünstig beeinflussenden Schauspielhaus, das ein wenig glücklicher Bau der gleichen Architekten-Firma ist, bildet das neue Gebäude der Handelskammer eine breit gelagerte, niedere Baumassee, die durch starke Gliederungen und durch anschließende Flügelbauten, durch vorgelagerte Freitreppen mit Terrassen und Balustraden dem Zwinger ein Gegenüber zu geben versucht, das dem glänzenden Lustbau des XVIII. Jahrhunderts nichts von seiner Eigenart und künstlerischen Bedeutung nimmt und in seine Umgebung sich harmonisch und in unterordnender Stellung einfügt, ohne jedoch dadurch nun seinerseits an Bedeutung einzubüßen. Dem Aufbau der Baumassee kamen die Forderungen des Bauprogrammes für die Grundriß-Anordnung entgegen, wenn man nicht annehmen will, was nicht unwahrscheinlich wäre, daß das Raumprogramm und die Bestimmungen für die Lage der einzelnen Raumgruppen entworfen wurden mit Rücksicht auf die Beziehungen des fertigen Bauwerkes zu den gegenüberliegenden Zwingerbauten. Die geräumige Baustelle ließ diese Rücksicht durchaus zu und es geschah durch den Architekten ein Uebriges, auch den auf solcher Grundlage aufgerichteten Aufbau noch zu zerklüften, um den zierlichen und bewegten Zwingerteilen keine harten Wirkungen entgegen zu stellen.

Grundlegend für die Anlage des Gebäudes war die Forderung des Raumprogrammes, alle Amtsräume der Handelskammer einschließlich der Sitzungssäle, Kleiderräume usw. im Erdgeschoß unterzubringen. Gegenüber diesem großen Raumbedarf im Erdgeschoß war im Obergeschoß als einzigem folgenden Geschoß nur eine Wohnung für den Syndikus anzuordnen. Dem entsprechend zeigt sich nun das Bauwerk als eine aus 3 Geschossen bestehende flach hingelagerte Masse mit niedrigen Seitenflügeln und einem erhöhten Mittelteil. In der Hauptansicht kommt das nicht unbedeutende Sockelgeschoß, das noch wichtige Räume enthält, durch die ihm vorgelagerten Freitreppen fast nicht zur Geltung, sodaß das Gebäude mit diesen Treppenanlagen und den nie-



deren, zierlich geteilten Flügelbauten, in der Fassadenteilung des Hauptbaues und der Ausbildung des Mittelteiles mit dem Haupteingang mehr den Eindruck eines zierlichen Barockschlößchens in den Parkanlagen an der Ostra-Allee als den eines Verwaltungsgebäudes macht. Diese Hingabe an die nachdrücklich ausgesprochenen Forderungen der Zwingerbauten ist lebhaft zu begrüßen und hätte wohl auch beim Schauspielhaus trotz aller bühnentechnischen Bedingungen beobachtet werden können.

Die Grundriß-Anlage ist nach den Abbildungen S. 368 U-förmig; ihr Mittelpunkt ist ein geräumiger Wandelgang im Erdgeschoß. Das Untergeschoß enthält als Haupträume im südlichen Flügelbau die Bibliothek mit Aufzug und Vorraum und das Archiv. Im Anschluß daran befindet sich die Wohnung des Hausmeisters; es folgen ein Wirtschaftskeller und Räume für die Angestellten der Handelskammer, die zu beiden Seiten des rechts von der Terrasse gelegenen Einganges für die Angestellten sich befinden. Die Heizungs-Anlage liegt im Mittelbau. Ein zweiter Neben-Eingang wurde an der nördlichen Ecke des Gebäudes angeordnet. Auf ihn folgen im nördlichen Flügel eine geräumige Küchenanlage mit Aufzügen für Festlichkeiten der Handelskammer und eine ausgedehnte Halle für Kraftwagen, die auch als Ausstellungsraum benutzt werden kann. Ihr ist ein Kleideraum mit Aborten beigegeben.

Im Erd- und Hauptgeschoß befindet sich der Haupteingang in der Mittelachse des Gebäudes. Zur Linken der Vorhalle wurde die Treppe angeordnet, die zur Wohnung des Syndikus im Obergeschoß führt, aber auch ins Kellergeschoß hinab führt. Rechts von dem durch den Pfortner überwachten Eingang liegen die dem öffentlichen Verkehr dienenden Geschäfts-Räume der Handelskammer und zwar die Räume für die Sekretäre und Schreiber, ein Lesezimmer, die Kanzlei, ein Arbeitsraum für den Syndikus und die entsprechenden Nebenräume. In der Richtung des Haupteinganges folgt der Amtsraum des Präsidenten der Handelskammer, in den Hof halbkreisförmig ausgebaut, mit seitlichen Vor-

und Wartezimmern. Der linke Gebäudeflügel nimmt den geräumigen Haupt-Sitzungssaal auf, an welchen sich, durch große Schiebetüren mit ihm verbunden, der kleine Sitzungssaal anschließt. Daneben liegt eine Anrichte, die mit den Küchenräumen im Untergeschoß in Verbindung steht. Es folgen in der Nord-Ecke ein Kleideraum mit Aborten. Der Sitzungssaal ist nach Norden und Süden in flachem Bogen ausgebaucht. An der Hauptseite befinden sich noch einige Arbeitszimmer für die Zwecke der Handelskammer. Alle diese Räume nun lagern sich um eine geräumige Wandelhalle von 27^m Länge und 5^m Breite, die das Herz des baulichen Organismus ist; sie wurde gewölbt.

Nur der Mittelteil der Hauptansicht trägt ein Obergeschoß, das die Wohnung des Syndikus enthält, deren Mittelpunkt eine Diele bildet, von der aus Zutritt auf eine Terrasse gewährt ist, die über dem Amtszimmer des Präsidenten liegt. Vor der Diele wurde der über dem Haupt-Eingang befindliche Raum zum Salon bestimmt. Links der Diele wurden nach rückwärts, in der Himmelsrichtung nach Osten, das Speise- und das Wohnzimmer angelegt, während merkwürdigerweise Küche, Mädchenzimmer und Speisekammer ihre Lage an der Hauptfassade erhalten haben. Es erweist sich die Anlage der Stocktreppe an der gewählten Stelle als nicht günstig, da sie die Wohnzimmergruppen zerschneidet. Rechts von Salon und Diele wurde eine Raumgruppe angelegt bestehend aus Herrenzimmer, Fremdenzimmer, Schrankzimmer, Kinderzimmer und Eltern-Schlafzimmer mit Bad. Vom Fremdenzimmer einerseits und vom Mädchenzimmer andererseits ist Zutritt zu geräumigen Terrassen, die über den vorderen Eckbauten des Erdgeschosses sich befinden. Die beiden Flügelbauten der U-Anlage sind nicht mit Räumen überbaut. In das hohe Dach des Nordflügels reicht, wie die Kopf-Ansicht und der Schnitt S. 369 erkennen lassen, der Sitzungssaal hinein, während das Dach über dem schmaleren Südflügel niedriger gehalten ist. Man erkennt ohne Weiteres, daß das Gebäude mit einer gewissen Freigebigkeit angelegt ist, nicht nur im Grundriß, sondern auch im Aufbau. — (Schluß folgt.)

Die Heimstätte des Angestellten.

Unter diesem Titel haben Hans Bechly, Verbandsvorsteher des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes“, und Hermann Frank, Aufsichtsratsmitglied des genannten Verbandes, eine Denkschrift verfaßt „über die Möglichkeit, die Wohnungsverhältnisse der Versicherten der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte durch Erbauung von Kleinhäusern zu verbessern“. Sie ist erschienen im Verlag: Deutschnationale Buchhandlung G. m. b. H. in Hamburg 1917 und ist sehr geeignet, auch die Aufmerksamkeit der Architektenkreise in Anspruch zu nehmen. „Hilf dir selbst, dann wird dir geholfen“, ist das Leitwort der Schrift. Der nach dem Krieg drohenden Wohnungsnot, der großen Säuglings-Sterblichkeit und dem Geburten-Rückgang zu steuern, ist ihr Ziel. Die Mietkaserne ist kinderfeindlich, so sagen die Verfasser. Die Bauunternehmung aber befaßt sich nicht mit dem Bau und der Vermietung von Kleinhäusern, „weil sie nicht ihre Rechnung dabei findet“. Gemeinnützige Unternehmungen für Kleinwohnungs- und Kleinhausbau finden jetzt schon bei den in Betracht kommenden öffentlichen Verwaltungen weitgehende Förderung; man darf deshalb hoffen, daß nach einer gewissen Uebergangszeit den Kriegsteilnehmern und ihren Familien ein menschenwürdiges Obdach bereitet sein, daß fernerhin auch weiten Kreisen der Arbeiter- und Beamenschaft eine umfangreiche Wohnungsfürsorge zu Teil werden wird. Wie aber wird es mit den Angestellten werden? Die Wohnungsnot lastet am schwersten auf der zahlreichen Schicht der Angestellten, die nach den Lebensgewohnheiten des kleinen oder besseren Mittelstandes strebt. Sie leidet außerordentlich daran, daß sie an die Großstadt-Mietkaserne gebunden ist, und weist bevölkerungspolitisch die ungünstigsten Ziffern auf. Nach den Erhebungen des Jahres 1903 beträgt die Kinderzahl der verheirateten Angestellten durchschnittlich nur 2,59! Das berühmte Zweikindersystem wird nahezu von ihnen erreicht. „Der Angestellte ist der moderne Großstadt-Nomade, der in der Lage sein muß, jeden Augenblick sein Zelt abzuschlagen und weiter zu ziehen.“ Beruf und Bodenständigkeit

schließen sich bei ihm aus, Freizügigkeit ist ihm eine Lebensnotwendigkeit. Dennoch aber soll eine Wohnungsreform, die dem Angestellten dauernd Nutzen bringen und auch bevölkerungspolitisch vorteilhaft wirken soll, nur im kleinen Haus, möglichst im Einfamilienhaus mit den Vorzügen des Eigenheimes ihr Haupt- und Endziel sehen.

Für dieses Ziel ist die lokale Baugenossenschaft nicht brauchbar, weil sie die Freizügigkeit beschränkt und die örtliche Festlegung des genossenschaftlichen Kapital-Anteiles auf längere Zeit zur Folge hat. Es muß eine Organisation gegründet werden, die ihren Wirkungskreis über ganz Deutschland erstreckt. Die Verfasser der Denkschrift wollen sogar Deutsch-Oesterreich mit einbeziehen. Leitung, Kapitalbeschaffung und Verfahren müssen einheitlich und den wirtschaftlichen Verhältnissen der Angestellten angepaßt sein. Letztere müssen überall, wo der Beruf sie hinführt, diese Organisation am Werk finden. Es soll die Gesellschaftsform einer gemeinnützigen Aktiengesellschaft gewählt werden, die durch ihre Satzungen Erwerbsabsichten über eine mäßige Verzinsung des Kapitals hinaus dauernd ausschließt. Die Berufsvereine der Angestellten sollen die Gründung in die Hand nehmen und sich selbst mit erheblichem Kapital beteiligen. Die Aufbringung einer Summe von 2—3 Millionen Mark, die vorläufig genügen soll, wird dann keine Schwierigkeit bieten. So glauben wenigstens die Verfasser der Denkschrift, die im übrigen eine nähere Begründung des für ganz Deutschland (und Oesterreich) recht niedrig erscheinenden Kapitalbeitrages unterlassen.

Als zweite und Hauptgeldquelle wird die Reichs-anstalt für Angestellten-Versicherung bezeichnet, für deren Versichertenkreise die Gesellschaft ja ausschließlich geschaffen werden soll. Das Direktorium der Reichsversicherungsanstalt steht, wie die Denkschrift sagt, dem ganzen Plan mit großem Wohlwollen gegenüber. Die Anstalt soll sich am Kapital der Aktiengesellschaft beteiligen und ferner die Grundstücke und Bauten bis zur mündelsicheren Grenze von 50% des Wertes beleihen. Höhere Beleihung ist ihr gesetzlich nicht gestattet. Für die Beschaffung weiterer Mittel sollen die Gemeinden ein-

treten dadurch, daß sie die Bürgerschaft gegenüber dem Geldgeber übernehmen. Um ihr Wagnis zu verringern, sollen die Gemeinden einen starken Einfluß auf die Geschäftsführung ausüben. Ist eine Gemeinde bereit, die Bürgerschaft bis zur Grenze von 75% des Wertes (oder höher) zu gewähren, so sind die Reichsversicherungsanstalt oder auch andere Geldgeber, die sonst an die mündelsichere Grenze gebunden sind, berechtigt, Baugeld und Hypotheken bis zur verbürgten Grenze herzugeben. Die dritte Geldquelle sind die Heimstätten-Bewohner selber, deren Mindestbeteiligung 10% betragen soll. Es wird angenommen, daß die meisten Angestellten aus eigenen Mitteln oder mit Hilfe ihrer Familie einen solchen Betrag aufzubringen vermögen. Es würden also die Reichsanstalt oder ein anderer Geldgeber (unter Voraussetzung der gemeindlichen Bürgerschaft) 75%, die gemeinnützige Aktiengesellschaft 15%, der Angestellte selbst 10% der Boden- und Baukosten zu leisten haben.

Wie aber soll die Freizügigkeit aufrecht erhalten werden? Dadurch, daß den Bewohnern der Heimstätte frei gestellt sein soll, zu kaufen oder zu mieten. Auch für letzteres ist Vorbedingung die Einzahlung von wenigstens 10% des Wertes oder Kaufpreises, der vor dem Einzug des Mieters festgesetzt wird. Der Betrag der Miete soll ein feststehender sein bis auf diejenigen Schwankungen, die durch das Wachsen oder Fallen der Selbstkosten der Gesellschaft bedingt sind. Das Mietverhältnis ist von Seiten des Angestellten beim Ortswechsel kündbar, seitens der Aktiengesellschaft unkündbar. Der seinen Wohnort wechselnde Mieter bleibt Aktionär der Gesellschaft und hat in seinem neuen Wohnort dasselbe Miet- und Kaufrecht, wie in der Stadt, die er verließ. Der Mieter hat ferner das Recht, seine Heimstätte jederzeit zu dem fest stehenden Wert als Eigentum zu übernehmen; er hat in diesem Fall 25% des Wertes einzuzahlen, sodaß der Anteil des Gesellschaftskapitales frei wird. Die Gesellschaft läßt aber ein Wiederkaufsrecht im Grundbuch eintragen, um eine spekulative Weiterveräußerung zu erschweren.

Der Eigentümer hat zu den Hypothekengläubigern ebenso wenig unmittelbare Beziehungen, wie der Mieter. Die Aktiengesellschaft besorgt die Bezahlung aller Zinsen, Tilgungsbeträge und Grundstückslasten und verrechnet diese mit den Hauseigentümern oder findet ihre Deckung in den Mieteinnahmen.

Damit die Gesellschaft ihre Siedelungs-, Bau- und Vermietungstätigkeit über ganz Deutschland (und Oesterreich?) ausbreiten könne — was eine Vorbedingung ist, um die Freizügigkeit der Angestellten zu wahren —, bedarf es eines weitgespannten Organisationsnetzes. Die Berufsverbände haben Ortsausschüsse der Aktiengesellschaft zu gründen mit eigenen Vorständen und Vorsitzenden, die von der Gesellschaft die Mittel und die Anleitung für ihre praktische Tätigkeit empfangen. In den Ortsausschüssen sind die späteren Mieter und Eigentümer vertreten, sodaß den Beteiligten die volle Kenntnis der Geschäftsführung und Häuserverwaltung zugänglich ist. Der Ortsausschuß verhandelt zunächst mit dem Gemeindevorstand in betreff der Bürgerschaftsübernahme und sucht im Falle des Gelingens ein ge-

eignetes Baugelände ausfindig zu machen. Dann erst tritt die Gesellschaft in Tätigkeit, schließt den Vertrag mit der Gemeinde, kauft das Land und beginnt die Erschließungsarbeiten und den Bau. Die Baupläne werden möglichst einheitlich von der Zentralstelle unter Zuziehung erfahrener Architekten bearbeitet und festgestellt. Von der Gesellschaft wird auch die Bauleitung gestellt und der Bedarf an Baustoffen im Großen beschafft, beides unter Berücksichtigung der Örtlichkeit. Der Ankauf im Großen und die Verwendung erprobter Bautypen nach einheitlichen Maßen und Konstruktionen verbilligen den Bau; dieselbe Wirkung entspringt daraus, daß die Kreditfähigkeit der Gesellschaft größer ist, als die einer örtlichen Baugenossenschaft oder eines privaten Unternehmens. Die Ähnlichkeit der Grundrisse hat für die Angestellten, die den Wohnort wechseln, den Vorteil, daß ihre Möbel auch in das neue Haus sich einfügen. Das Äußere der Häuser soll sich der Gegend und der ortsüblichen Bauweise anpassen. Reihenhäuser werden wegen der Ersparung an Bau-, Unterhaltungs- und Heizkosten bevorzugt werden; das Doppelhaus ist bei billigerem Baugelände für größere Wohnungen geeignet, während das freistehende Einzelhaus wohl nur in Betracht kommt, „wenn es für einen Käufer mit 25% Anzahlung mitgebaut wird“. Ställe und Einrichtungen für Kleintierzucht sollen auf Wunsch vorgesehen werden.

Der Schrift sind einige Grundrißlösungen (leider ohne eingeschriebene Maße) nebst Ansichten beigelegt. Letztere stimmen indes nicht zu ersteren. Wertvoll sind die Angaben über Baukosten und Mieten dreier Haustypen von 5, 6,5 und 7,5 m Frontbreite bei 8 m Tiefe nach ihrer Ausführung in Altona vor dem Krieg. Die Anlagekosten betrugen 6740, 8300 und 10900 M., die Mieten 460, 574 und 745 M. oder rund 7% des Anlagekapitales. Dabei ist aber zu bemerken, daß der Preis der fertigen Baustelle mit nur 4.50 M. für 1 qm, die Zinssätze für erste und zweite Hypotheken zu nur 4% und 4% %, endlich Unterhaltungskosten überhaupt nicht angesetzt sind; letzteres mit der Begründung, daß sie durch die Erträge des Gartens gedeckt werden sollen. Rechnet man der Vorsicht wegen einen Bauplatzpreis von 7 M. für 1 qm und ferner für höhere Verzinsungs- und Unterhaltungskosten 1% des Anlagekapitales mehr, so steigen bei gleichbleibenden Baustoffpreisen und Löhnen die Jahresmieten auf rund 550, 690 und 900 M. Haben wir aber nach dem Krieg mit höheren Preisen für Baustoffe und Löhne dauernd zu rechnen, so wird das Ergebnis selbstredend ungünstiger. Ob hiernach die in der Denkschrift aufgestellte Forderung, daß die laufenden Kosten für die Wohnung über die Miete eine gleich geräumige Wohnung im großen Miethaus nicht hinausgehen dürfen, sich erfüllen läßt, bedarf in jedem Fall der genauen Untersuchung. Aber auch vereinen des Falles würde große Verbesserung des Wohnens bestehen bleiben.

Dem Wunsch, daß die Gründung einer „gemeinnützigen Aktiengesellschaft für Angestellten-Heimstätten“ in der beabsichtigten Form sich verwirklichen und von den besten Erfolgen gekrönt werden möge, wird deshalb Jeder, dem die vaterländische Zukunft am Herzen liegt, mit Beifall zustimmen. —

Dr.-Ing. J. Stüb ben.

Die Tätigkeit des „Architekten-Ausschusses Groß-Berlin“.

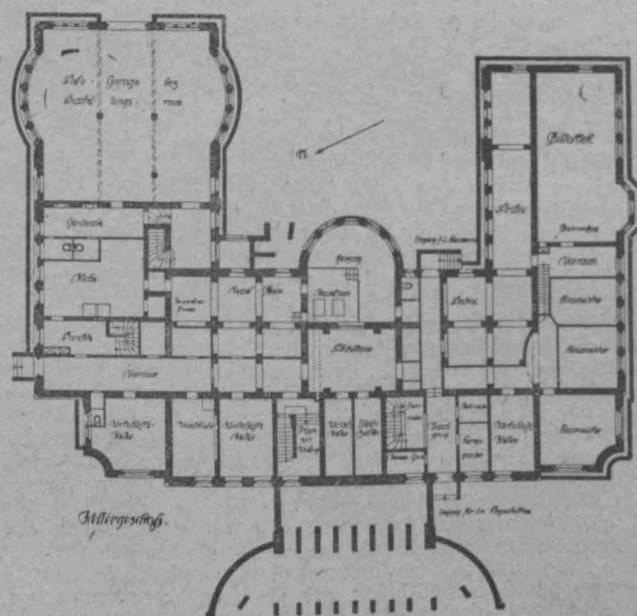
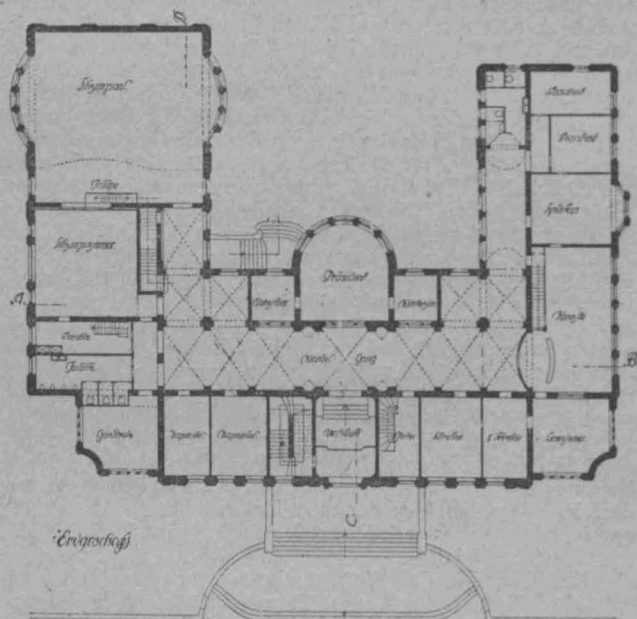
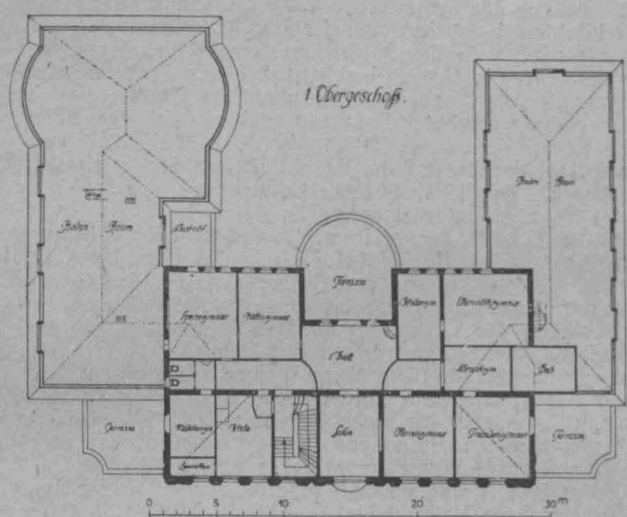
Von Dr.-Ing. Albert Hofmann.

In seiner Anleitung zur Ausbildung des Redners fragt der große römische Rhetor Marcus Fabius Quintilianus, ob man einräumen wolle, daß einige Worte sogar von ihren Gegensätzen abgeleitet werden, wie das Wort Wald, lucus, weil er, durch Schatten verdunkelt, nicht licht sei? Im Anschluß daran hat sich schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus das Wort: „lucus a non lucendo“ gebildet, das uns wieder einfiel, als uns der Tätigkeitsbericht des „Architekten-Ausschusses Groß-Berlin“ auf den Arbeitstisch flatterte. Ein „Architekten“-Ausschuß, dem zur Hälfte Ingenieure angehören, gleichwie wir in Berlin auch einen „Architekten“-Verein haben, der unter der Zahl seiner Mitglieder kaum die Hälfte Architekten besitzt! Lucus a non lucendo! Gewiß ist dieses Wort hier nicht im vollen Umfang anzuwenden; aber wäre für das, was sich aus der Macht der Verhältnisse heraus gebildet hat und bilden mußte, nicht der ursprüngliche Ausdruck „Ausschuß Groß-Berlin“ kürzer, treffender und zweckmäßiger gewesen?

Es gewährt heute einen eigenartigen Reiz, auf die Anfänge zurückzugehen, aus denen vor nunmehr 13 Jahren der städtebauliche Begriff „Groß-Berlin“ in seiner technischen und künstlerischen Bedeutung hervorgegangen ist und zu sehen, wie er sich allmählich zu dem entwickelt hat, was er heute ist und damit in so klaffendem Gegensatz zu dem steht, was ursprünglich gewollt war. Es war gegen

Schluß des Jahres 1905, in der Glanzzeit der „Vereinigung Berliner Architekten“, daß diese in einer großen Sitzung sich mit der Frage der zukünftigen baulichen Entwicklung Groß-Berlins beschäftigte, die der verstorbene Regierungs-Baumeister Em. Heilmann in Neubabelsberg als ein Ergebnis von Gesprächen, die er mit dem Orientforscher Prof. F. Sarre geführt hatte, sowie der Verfasser dieser Ausführungen in der Versammlung der „Vereinigung Berliner Architekten“ vom 16. Nov. 1905 in Vorträgen behandelten. Beide Mitglieder regten damals an, in die Öffentlichkeit den Gedanken, der möglichststen Erhaltung der Garten-, Park-, Wiesen- und Waldflächen bis zu einer bestimmten Grenze in und um Berlin zu tragen und seine vielseitigste Erörterung zu veranlassen. Die Anreger des Gedankens waren der Meinung, daß an die Stelle der bis dahin beobachteten, mehr dem Zufall als der städtebaulich geregelten Planmäßigkeit überlassenen baulichen Entwicklung von Berlin und seinen Vororten, die des einheitlichen, großstädtischen Zuges entbehre, den sie haben könne, eine den Forderungen des modernen Städtebaues entsprechende planmäßige Entwicklung unter gleichzeitiger und gleichmäßiger Berücksichtigung künstlerischer wie hygienischer Gesichtspunkte treten müsse. Der Augenblick der großen Verkehrs-Umwälzungen und die starke Zunahme der Bevölkerung Berlins und seiner Vororte drängten zu einer Lösung dieser Frage und machten sie akut. Die Anreger

waren überzeugt, daß es sich bei den eigenartigen Verhältnissen zwischen Berlin und seinen Nachbarstädten und Vororten um eine sehr verwickelte und schwierige Angelegenheit handele. Die Versammlung nahm den Gedanken auf



Der Neubau der Handelskammer in Dresden.

und beschloß, ihn weiter zu verfolgen. Das geschah in der denkwürdigen Sitzung der „Vereinigung Berliner Architekten“ vom 18. Jan. 1906, in der ein Antrag der Hrn. Th. Goecke, Em. Heimann und Albert Hofmann vor-

lag, der sich mit der Entwicklung Berlins und seiner Vororte vom Standpunkt des Städtebaues beschäftigte und zum Ziel einen General-Bebauungsplan für Berlin und seine Vororte hatte. Zur Begründung ihres Antrages sprachen Hr. Em. Heimann über das Wachstum Berlins und seine bauliche Zukunft, Hr. Th. Goecke über den Wiener Wald- und Wiesengürtel in seiner Bedeutung für den Städtebau, und Hr. Albert Hofmann über die städtebauliche Entwicklung europäischer und amerikanischer Großstädte. Nach allgemeiner Zustimmung fand der Antrag die einstimmige Annahme der sehr zahlreichen Versammlung und es wurde in der darauf folgenden Sitzung vom 1. Febr. 1906 eine Kommission aus den Hrn. Ebhardt, Genzmer, Goecke, Heimann, Albert Hofmann, March und Fr. Wolff zur Beratung der Vorarbeiten zur Verwirklichung des Antrages gewählt. Diese Kommission tagte unter dem Vorsitz des Hrn. Felix Genzmer längere Zeit in den Räumen der Technischen Hochschule in Charlottenburg und sah sich namentlich vor die außerordentlich schwierige Aufgabe gestellt, Angriffspunkte für die ungeheuer große Materie zu finden.

Das ist der Ursprung der Frage und des Wettbewerbes Groß-Berlin!

Und nun setze der Tätigkeitsbericht des „Architekten-Ausschusses Groß-Berlin“ ein. Dieser berichtet, daß Ende 1907 der „Architekten-Verein zu Berlin“, in der gleichen Absicht, die Groß-Berliner Bebauungsfragen vom künstlerischen und technischen Standpunkt fortlaufend im Auge zu behalten und deren einheitliche Lösung anzubahnen, den Bestrebungen der „Vereinigung Berliner Architekten“ beigetreten sei. Es erfolgte unter dem Namen „Ausschuß Groß-Berlin“ die Bildung eines erweiterten gemeinsamen Ausschusses, der sich aus je 7 Mitgliedern der beiden Vereine zusammensetzte; zum Vorsitzenden sollte ein 15. Mitglied gewählt werden, das beiden Vereinigungen angehörte. In diesen erweiterten Ausschuß wurden berufen von der „Vereinigung Berliner Architekten“ die Hrn. Ebhardt, Genzmer, Goecke, Heimann, Alb. Hofmann, Janßen und Schwechten; vom „Architekten-Verein zu Berlin“ die Hrn. Bredtschneider, Eiselen, Körte, F. Krause, Fr. Schulze, Stäbgen und Wieck. Vorsitzender wurde Hr. Otto March. Es erschien nun die für die ganze zunächst beabsichtigte Aktion grundlegende Denkschrift: „Groß-Berlin. Anregungen zur Erlangung eines Grundplanes für die städtebauliche Entwicklung von Groß-Berlin, gegeben von der „Vereinigung Berliner Architekten“ und dem „Architekten-Verein zu Berlin“. Sie war von den Hrn. Otto March, Bodo Ebhardt und Albert Hofmann redigiert und enthielt illustrierte Beiträge von Em. Heimann, Theod. Goecke und Albert Hofmann. Ihr Inhalt gipfelte in der Forderung der Erlangung eines Entwurfes zu einem Grundplan für die zukünftige städtebauliche Gestaltung von Groß-Berlin durch öffentlichen Wettbewerb. Dieser fand statt, hatte jedoch nicht das Ergebnis, das im Sinne der Anreger gelegen hätte, denn das Preisgericht konnte sich nicht entschließen, dem groß gedachten Entwurf von Bruno Schmitz, dessen Anregungen für die zu erwartende Bewegung hätten als Ferment dienen können, an die erste Stelle zu setzen. Es folgte die Städtebau-Ausstellung des Sommers 1910 in den Räumen der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Charlottenburg, die schon durch die Wahl der Räumlichkeiten nicht das abgerundete Bild darbieten konnte, das durch die gewaltige Materie hätte erreicht werden können, die aber gleichwohl ein weit über Preußen hinaus gehendes Interesse fand und namentlich die nicht fachlichen Kreise aufüttelte. Das Parlament nahm die Frage Groß-Berlin in seine Beratungen auf und es erfolgte durch Beschluß des preußischen Landtages die Bildung des „Verbandes Groß-Berlin“, der am 1. April 1912 in Wirksamkeit trat, aber nach seinen gesetzlichen Bestimmungen und der Wahl der leitenden Persönlichkeit etwas ganz Anderes wurde, als von den Fachkreisen beabsichtigt war. Bei allen willig anerkannten Verdiensten in Einzelfragen der städtebildenden Kräfte wird es nicht ausbleiben können, daß der „Verband Groß-Berlin“ nach Friedensschluß in durchgreifender Weise reorganisiert wird, soll er aus erdrückender Kleinarbeit zum Vertreter großer Gedanken werden.

Mit der Bildung des „Verbandes Groß-Berlin“ war die Tätigkeit des „Ausschusses Groß-Berlin“ zunächst beendet. Seine Anreger und Mitglieder waren sich von vornherein klar darüber, daß ihre Tätigkeit nur bis zu einem Punkt gehen könne, an dem mächtigere, mit gesetzlichen Befugnissen ausgestattete Faktoren, eben der „Verband Groß-



DER NEUBAU DER HANDELSKAMMER
IN DRESDEN. ARCHITEKT: PROFESSOR
* MAX HANS KÜHNE, IN FIRMA *
* LOSSOW & KÜHNE IN DRESDEN. *

***** HAUPTANSICHT. *****

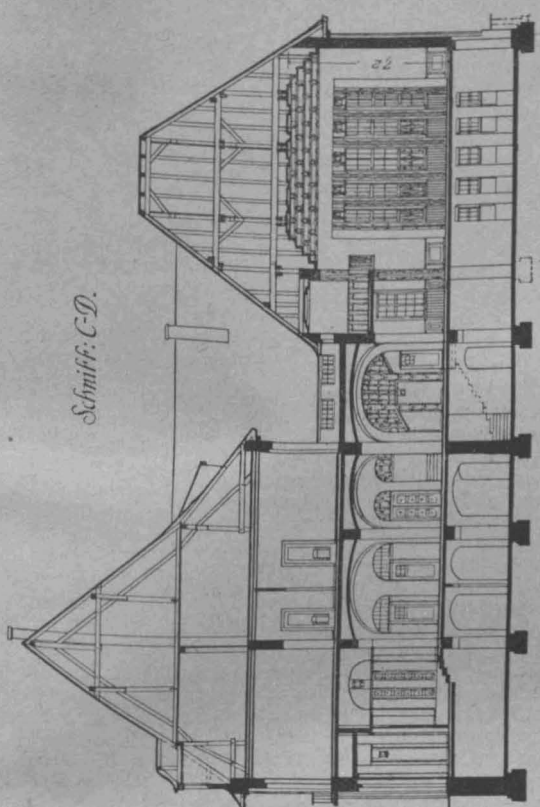
=== DEUTSCHE BAUZEITUNG ===

* * 52. JAHRGANG 1918. * NO. 80. * *

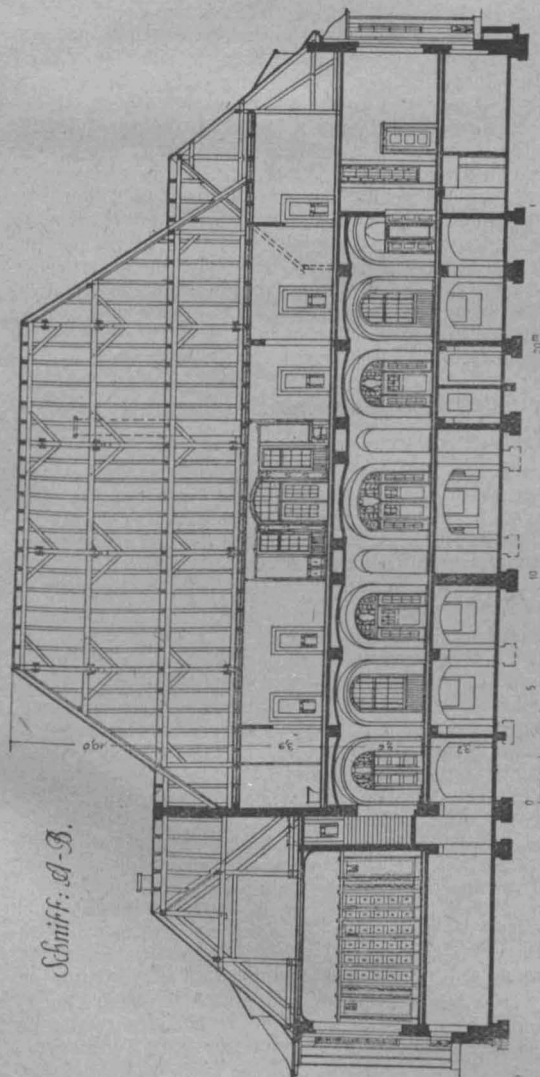
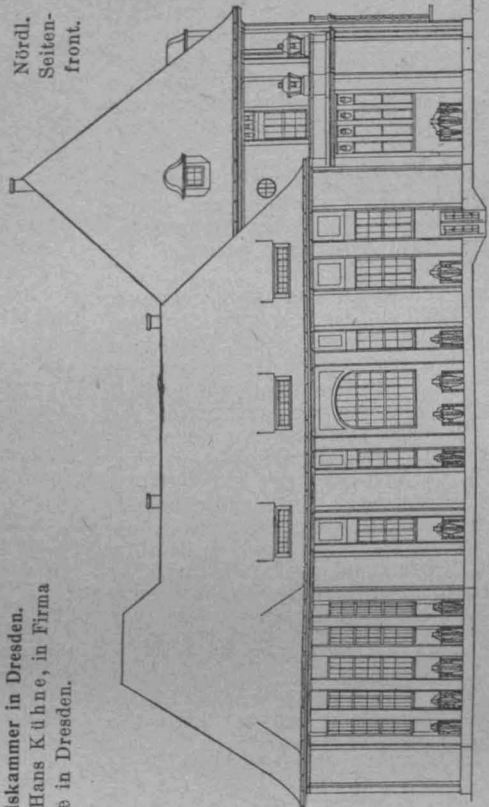
Berlin“, die Arbeit übernehmen würden. Gleichwohl setzte der „Ausschuß Groß-Berlin“ seine beratende und anregende Tätigkeit fort. An seine Spitze war Joseph Stübben ge-

treten und es wurde die Mitgliederzahl auf 21 erhöht, davon 12 aus der Wahl des „Architekten-Vereins“ hervorgegan-

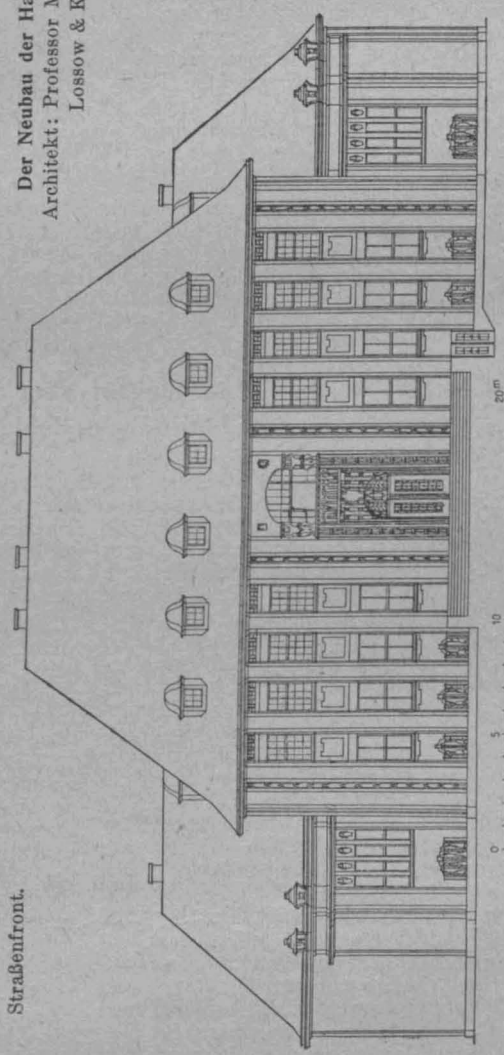
gene, 9 aus der „Vereinigung“. Vier Fragen, in vier Denkschriften niedergelegt, waren die Arbeiten der Jahre 1911 und 1912. Die erste betraf die künstlerische Gestaltung der Tempelhofer Chaussee, ihrer beiderseitigen Bebauung, sowie die Schaffung eines würdigen Eintrittsplatzes vom Ende der Belle-Alliance-Straße in den Bauplan des Tempelhofer Feldes. Die darüber ausgegebene Denkschrift mit dem Titel: „Groß-Berlin, seine künstlerische Einheit und die Einfügung des Tempelhofer Feldes“ enthält Entwürfe von Bruno Schmitz, Gerlach, Möhring, Stübben, Jautschus, Ehardt, Genzmer, Schweitzer, sowie Jürgensen & Bachmann. Die zweite Frage betraf eine statistische Untersuchung über die zu erwartende Zahl der Bewohner auf den für die verschiedenen Bauklassen der Vororte bestimmten Geländen. Die dazu von Ernst Biedermann durchgeführte Denkschrift hat den Titel: „Wieviel Menschen vermag das Vorortgebiet Berlins unter der jetzigen Bauklassenordnung aufzunehmen?“ Die dritte Frage betraf die Verbesserung und Ausbildung der Bauordnung für die Berliner Vororte. An den Untersuchungen waren beteiligt die Hrn. Heidenreich, Sickel, Knoblauch und Wehl. Die vierte galt der Verlegung der Berliner Güterbahnhöfe in die Außenbezirke der Stadt. Der Unter-Ausschuß für Verkehr bestehend aus den Hrn. Kemmann, Krause, Petersen, Suadicani, Wieck und Wittig verfaßte darüber die Denkschrift mit dem Titel: „Ist es mit den Interessen von Groß-Berlin



Nördl. Seitenfront.



Der Neubau der Handelskammer in Dresden.
Architekt: Professor Max Hans Kühne, in Firma
Lossow & Kühne in Dresden.



Straßenfront.

vereinbar, die Güterbahnhofe aus der Innenstadt in die Außenbezirke zu verlegen? Das hauptsächlichste Ergebnis war der Satz: „Die Güterbahnhöfe Berlins bilden einen nicht mehr loszutrennenden Bestandteil der Stadt. Sie gehören zu den Hauptstützen des Handels und der Industrie und sind so eng mit der örtlichen Entwicklung der Hauptstadt verbunden, daß sie in ihrer Lage erhalten bleiben müssen. Sie werden in Zukunft noch unentbehrlicher, wenn die Umwandlung der Innenstadt von der Wohnstadt zur Geschäftsstadt wie bisher fortschreitet“.

1912 wurde der Name des Ausschusses geändert, 1913 wurde die Zahl seiner Mitglieder durch Berücksichtigung der Ortsgruppe Berlin des „Bundes Deutscher Architekten“ auf 24 erhöht. Ueber eine in diesen Jahren gemachte Anzahl von Eingaben, die unter Anderem behandelten Grundsätze für Anlage und Bau von Kleinwohnungs-Siedelungen, dauernde Erhaltung der Wälder, Nichtbebauung der alten Friedhöfe, die Ausbildung des Vorplatzes am Potsdamer Hauptbahnhof in Berlin, in deren Verfolg der Minister der öffentlichen Arbeiten einen öffentlichen Wettbewerb erließ, der jedoch im Lauf des Krieges wieder zurückgezogen wurde, können wir hinweggehen und eine von Bodo Ehardt verfaßte Denkschrift erwähnen, die sich mit einer besseren Verbindung des Kurfürstendamms mit der inneren Stadt durch Anlage eines großen Straßendurchbruches vom Ende des Kurfürstendamms an der Cornelius-Brücke zur Tiergarten-Straße beschäftigt. Die Denkschrift führt den Titel: „Durchbruch Kurfürstendamm“. Als neue Arbeiten wurden 1913 aufgenommen: Bessere Verkehrsverbindung von Grunewald-Halensee mit Westend westlich der Ringbahn; Anlage eines Straßenzuges von Hermsdorf im Norden über Westend im Westen nach Zehlendorf im Süden Groß-Berlin; Platzwahl für das neue kgl. Opernhaus; Architektonische Ausbildung des Reichskanzler-Platzes; Anlage einer Verkehrsstraße vom Kurfürstendamm über Wilmsdorfer Gebiet nach Schmargendorf; Erhaltung von Wiesentälern und Grünflächen im Norden, Osten, Süden und Westen Berlins.

Durch Verschmelzung der „Vereinigung Berliner Architekten“ mit der Ortsgruppe Groß-Berlin des „Bundes Deutscher Architekten“ wurde das Gleichgewicht in der Mitgliederzahl aus den beiden begründenden Körperschaften mit je 12 wieder hergestellt. Rühmend sei hervorgehoben, daß der in der Berliner Öffentlichkeit angeregten Finwölbung des Landwehr-Kanales zwischen Potsdamer-Straße und Kurfürstendamm nicht zugestimmt wurde.

Der Ausbruch des Weltkrieges hemmte zunächst den Fortgang der Arbeiten. Diese wurden jedoch im Oktober 1914 vorläufig mit 2 Fragen wieder aufgenommen, die betrafen die Verlängerung der Wilhelm-Straße nach Norden zur Entlastung der Friedrich-Straße, und die Zulassung von Turmhäusern in Berlin. Der ersten Frage widmete sich Hr. Genzmer, der zweiten Hr. Wittig. Ferner wurden während der Kriegszeit

behandelt der Bebauungsplan für Treptow, die Umgestaltung des Franz-Joseph-Platzes nach der Untertunnelung der Straße „Unter den Linden“, des Belle-Alliance-Platzes, des Oranien-Platzes usw. Eine wichtige Frage regte Hr. Wolfenstein an: Mittel zu beraten, der weiteren planlosen Verzettlung und unkünstlerischen Aufstellung neuer öffentlicher Gebäude in Berlin und Vororten vorzubeugen. Eine darüber vom Anreger und den Hrn. Ehardt und Genzmer verfaßte Denkschrift fordert zugleich die Errichtung eines preußischen Ministeriums der bildenden Künste.

Arbeiten des Jahres 1917 waren u. A. die Wiederaufnahme der Frage der Gestaltung und Bebauung des Platzes nördlich des erweiterten Bahnhofes Friedrich-Straße, Verhütung einer Wohnungsnot, Vereinheitlichung des Groß-Berliner Baurechtes, Verbesserung der Bauordnung für die Hochbaubezirke von Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Wilmsdorf, Neukölln, Lichtenberg und Stralau; Krieger-Gedenkstätte in Groß-Berlin.

Im Jahr 1918 bildete sich unter dem Vorsitz Stübbers der Ausschuß neu. Seine Mittel erhält er von den beiden Vatervereinen, sowie vom Verband Groß-Berlin. Eine wertvolle und nicht genug zu begrüßende Eigenschaft des Ausschusses ist, daß er völlig unabhängig und selbstständig arbeitet und daß seine Beschlüsse nicht von der Billigung der Körperschaften abhängen, die ihn eingesetzt haben und unterstützen. Er unterhält die lebhaftesten Beziehungen zu den zuständigen Ministerien, den Stadtverwaltungen, zur Akademie des Bauwesens, zum Verband Groß-Berlin usw. und sah eine Anzahl seiner Anregungen und Arbeiten vom schönsten Erfolg gekrönt. Der Ausschuß bedeutet das für Groß-Berlin, was die sogenannten Monumental-Kommissionen in München, Stuttgart und Karlsruhe für Bayern, Württemberg und Baden sind. Vielleicht entwickelt auch er sich noch einmal zu einer Monumental-Kommission für ganz Preußen und damit zu einer kräftigen Stütze für das ersehnte preußische Ministerium der bildenden Künste.

Außerordentlich reich und vielseitig ist das Bild der Tätigkeit des Ausschusses in den verflossenen Jahren. Vieles ist angeregt, auch Großes, und nicht Unwichtiges erreicht worden. Die größte aller Aufgaben aber wird für ihn sein die Beratung der baulichen Gestaltung von Groß-Berlin nach dem Krieg. Wien ist vorangegangen, wie wir S. 385 ff., Jahrgang 1916 berichtet haben, vielleicht zu früh; denn es kann unmöglich die geistigen und materiellen Mittel jetzt schon übersehen, die ihm nach Friedensschluß zur Verfügung stehen werden. Für Groß-Berlin ist die Zeit wohl noch nicht gekommen. Wenn sie aber kommt, vielleicht ist sie nicht zu fern, dann möge auch für Spree-Athen — an den Namen sei nicht ohne Grund erinnert — das Wiener Wort gelten: „Nach dem Krieg muß es als wichtigste Aufgabe erscheinen, nur diejenigen auf den Platz zu stellen, die auch selbst das wissen und können, was wir brauchen!“ —

Die Feuersicherheit weicher Bedachung in Versuchen des kgl. Materialprüfungsamtes in Berlin-Lichterfelde West.

Durch Beschluß beider Häuser des preußischen Landtages vom April 1911 wurde die kgl. Staatsregierung ersucht, Versuche anstellen zu lassen zur Prüfung der Feuerbeständigkeit weicher Bedachungsarten. Der preuß. Minister der öffentlichen Arbeiten hat damit das kgl. Materialprüfungsamt in Berlin-Lichterfelde West betraut. Das Ergebnis dieser Versuche ist nunmehr im ersten und zweiten Heft des Jahrganges 1918 der „Mitteilungen“ dieses Amtes*) veröffentlicht worden. Die Prüfung sollte sich erstrecken auf gewöhnliche Stroh-Dächer, Gernentz-Dächer, Reth-Dächer, Strohdocken-Dächer, Heide-Dächer und Schindeldächer. Da diese Dacharten bei der gegenwärtigen Siedelungs-Bewegung an manchen Orten in Rechnung gezogen werden dürften, so sei über diese Versuche hier in Kürze berichtet.

Die Dacharten wurden über kleinen gemauerten Häusern nach Handwerksgebrauch durch geübte Handwerker auf Holzsparren aufgerichtet. Die Prüfung erstreckte sich zunächst auf Durchlüftung, auf Flugfeuer und auf Innenfeuer. Bei dem Durchlüftungsversuch wurde bei verschlossenen Tür- und Fensteröffnungen ein rauchendes Feuer im Inneren der Häuser entzündet, um festzustellen, ob und an welchen Stellen das Dach für Rauch und demgemäß auch für Luft durchlässig sei. Beim Flugfeuer-Versuch wurde die Entflammbarkeit der einige Wochen alten Dächer bei trockenem Wetter in der Weise erprobt, daß brennende Bündel Holzwole oder Strohbindel oder

mit Oel getränkte Bälle aus Putzwole auf der dem Wind zugekehrten Seite der Dächer abgerollt wurden. Bei der Beobachtung über die Wirkung eines Innenfeuers wurde im Inneren eines jeden Hauses ein mäßiges Feuer entfacht und beobachtet, innerhalb welcher Zeit das Dach in Brand geriet und wie sich die Flammen bis zur völligen Zerstörung des Daches fortpflanzten.

Gleichzeitig mit diesen Versuchen wurden Dauerversuche vorgenommen, d. h. es wurden zwei gleichartige Gernentz-, Stroh- und Reth-Dächer errichtet und mehrere Jahre beobachtet. Der Einfluß der Witterung wurde in trockener Jahreszeit durch mehrfache reichliche Berieselung mit Wasser verstärkt. Nach Ablauf dieser Dauerversuche wurden auch diese Dächer den vorhin genannten Versuchen unterworfen. Diese Dauerversuche wurden dann weiterhin noch auf ein Strohdockendach ausgedehnt, dessen Docken mit Lehmwasser nach Gernentz getränkt wurden, und es wurde ferner die Prüfung der Entflammbarkeit zweier einlagigen Thüringer Schindeldächer unternommen, deren Schindeln sich angeblich leichter verziehen, als die bei den vorhin genannten Versuchen gewählten doppelt verlegten Schindeln; die Schindeln wurden roh verwendet und feuersicher imprägniert. Endlich wurden noch Versuche gemacht an einem reinen Gernentz-Dach, dessen Dachstuhl feuersicher imprägniert wurde. Die zuletzt genannten Versuche wurden

*) Verlag von Julius Springer in Berlin W. 9.

unternommen angesichts der Erfahrung, daß das gewöhnliche Schindeldach außerordentlich wenig widerstandsfähig gegen Feuer ist und daß das Gernentz-Dach sehr viel wertvoller werden würde, wenn auch der Dachstuhl unbrennlich oder doch schwer entflammbar wäre. Der letztere Versuch wurde angeordnet, nachdem die ersten Brandproben mit Strohdächern ergeben hatten, daß der gesamte Dachstuhl sehr schnell vom Feuer verzehrt und auch das Schindeldach in wenigen Minuten ein Raub der Flammen wurde. Aus dem letzten Grunde wurde gleichzeitig ein Thüringer Schindeldach unter die Versuche aufgenommen, das aus einer Lage imprägnierter Schindeln auf imprägniertem Dachstuhl bestand. Auch ein Dach mit Bemoosung wurde geprüft.

Sämtliche Versuche, die unter der Leitung des Vorstehers der Abteilung 2 für Baumaterial-Prüfung, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr.-Ing. h. c. M. Gary standen, wurden nach Möglichkeit unter gleichen Verhältnissen, vor allem auch bei gleich bleibender Witterung und gleicher Windrichtung ausgeführt, sodaß sie unmittelbare Vergleiche zwischen den einzelnen Dacharten zuließen. Im Ganzen wurden 13 Versuchshäuser von 3·4 m Grundfläche und 2,5 m Höhe in den Frontmauern aus leichtem Ziegelmauerwerk errichtet und mit hölzernen Dachstühlen versehen. Auf je 4 Dachsparren von 13:13 cm Querschnitt, in etwa 1 m Abstand unter 45° Neigung verlegt, wurden Dachlatten von 4:6 cm so genagelt, daß die Latten auf beiden Giebelseiten der Häuser die Giebelsparren um 12 cm überragten. Gegen die Enden der Dachlatten wurden Windbretter von 15 cm Breite genagelt.

Das Gernentz-Dach wurde aus keilförmigen Strohplatten erstellt, die 60 cm Breite, 70 cm Länge und eine Dicke hatten, die sich von 5 auf 10 cm steigerte. Das Stroh war mit 2 Drahtnähten zusammen gehalten. Die Platten wurden durch mehrmaliges Untertauchen mit einem dünnflüssigen Brei aus Lehm getränkt, der in Ammoniakwasser und etwas Gipswasser verrührt war. Nach Ablaufen der Tränkmasse wurden die Strohplatten naß auf das Dach gebracht und im Verband verlegt. Die Befestigung erfolgte durch Nägel. Der First wurde mit querverlegten Strohplatten eingedeckt. Das 6 Wochen alte Dach ließ zwischen den Dachlatten und den Giebelmauern auf der dem Wind abgekehrten Seite Rauch durch; schwachen Rauch auch am First. Die Dachflächen blieben dicht. Gegen Flugfeuer erwies es sich widerstandsfähig, denn es wurden nur einzelne hervorstehende Halm-Enden entzündet, ohne daß das Feuer um sich griff. Die Auflagestelle des brennenden, ölgetränkten Balles aus Putzwohle wurde nach mehreren Minuten lediglich geschwärzt. Auch am First trat keine weitere Zerstörung des Dachbelages ein. Der Versuch gegen Innenfeuer wurde mit dem rohen Dachstuhl angestellt. Nach einigen Minuten drang schwarzer Rauch durch das Dach und es begannen die Sparren zu brennen. Nach 18 Minuten stürzte das Dach infolge Verbrennens der Sparren und Latten zusammen. Die imprägnierten Strohplatten blieben im Wesentlichen erhalten, waren aber auf der Unterseite stark verkohlt.

Tote.

Ministerialdirektor a. D. Dr.-Ing. h. c. Schroeder †. Wenn wir die technische und wirtschaftliche Entwicklung der preußischen Staatseisenbahnen zurück verfolgen bis zum Jahr 1878, in welchem vom Minister d. öffentl. Arbeiten v. Maybach das große Werk der Verstaatlichung eingeleitet worden ist, so dürfen wir zu den führenden Persönlichkeiten, denen ein wesentliches Verdienst an dem hoch entwickelten bau- und betriebstechnischen Stande des preuß. Eisenbahnnetzes zugeschrieben werden darf, den am 26. September d. J. im hohen Alter von fast 83 Jahren in Berlin verstorbenen früheren Ministerialdirektor der Abteilung für technische Angelegenheiten der Verwaltung der preuß. Staatseisenbahnen Wirkl. Geh. Rat Dr.-Ing. h. c. August Schroeder, Exzellenz, rechnen. Bereits im Herbst 1878 als Vortragender Rat in die Eisenbahnabteilung des Ministeriums berufen, unter Maybachs Nachfolger v. Thielen im Jahre 1893 zum Ministerialdirektor ernannt — als erster preußischer Baubeamter, dem diese Auszeichnung zuteil geworden ist — hat er auch noch unter dem dritten Minister der öffentl. Arbeiten v. Budde bis zum 1. Mai 1905 dieses Amt bekleidet, also 27 Jahre an dieser Entwicklung, an dem zielbewußten Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Bahnhöfe durch neuzeitliche Ausgestaltung erfolgreich mitgearbeitet. Durch ausgedehntere literarische Tätigkeit, durch jahrzehntelange Leitung des „Vereins für Eisenbahnkunde“, durch Mitwirkung in der Akademie des Bauwesens, der er als ordentl. Mitglied seit 1893, als stellvertr. Präsident und Dirigent der Abteilung für Ingenieur- und Maschinenwesen seit 1904 angehört hat, durch seine Mitarbeit im Technischen Ob.-Prüfungsamt, zu dessen Mitglied er 1888 berufen wurde 5. Oktober 1918.

Der Dauerversuch am Gernentz-Dach wurde an einem 3 Jahre alten Dach unternommen. Nach 1 Jahr zeigte sich eine erhebliche Veränderung der Oberfläche durch Niederschlagswasser, das beträchtliche Teile des Lehmestages gewiecht und abgespült hatte. Auf der dem Wetter abgekehrten Seite überzog sich das Dach, von den aufgelegten Moospolstern ausgehend, mit schwachem Pflanzenwuchs. Durch wolkenbruchartigen Regen und weitere Einflüsse wurde eine teilweise Zerstörung der Dachoberfläche durch Auswaschungen herbeigeführt. Im Dachbelag hatten sich Mäuse, auf ihm Pilze angesiedelt. Eine Einbuße an Dichtigkeit konnte nicht festgestellt werden. Durch die Dachflächen drang Rauch in dünnen Schwaden, aber nicht so stark, wie beim Strohdach. Gegen Flugfeuer erwies sich das Dach als widerstandsfähig, denn der herabrollende Feuerball entzündete nur einzelne hervorstehende Halme, ohne daß das Feuer um sich griff. Der 8 Minuten auf der Fläche gelegene Ball hinterließ nur eine verkohlte Stelle oder schwache Flämmchen, die von selbst verlöschten. Innenfeuer entzündete nach 3 Minuten alle Sparren, nach 5 Minuten war auf der Westseite nur noch glühendes Dekungsmaterial, nach 45 Minuten waren vom Dach nur noch die völlig verkohlten Sparren vorhanden.

Beim Gernentz-Dach auf imprägniertem Dachstuhl, Alter des Daches 4 Monate, der Tränkung des Dachstuhles 6 Monate, wurde ein Rauchdurchlaß-Versuch nicht ausgeführt. Das Dach verhielt sich gegen Flugfeuer wie vor. Durch Innenfeuer wurde das Dach zwischen 5—20 Minuten Brennzeit vollkommen von Rauchwolken umhüllt. Nach 18 Minuten glühte die ganze innere Dachfläche, nach 25 Minuten waren Dachlattenstücke, sowie Wind- und Giebelbretterstücke verbrannt, nach 35 Minuten war das Dach zerstört.

Das gewöhnliche Strohdach wurde aus Strohbindeln aus handgedroschenem, langhalmigen Stroh mit den Ähren nach oben auf die Lattung gelegt und auf etwa 70 cm auseinander gebreitet. Die 16—18 cm dicke Deckung erfolgte in 70 cm breiten Streifen. Die Deckung wurde im übrigen nach den handwerklichen Gebräuchen vorgenommen, also mit „Dachspielen“ und verzinktem Draht. Das 6 Wochen alte Strohdach zeigte starken Rauchdurchlaß zwischen Dachlatten und Giebelmauern auf der dem Wind abgekehrten Seite und am First, schwache Rauchentwicklung durch die Dachflächen. Flugfeuer entzündete das Stroh, sodaß sofort gelöscht werden mußte. Innenfeuer entflammte sofort die ganze Innenfläche des Strohes, nach 5 Minuten war die Dachfläche zerstört. 3 Jahre altes Strohdach zeigte außer Dunkelfärbungen keine äußeren Veränderungen; Rauch drang jedoch nach 2 Minuten durch die ganze Dachfläche; Flugfeuer entzündete einzelne hervorstehende Halme; der 1½ Minuten auf dem Dach ruhende Feuerball hat in 3 von 4 Fällen eine Entzündung des Daches bewirkt. Innenfeuer zerstörte das Strohdach nach 20 Minuten gänzlich; die Sparren waren verkohlt und brannten weiter. —

(Schluß folgt.)

und dem er von 1896 bis in das Frühjahr dieses Jahres noch als Präsident vorgestanden hat, ist er auch außerhalb seiner engeren dienstlichen Tätigkeit ein „hervorragender Förderer der Technik des Eisenbahnwesens in Praxis und Wissenschaft“ gewesen, wie ihm das durch die Urkunde seiner Ernennung zum Ehrendoktor der Technischen Hochschule Berlin i. J. 1904 zuerkannt wurde. Mit 70 Jahren schied er aus dem Amt aus, um sich noch über 12 Jahre lang einer tätigen Muße zu erfreuen, geschätzt als ausgezeichnete Fachmann und Organisator unseres Eisenbahnwesens, das im jetzigen Krieg die schwerste Belastungsprobe glänzend bestanden hat, und als lebenswürdiger, zuverlässiger Kollege in weitesten Kreisen beliebt. Der Berliner Architekten-Verein, dem er seit 1862, d. h. seit der Zeit, als er zur Baumeister-Prüfung in Berlin arbeitete, angehört hat, ernannte ihn i. J. 1909 zu seinem Ehrenmitglied. Sein Hingang wird in weiten Kreisen des Bauwesens schmerzlich empfunden. — Fr. E.

Vermischtes.

Zum hundertsten Geburtstag von Conrad Wilhelm Hase.

Am 2. Oktober 1918 waren 100 Jahre verflossen, seit Conrad Wilhelm Hase in der alten mauerumkränzten Hansestadt Einbeck geboren wurde, wo in ihm schon früh der Sinn für die Baukunst erwachte. Nach seinem Studium und der Ablegung der Staatsprüfung in Hannover bildete sich Hase noch praktisch aus und ergänzte seine künstlerische Bildung in München. Er war zunächst 5 Jahre bei den Hochbau-Ausführungen der Hannoverschen Staatsbahn tätig und erhielt 1849 einen Ruf an die Hochschule in Hannover, an der er 45 Jahre als Lehrer der Kunstgeschichte und mittelalterlichen Baukunst wirkte; außerdem

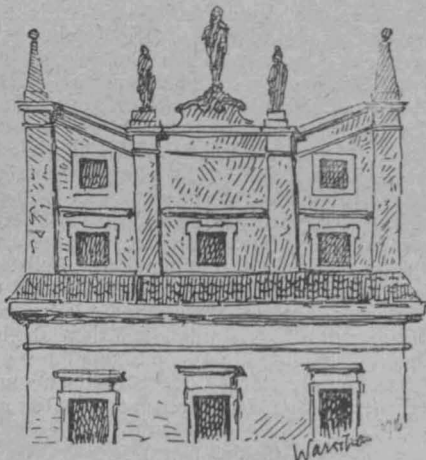
war er bautechnisches Mitglied bei der kirchlichen Behörde. Hochbetagt ist der weit über Deutschlands Grenzen bekannte und durch die Ehrenmitgliedschaft vieler Körperschaften anerkannte Altmeister deutscher Baukunst am 28. März 1902 in Hannover gestorben, wo ihm seine Schüler vor 2 Jahren ein Denkmal errichtet haben. (Vergl. „Deutsche Bauzeitung“ vom 13. Mai 1916.)

Hase gehört zu den Baukünstlern, die einen Markstein in der Entwicklung der deutschen Kunst darstellen. Ragt er schon als begeisterter akademischer Lehrer, als fruchtbarer Baumeister, der über 100 Kirchen und andere Werke geschaffen, als Erforscher und Erhalter alter Bauwerke und als gesuchter Preisrichter bei Wettbewerben hervor, so ist doch sein Hauptverdienst darin zu sehen, daß er der Baukunst gesunde Bahnen gewiesen hat. Er hat den Blick auf unsere heimische Kunst gelenkt, aber nicht wie die meisten Romantiker deren Formen äußerlich angewendet, sondern das innere Wesen deutschen Kunstschaffens erstrebt.

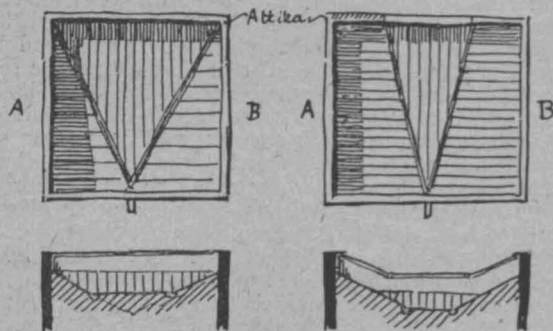
Aus dem Volksempfinden, aus dem Klima und der Umgebung, aus den Baustoffen und der Konstruktion, aus dem inneren Wesen der Aufgabe sollen die Formen folgerichtig erwachsen, das war Hase's Lehre, das nannte er deutsch bauen und Wahrheit üben in der Kunst. Mögen unsere deutschen Künstler immer zielbewußter diese Bahnen wandeln, dann wird ihr Schaffen gesund bleiben, dann wird es vorwärts gehen in unserer Kunst. —

K. Mohrmann.

Dachbildung und Feuersicherheit. Dieselbe Ansicht, wie sie Dr.-Ing. G. Steinlein S. 302 über den Grund, warum das versenkte Dach geschaffen worden sei, nämlich aus Gründen der Feuersicherheit namentlich bei Schindeldeckung, habe ich auch in meinem Buch „Warschauer Bauten aus der Zeit der Sächsischen Könige“ (Berlin, Zirkel 1917) S. 27 ausgesprochen und dabei darauf hingewiesen, das ich dieselbe Anordnung an Bauten des 15. Jahrhunderts in Brügge fand. Solche



Haus Ecke Markt- und Johannes-Straße in Warschau.



Polnische Dachabwässerungen.

habe ich dargestellt in „Historische Städtebilder“ Band XII Brügge (Berlin Wasmuth 1912) S. 30. Da auch das Brügger Haus der Osterlinge, also der aus dem Osten kommenden, deutschen Hansaleute in dieser Weise gebaut war, erklärt sich die Übertragung der Bauform nach Lübeck, Danzig und weiterhin in häufiger und bis in späte Zeit reichender Wiederholung nach Polen. Ebenso findet sich diese Form außer im Inngebiet — so besonders häufig in Salzburg — in Böhmen und Ungarn. In Polen sind namentlich die hohen, die Stadt überragenden Bauten in dieser Weise verdeckt, die bei Brand durch das Flugfeuer der Umgebung besonders gefährlich werden mußten. —

Cornelius Gurliitt.

Doppel-Jubiläum des Staatsrates von Bach in Stuttgart. Am 1. Oktober 1918 konnte der ausgezeichnete Ingenieur, Staatsrat Prof. Dr.-Ing. h. c. von Bach in Stuttgart, das Doppel-Jubiläum feiern seiner 50 jährigen Zugehörigkeit zum Lehrkörper der Technischen Hochschule in Stuttgart, in den er 1868 als Assistent und Dozent eintrat, und der 40 jährigen Wirksamkeit als ordentlicher Professor an dieser Hochschule. Der Jubilar wurde an diesem Tage durch Verleihung der zweiten Stufe der württembergischen Rangordnung ausgezeichnet und es wurde ihm von Schülern und Freunden eine Stiftung von 300 000 Mark zugunsten der Technischen Hochschule überreicht. Wir kommen auf die Wirksamkeit des Jubilars, der sich durch seine tatkräftige Gegnerschaft gegen alle Ummauerung des technischen Berufes die Zuneigung weiterer Kreise erworben hat, ausführlicher zurück. —

Öffentliche Vorträge im kgl. Kunstgewerbe-Museum in Berlin. Von Oktober bis Dezember 1918 werden sprechen: Prof. Dr. Oskar Fischel über „Bürgerliche Kunst“, Entwicklung einer städtischen Kunst seit dem Mittelalter. Der Stil der protestantischen Republik Holland. Sieg bürgerlicher Formen im 18. Jahrhundert. Trennung von Kunst und Volk. Der beginnende Aufbau der bürgerlichen Kunst in unserer Zeit. 8 Vorträge: Dienstag abends 8—9 Uhr, Anfang: 15. Okt. Prof. Dr. Hermann Schmitz über „Kunst und Kunstgewerbe Niederdeutschlands“, Germanen und Slaven. Christentum und Kolonisation. Die Kunst des romanischen Stiles. Die westfälischen und niedersächsischen Städte im 14. und 15. Jahrhundert. Die Hansastädte an der Ostsee und der deutsche Orden. Niederdeutsche Renaissance. Fürstliches und städtisches Barock. Klassizismus und Folgezeit. Bäuerliche Kunst. 8 Vorträge: Freitags abends 8—9 Uhr, Anfang: 18. Okt. Die Vorträge werden durch Lichtbilder und Ausstellungen erläutert. Zutritt unentgeltlich. —

Wettbewerbe.

Das Preisausschreiben des Landesgewerbemuseums in Stuttgart betr. Entwürfe zu Reichspostmarken war trotz 766 Einsendungen von einem Erfolg nicht begleitet, die Preise konnten nicht verteilt werden. Dagegen wurden 20 Arbeiten mit einem Betrag von je 400 M. bedacht und zwar die Entwürfe von E. P. Börner in Meissen, M. Eschle in München, C. W. Hadank in Berlin, Gertrud Klein-hempel in Bielefeld, H. Lehmann in Hohenzollern, K. Michel in Berlin, Aenni Müller-Knatz in Schorn-furt a. M., Paul Plontke im Feld, G. Schliff in Schorn-dorf, Th. Schwab in Berlin, Otto Ubbelohde in Mar-burg, A. Uzarski in Düsseldorf, Paul Wenk in Berlin, O. Wirsching in Dachau, Peter Wolbrandt in Kre-feld und J. Wuerstl in München. Mehr als Anregungen scheinen also aus diesem Wettbewerb nicht hervorgegangen zu sein und konnten wohl auch nicht hervorgehen, da alle Unterlagen für die Schaffung neuer deutscher Briefmarken, die auch eine künstlerische Kritik aushalten, noch in der Schwebe sind. —

Chronik.

Kanal Danzig—Cherson. Zu der unter vorstehender Ueberschrift in No. 62 S. 276 gebrachten Nachricht wird uns mitgeteilt: Wasser-verbindungen zwischen der Ostsee und Cherson am Schwarzen Meer durch Rußland hindurch sind im Lauf der Jahrzehnte schon mehrfach geplant gewesen, ausgehend von Cherson dem Dniepr folgend, folgend nach St. Petersburg, gleichfalls dem Dniepr in den Lauf weiter der Düna nach Riga und endlich vom Dniepr in den Lauf des Bug und der Weichsel übergehend nach Danzig. Von diesem letzteren Plan ist man abgegangen, weil dann der für Rußland die Förderung seiner Beziehungen bestimmte Wasserweg sein Ende in einem deutschen Hafen gefunden haben würde, was man vermeiden zu sollen glaubte. Die Linie nach St. Petersburg hat man aufgegeben, weil hier die klimatischen Verhältnisse — lang-andauernde Unterbrechung der Schifffahrt durch Frost — Anlaß zu Bedenken gaben. Somit ist man neuerdings auf die Linie Cherson—Riga zurückgekommen. Einzelheiten über die diesem neuen Wasserwege zu gebenden Abmessungen und Größenangaben für die Fahrzeuge fehlen noch. Immerhin sollen auch bei diesem Wasserweg die in den Stromschnellen des Dnieprs liegenden Wasserkraften ausgenutzt werden und zur Versorgung des durchströmten Landes mit Kraft Verwendung finden. Neben den sonstigen, diesen Wasserweg behandelnden Entwürfen hat im Jahre 1914 bereits ein Regierungsentwurf vorgelegen mit einer Fahrwassertiefe von 2,25 m, der aber infolge des bald ausbrechenden Krieges nicht sehr gefördert sein dürfte. — D.

Inhalt: Der Neubau der Handelskammer in Dresden. — Die Heimstätte des Angestellten. — Die Tätigkeit des „Architekten-Ausschusses Groß-Berlin“. — Die Feuersicherheit weicher Bedachung in Versuchen des kgl. Materialprüfungsamtes in Berlin-Lichterfelde-West. — Tote. — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Chronik. —

Bildbeilage: Der Neubau der Handelskammer in Dresden.

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

52. JAHRGANG. NO 81. BERLIN, DEN 9. OKTOBER 1918.

REDAKTEURE: ALBERT HOFMANN, ARCHITEKT, UND FRITZ EISELEN, INGENIEUR

Zum goldenen Professoren-Jubiläum von Josef Durm.

Am heutigen 9. Oktober 1918 kann Josef Durm in Karlsruhe die seltene Feier seiner 50 jährigen Zugehörigkeit zu dem ausgezeichneten Professoren-Kollegium der Technischen Hochschule Fridericiana in Karlsruhe begehen. An diesem Tag vereinigen sich alle seine zahlreichen Schüler und Verehrer im Geist, um dem Meister in dankbarem Gefühl für empfangene Lehre und die Einführung in unsere schöne Kunst zu huldigen und wir handeln im Sinn Aller des Kreises um ihn, wenn auch wir den Tag nicht vorüber gehen lassen, ohne nach den schönen südwestlichen Gauen unseres Vaterlandes herzliche Glückwünsche zu senden. Es ist ein nahezu 82 jähriger, dem schwere Schicksalsschläge nicht erspart blieben, der jedoch auch wieder die ganze göttliche Gnade an sich erfahren hat, denn ungebeugt an Körper und Geist durfte er seinen 80. Geburtstag begehen und in gleicher geistiger Frische und körperlicher Elastizität begeht er das seltene Fest seines goldenen Professoren-Jubiläums. Vor wenigen Wochen erst ist der Aufsatz und sind die köstlichen Zeichnungen durch ihn entstanden, die wir kürzlich zu veröffentlichen begonnen haben. Kann die göttliche Gnade einem Menschen Größeres gewähren, als wenn sie ihn befähigt, in so hohem Alter noch so zu schaffen, ein langes Leben voller schöpferischer Arbeit und gewissenhafter Forschung so zu krönen? Ist es nicht mehr als die biblische Gnade, die hier einem sterblichen Menschen zuteil wird?

Wir dürfen es den kundigen Lesern der „Deutschen Bauzeitung“ gegenüber nicht unternehmen, auszuführen, was der große Meister und Forscher dem mit an der Spitze der deutschen geistigen Kultur stehenden Lande Baden, was er der gesamten deutschen Kunst und Wissenschaft bedeutet. Wir haben es aus Anlaß seines achtzigsten Geburtstages im Februar 1917 ausgeführt. Es waren, selbst vom damaligen Standpunkt aus, wenig erfreuliche Verhältnisse, in die er am Karlsruher Polytechnikum eintrat, nachdem er sich in seinem engeren Heimatlande, namentlich aber auch in Norddeutschland durch erfolgreiche Wettbewerbe, Reisestudien und literarische Veröffentlichungen bereits einen weithin geachteten Namen gemacht hatte. Im ersten Jahrgang der „Deutschen Bauzeitung“, als diese noch das Wochenblatt war, das von einigen Mitgliedern des Architekten-Vereins zu Berlin herausgegeben wurde, sind

diese Verhältnisse in einem mit D. gezeichneten Artikel zum Niederschlag gekommen. Gewiß, es sind durchaus subjektive Äußerungen eines temperamentvollen jungen Künstlers — Durm war damals 30 Jahre alt —, aber sie gaben doch die Stimmung wieder, die in einem großen Kreis nicht nur der Baukünstler Südwest-Deutschlands gehegt wurde. An die Spitze seiner Ausführungen, die der Ausstellung von Arbeiten der Bauschüler am Polytechnikum zu Karlsruhe galten, setzte der Verfasser eine Äußerung von Wilhelm Lübke aus dessen 1865 erschienenen Architektur-Geschichte, die lautet: „Des Meisters (Hübsch) Schule hat seit seinem Hinscheiden immer bedenklicher die Erbschaft seiner Fehler angetreten, ohne dieselben durch seine bedeutenden Eigenschaften zu mildern, sodaß die badische Architektur dringend einer Neubelebung und Regeneration durch den Einfluß einer schöpferischen, gesunden Kraft bedarf“. Heinrich Hübsch, am 9. Februar 1795 in Weinheim in Baden geboren, war am 3. April 1863 in Karlsruhe gestorben. Er war ein künstlerischer Charakterkopf in der badischen Kunst und hatte es verstanden, eine in Süddeutschland geschätzte Schule zu erziehen. Mit 27 Jahren, 1822, hatte er eine Schrift verfaßt „Ueber griechische Architektur“. Ihr waren Studienreisen nach Italien, Griechenland und Konstantinopel vorausgegangen. In dieser Schrift bekannte er sich zu der Ansicht, daß eine monumentale Architektur neu zu schaffen sei, die in der Hauptsache auf dem Rundbogenstil beruhen, und in ihren tektonischen und ornamentalen Formen Zweck und Konstruktion in voller sichtbarer Wahrheit erkennen lassen müsse. Von ihm stammte auch die 1828 in Karlsruhe erschienene Schrift „In welchem Stil sollen wir bauen?“, eine Frage, die in dieser oder ähnlicher Form in der Entwicklung unzählige Male wiederholt wurde. Er war ein von hohen Empfindungen getragener Meister, der, wie es heute wieder der Fall ist, in dem Zusammenwirken der einzelnen Kunstzweige das Heil der Kunst erblickte und ihm in der 1847 in Stuttgart erschienenen Schrift: „Die Architektur und ihr Verhältnis zur heutigen Malerei und Skulptur“ zumteil leidenschaftlich beredten Ausdruck gab. Von seinen Werken, die er nach diesen Grundsätzen schuf, sind das Gebäude des Finanz-Ministeriums, das Polytechnikum, die Kunsthalle, die Gebäude des Botanischen Gartens, das Hoftheater in Karlsruhe, die Trinkhalle in Baden-Baden die bezeichnendsten. Es blieb

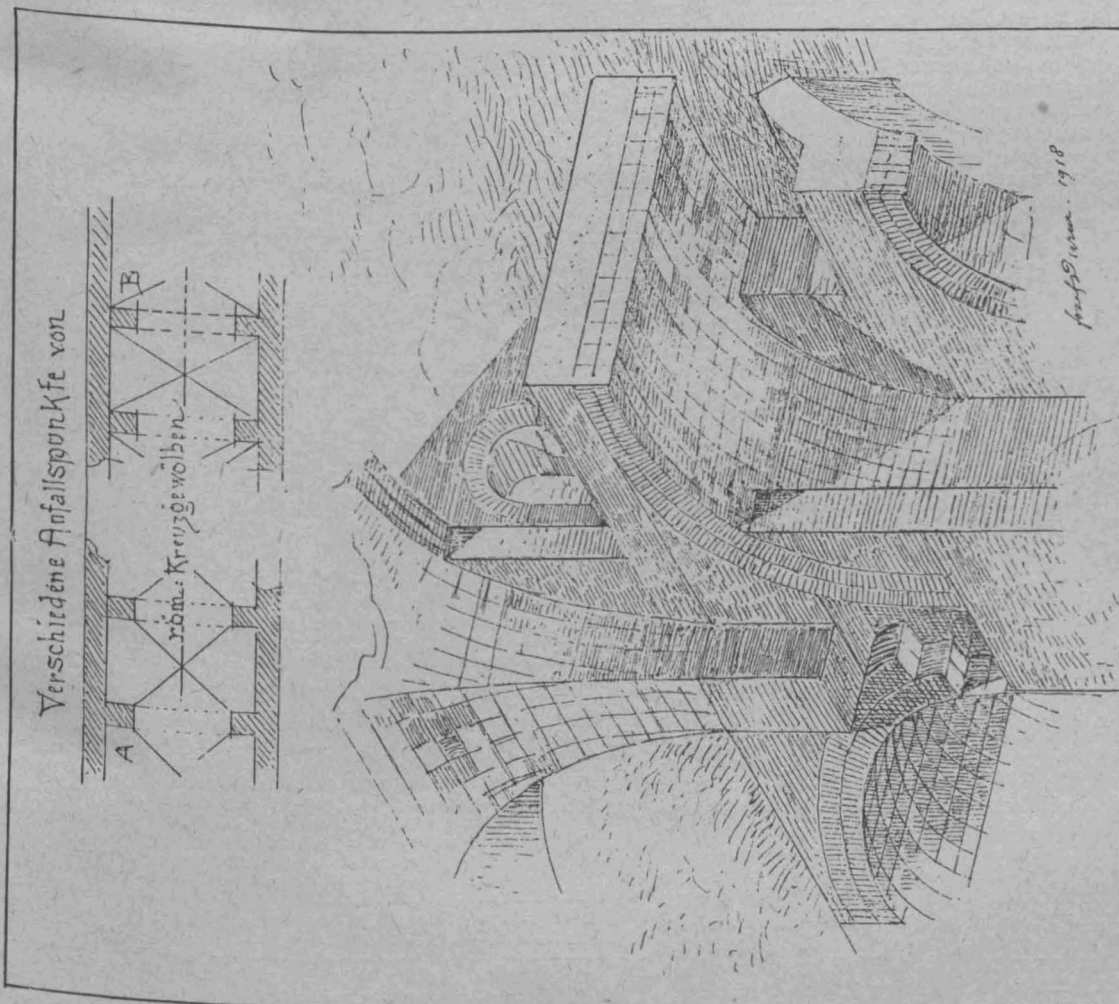
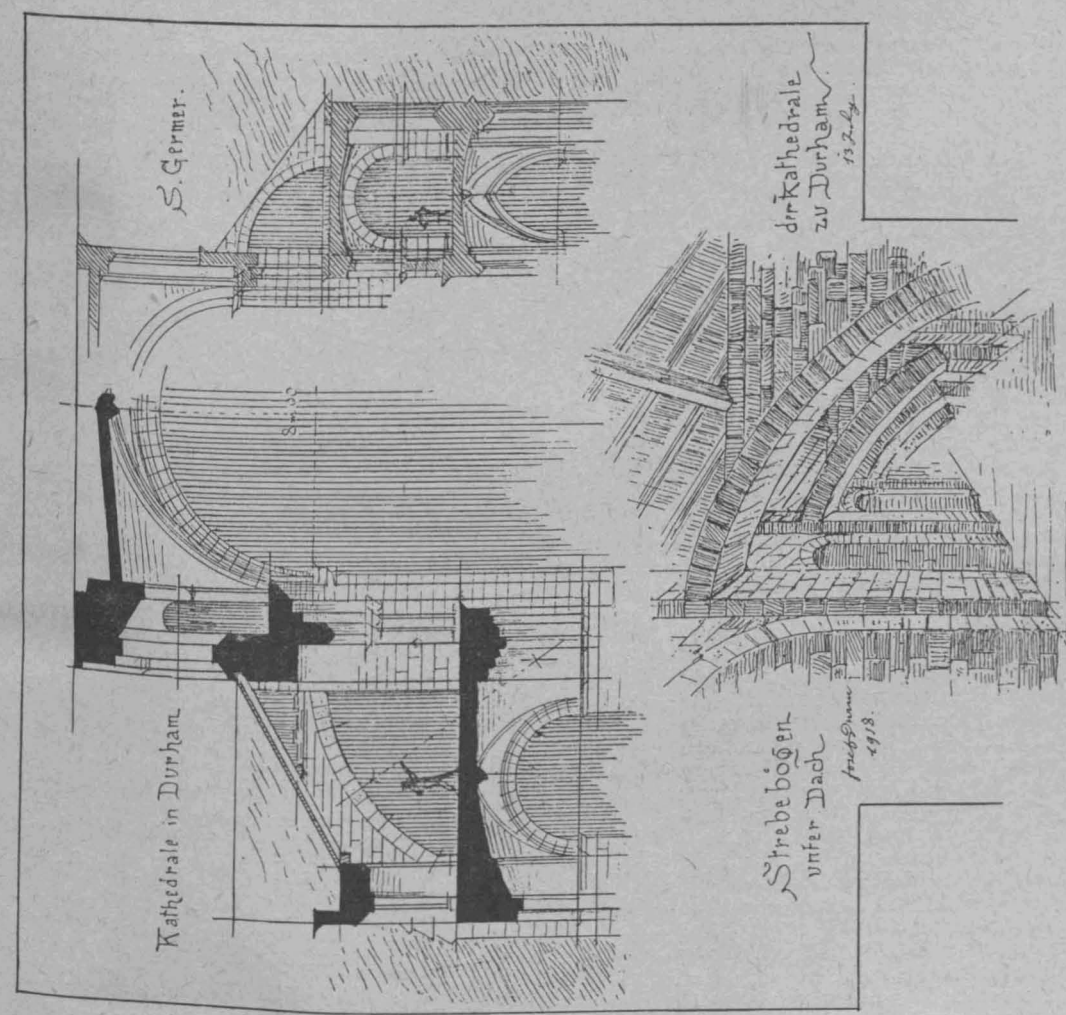
nun aber auch hier nicht aus, daß die künstlerischen Gesinnungen und Lehren des Meisters in der von ihm begründeten Schule zwar fortlebten, aber doch mit der Zeit eine Verflachung erfuhren, die erklärlich ist, wenn man erwägt, daß die Schöpfungen des Meisters selbst mehr der Tätigkeit künstlerischer Reflexion, als tiefer, seelischer Schöpferkraft entsprangen, so bedeutend sie an sich für ihre Zeit waren und so sehr sie auch heute noch in allen Ehren bestehen. Die Schule zeugte verdienstvolle Männer, aber keine stark hervortretenden Charaktere und so mußte sich denn an der Bauschule des Polytechnikums zu Karlsruhe schon wenige Zeit nach dem Tode des Meisters Hübsch das einstellen, was der Verfasser D. des angeführten Artikels mit den Worten kennzeichnet: „Hier beliebt man, um der Schule den Stempel einer gewissen Originalität aufzudrücken, einem „höheren Eklektizismus“ zu huldigen, indem man blind in den Elementen und Grundgedanken jedes beliebigen Baustiles herumtastet und solche in bunter Zusammenstellung an einem und demselben Bauobjekt verwertet, herausgeputzt mit einem bis zur Rohheit verfahrenen Detail. Unter dem Vorwande (konsequent geschieht es doch nicht) nur die, durch die Konstruktion bedingten Elemente, als ästhetisch berechtigt anzusehen, und durch die Negation der Berechtigung der dekorativen Elemente ist man in eine phantasielose Nüchternheit verfallen“. Der Verfasser bekannte sich zu der Ansicht, jede Bauschule der Neuzeit bekunde in ihren Leistungen ein bestimmtes Wollen, eine bestimmte Richtung. Sie schließe sich mehr oder weniger streng an einen der vorhandenen Baustile an, strebe das Wesen und den Geist desselben zu ergründen, und suche die gewonnenen Ergebnisse mit Berücksichtigung unserer modernen Verhältnisse in ihrem Schaffen geistig und praktisch zu verwerten. Man könne mit dem Ueberlieferten nicht brechen, ehe sich nicht eine neue weltgeschichtliche, mit Nachdruck und Kraft verfolgte Idee kund gebe. Der Ausdruck in der Architektur für eine solche habe noch nie gefehlt. Einem Beurteiler mit solchen Grundsätzen konnte die Lehre vom „rein Zwecklichen“, die er in der Ausstellung der Schularbeiten glaubte erkennen zu müssen, nicht zusagen. Diese Lehre genüge wohl, meint er, wenn die Baukunst in Aufführung von Fabrik- und Oekonomie-Gebäuden usw. ihre höchsten Triumphe feiern solle, bei der Lösung größerer, wahrhaft künstlerischer Aufgaben aber zeige sie ihre Unzulänglichkeit empfindlich. Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet trete aus den meisten Arbeiten eine fatale Ideen-Armut entgegen; es mangle denselben oft jede organische Durchbildung, es fehlten häufig alle Wechselbeziehungen zwischen Grundplan und Fassade. Der Sinn für Rhythmus und Proportion, sowie ein feineres Gefühl für ornamentalen Schmuck seien erloschen und würden zurzeit nicht gepflegt. Der im Wesentlichen gut angelegte Lehrplan sei in Wirklichkeit ebenso verfahren, wie die stilistische Richtung der Schule, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein könne. Im Kirchenbau glaube man die altchristliche Richtung Hübsch's auszubauen, indem man geradezu Abenteuerliches leiste. Im Profanbau herrsche ein stilloses, buntes Wesen; zum Studium diene die mehr oder weniger mißglückten Bauten der Herren Lehrer. Warum aber solle der Schüler aus dem Reproduzierten und nicht aus dem Ursprünglichen schöpfen? Seien die unvergleichlichen Leistungen eines Brunelleschi, Peruzzi, Bramante auf dem Gebiet der Zivilbaukunst den Herren vielleicht unbekannt? Und wieder wird Lübke angeführt mit einem Rat, den er einer anderen Bauschule erteilte und der lautete: „So lange man sich gegen ein ernstes Studium der großen Meister der Renaissance sträubt, wird auch keine gesunde Neubelebung der Schule zu erwarten sein. Die Renaissance mit ihrer weichen Mannigfaltigkeit der Planformen, die allen Zwecken des Lebens gerecht zu werden weiß, bleibt für die Bedürfnisse der modernen Zeit der entsprechende Baustil. Nur müssen wir den heutigen Standpunkt, eine reinere und umfassendere Erkenntnis des klassischen Altertums bei der Durchbildung unserer Bauten zur Geltung zu bringen wissen“. Die Studien der alljährlichen Exkursionen seien zu einer geistlosen Vedutenmalerei herabgesunken, künstlerisch ohne Wert und architektonisch zwecklos. Die Vermessungen und größeren Einzelstudien müßten unter allen Umständen obenan stehen. Dem Schüler müsse gezeigt werden, wie er beim Studium von Bau- denkmälern zu verfahren habe; er sei aufmerksam zu machen auf Konstruktion, Steinschnitt und auf die Art und Weise, wie jede Form nach ihrem Stoff — Stein, Metall, Holz — eigentümlich behandelt ist. Ähnlich ungünstig spricht sich der Verfasser über das Figurenzeichnen aus, das zu einem Karrikaturenzeichnen herabgewürdigt sei; Studien für dekorierende Malerei als Ausschmückung von Innenräumen fehlten gänzlich. Die Kollegien wie Kunstgeschichte, Baustillehre und Vorträge über höhere Architektur bewegten sich in einem geistlosen Diktandoschreiben,

Vorträge über Aesthetik und Kulturgeschichte fehlten gleichfalls. Einen befriedigenden Eindruck machten ein Teil des Landschaftszeichnens und die Architektur-Aquarelle. Vortrefflich seien die Baukonstruktion und die Lehre von den Baustoffen von Lang; dieser Unterricht werde nicht leicht von einer anderen Bauschule übertroffen. Auch das Kolleg darüber sei rationell gehandhabt. Die Karlsruher Bauschule erfülle ihren Zweck, soweit es sich darum handele, einfache Werkmeister zu erziehen. Die höhere Aufgabe jedoch, Künstler heran zu bilden, sei unter der jetzigen Leitung außer Acht gelassen. Der Verfasser glaubt nicht nur verneinend aufzutreten zu sein, sondern auch Mittel und Wege an die Hand gegeben zu haben, wie dem einst blühenden Institut wieder aufgehoben werden könne. Die Kräfte dazu habe das Land.

Man sieht, hier sind Spähne geflogen!

Und die Kräfte hatte das Land. Inzwischen starb in Karlsruhe am 14. Nov. 1867 unerwartet und schnell der groß. Bau-Direktor Friedrich Theodor Fischer, 1803 in Karlsruhe geboren und aus der Bauschule Friedrich Weinbrenner's hervorgegangen, ein feiner Künstler und Mensch. Außer in dieser Schule machte Fischer seine Studien bei Huot und Gau in Paris. Größere Studienreisen führten ihn zunächst durch Deutschland, Frankreich und Italien, später auch durch England, Belgien und Spanien. Er war der Vertreter der antiken und von der Antike abgeleiteten Stilarten. Zehn Jahre stand er an der Spitze der Bauschule des Polytechnikums, von 1854–1864, bis er im Sommer 1864 die Bau-Direktion übernahm. In den etwa 2½ Jahren, die von dieser Uebernahme bis zu dem oben genannten Bericht in unserer Zeitung verflossen waren, scheint die Antike nicht die Pflege gefunden zu haben, die weitere Kreise des badi-schen Kunstlebens erwarteten. Es war daher natürlich, daß man nach einem künstlerisch begabten und tatkräftigen Vertreter suchte, wie er in der hier besprochenen kritischen Betrachtung der Arbeiten der Karlsruher Bauschüler als ein Wunsch ersterer Kunstkreise, dem diese starke Stimme Ausdruck gab, gefordert war. Ist es nötig zu wiederholen, daß der Verfasser der Aufsehen erregenden kritischen Betrachtungen, die sich von Schonung frei hielten, Josef Durm war? Und ist es unnatürlich, daß auf ihn zuerst die Aufmerksamkeit der leitenden Stellen der badi-schen Unterrichts-Verwaltung fiel? Der erst 30 jährige Künstler hatte sich bereits einen weithin geachteten Namen erworben und war weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes, ja bereits über die Grenzen der damaligen deutsch sprechenden Länder bekannt geworden und zwar in doppelter Eigenschaft: als Künstler wie als Forscher. Einen ernstlichen Wettbewerber scheint er nicht gehabt zu haben. Als Forscher veröffentlichte er im Januar 1868 in der „Deutschen Bauzeitung“ einen scharfsinnigen Beitrag zur Beurteilung alter Dekorationsmalereien, der ein Vorläufer war für die wiederholten und eingehenden Studien, die er über die Polychromie des griechischen und vorgriechischen Altertums auf seinen fast alljährlichen Reisen nach dem Süden und Südosten Europa's und nach Aegypten anstellte. Er wollte mit seiner Erstlingsstudie dem Umstand entgegen wirken, daß die Künstlerschaft sich mit der einfachen Wiedergabe des gegenwärtigen Zustandes solcher Malereien begnügte, „ohne sich über eine mögliche Disharmonie in den Farben Rechenschaft zu geben, geschweige denn eine solche durch ein gewissenhaftes, vergleichendes, freilich umständliches Untersuchen beseitigen zu wollen“. Seinen Ruf als Künstler hatte er durch entzückende Aufnahmen aus Italien, Griechenland, Kleinasien und Aegypten begründet. In „Erbkams Zeitschrift für Bauwesen“ veröffentlichte er Aufnahmen der Kirche Maria delle carceri in Prato in Toscana; sie waren von demselben Architekten, wie die „Deutsche Bauzeitung“ damals schrieb, „dessen in großer Menge auf dem Hamburger Architekturtag ausgestellte geniale Reiseskizzen unser Interesse lebhaft in Anspruch genommen“. Ueber die Hamburger Ausstellung selbst berichtete unsere Zeitung durch die Feder unseres unvergeßlichen K. E. O. Fritsch mit den Worten: „Baden war einzig durch Durm vertreten, dessen prachtvolle, in diesem Blatt mehrfach erwähnten aquarellierten Reiseskizzen aus Italien allerdings einen der Haupt-Anziehungspunkte der Ausstellung bildeten und seine fast zu zierlichen Entwürfe (Stadthaus in Mainz, Brückenportal in Mannheim, Verkaufsläden in Baden) überragten“.

Dieser Baukünstler nun wurde am 9. Okt. 1868 als Professor an die Karlsruher Hochschule berufen, als welcher er in den Kreis trat, dem Berekmüller, Hochstetter, Heinrich Lang, Otto Warth, Bruno Meyer, Gustav Kachel, Heinrich Krabbes, Hugo Knorr, August Vischer und Eduard Dörr angehörten. Die Wirksamkeit nahm nun den Verlauf, den wir aus Anlaß seines 80. Geburtstages im Jahrgang 1917 unserer Zeitung geschildert haben. Sein persönliches Ansehen nahm bald so zu,



daß er im Verein mit Gerwig und Baumeister zur XVI. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure in Karlsruhe 1870 einladen durfte, zu einer Versammlung, die dann freilich infolge des Krieges nicht zustande kam.

Durm ist eine außerordentliche Natur, die sich so entwickelte, daß es Zeiten gab, in denen die Karlsruher Bauschule in ganz Südwest-Deutschland die einflußreichste Rolle gespielt hat. Und wenn sie in einem Maße zu internationaler Bedeutung wurde, daß Schüler aus dem fernsten Westen und dem weiten Osten ihr zahlreich zuströmten, so verdankte sie das mit der Kraft seiner großen Persönlichkeit. Als leuchtende Zierde seines Landes und seiner Hochschule ist sein Ruhm der Ruhm seiner schönen engeren Heimat, die ihn bei wiederholten ehrenvollen Berufungen nach auswärts stets zu fesseln wußte. Wenn er in einem Augenblick begreiflichen Unmutes es gelegentlich bedauert hat, seiner Zeit nicht den Ruf an die Technische Hochschule zu Charlottenburg angenommen zu haben, so wird ihm sein Jubiläum beweisen, daß er Recht daran getan hatte. Denn gleich seinem engen Freunde Viktor Scheffel kann man trotz seiner internationalen Bedeutung auch ihn sich nicht anders denken

als einen Teil jenes Gartens von Deutschland, der sich fruchtbar und malerisch zwischen Neckar und Bodensee ausbreitet. Gewiß, zu Zeiten kamen Eigenschaften als Ausbruch seines heißblütigen Temperamentes zum Ausdruck, die ihm manchen sonst herzlich zugetanen alten Verehrer entfremdet haben. Aber hinter allen Schroffheiten und Schärfen seines eigenwilligen Charakters bergen sich vornehme altruistische Herzensregungen und eine für alles Menschliche und Schöne

Vermischtes.

Gründungstag eines Niedersächsischen Baumuseum-Vereins in Hannover. Am 12. und 13. Okt. 1918 soll in Hannover ein Baumuseum-Verein gegründet werden, der gute Bürger- und Landbauten ganz Niedersachsens in großen Modellen — Maßstab 1:5 der natürlichen Größe — der jetzigen und den späteren Generationen überliefern soll. Die anzufertigenden Modelle sollen in erster Linie von Kriegsbeschädigten ausgeführt werden, welche auf Bauten nicht mehr verwendungsfähig sind, andererseits auch von Kriegsbeschädigten anderer Berufe, die ihren Beruf nicht mehr ergreifen können, um sie so einem Handwerk zuzuführen.

Die Modelle sollen in einem Museum gesammelt werden, damit Künstler, Vertreter des Kunstgewerbes, sowie die Studierenden des Baufaches usw. sich weiterbilden können und eine Besichtigung hier vornehmen, wenn eine örtliche Besichtigung nicht möglich ist. Die Bevölkerung soll durch die Sammlung der Kunst näher gebracht werden.

Der Verein will ferner Originalentwürfe, Photographien, zeichnerische Aufnahmen, Reproduktionsmodelle, sowie Originalbriefe sammeln und geschichtlich zusammenstellen. An die interessierten Kreise, den Staat, die Kommunen, Künstler, Private, Lehrkörper sowie Gönner der Kunst werden Einladungen ergehen. Eine große Anzahl von Persönlichkeiten hat ihre Mitwirkung dem geschäftsführenden Ausschuß kundgegeben.

An der Gründungstagung werden an Vorträgen gehalten: „Fürsorge für die kriegsbeschädigten Handwerker im Dienst der Denkmalpflege und der Bauwissenschaft“ von Hofbaurat Seevers in Gmunden; „Die Blütezeit der niederdeutschen Backsteinkunst“ von Geh. Baurat Prof. Mohrmann in Hannover; „Die praktische Ausbildung der kriegsbeschädigten Bauhandwerker im Dienste der Heimatkunst“; „Das niedersächsische Bauern- und Bürgerhaus“ von Geh. Baurat Prof. Dr. Haupt in Hannover; „Die Notwendigkeit und Nützlichkeit eines niedersächsischen oder niederdeutschen Baumuseums“ von Geh. Baurat Knoch in Hannover.

Auf die Vorträge folgt eine Satzungsberatung.

Mit der Gründung findet eine Ausstellung von Modellen und Zeichnungen statt; es wird gebeten, falls Besitzer solche zur Verfügung stellen wollen, das Hrn. Stadtbaurat Wolf in Hannover mitzuteilen.

Freunde und Gönner niedersächsischer Bauweisen werden zu der Gründungstagung eingeladen. —

Liebesgaben der Eisenbahn-Truppen. Gemäß einem Erlaß des Kriegsministeriums sollen von jetzt an die im Feld stehenden Eisenbahntruppen nicht mehr von der Liebesgabenstelle der Eisenbahntuppen, die aufgelöst wird, sondern, wie die anderen Truppen, von den Etappen-Delegierten des Roten Kreuzes mit Liebesgaben versorgt werden. Es sind daher keine Spenden mehr unter der Anschrift der Eisenbahntuppen zu senden. Auch weiterhin wolle man den Eisenbahntuppen Fürsorge angedeihen lassen. Da nämlich die Spender ihre Liebesgaben für besondere Truppenteile bestimmen können, so würde es von den Eisenbahn-Feldformationen mit größtem Dank begrüßt werden, wenn weitere Spenden ihnen zugewendet würden. —

Das natürliche Recht des Sachkundigen. Aus Anlaß der Reform der Stellung der Techniker in der Stadtverwaltung von Wien hat der „Oesterreichische Ingenieur- und Architekten-Verein“ an die österreichische Presse eine Zuschrift mit nachstehendem Wortlaut gerichtet: „In den Kreisen der Technikerschaft herrscht lebhaftes Genugtuung über die Neuordnungen, welche sich gegenwärtig über Verfügung des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner in der städtischen Verwaltung vollziehen. Mit dieser Verwaltungsreform erscheint bei der Gemeinde Wien ein Grundsatz erfüllt, dessen Befolgung selbstverständlich scheint, für dessen Geltung aber die Technikerschaft seit langen Jahren kämpfen muß: den fachkundigen Beamten wird auf allen Gebieten, die sie vermöge ihrer Vorbildung beherrschen, die volle Selbständigkeit gewährleistet. In Anwendung dieses Grundsatzes erfährt das Stadtbauamt eine wesentliche Erweiterung seines Wirkungskreises, indem eine große Reihe von Agenden, die bisher von der rechtskundigen Beamenschaft unter Mitwirkung des Stadtbauamtes erledigt wurden, den letzteren zur selbständigen Durchführung zugewiesen werden. In entsprechender Weise

warm empfindende Brust. Es gilt daher am heutigen 9. Oktober 1918 über alle menschlichen Schwächen hinweg einen großen Mann zu ehren und der Nachwelt zu zeigen, daß die Mitwelt ihn auch da verstanden hat, wo er anscheinend unverständlich war. Auch von ihm gilt das Wort der Schrift, das sich findet im 12. Kapitel des Buches Daniel:

„Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz!“ —

Albert Hofmann.

erweitert sich auch die Stellung des Stadtbaudirektors, der den Magistrat nunmehr in allen technischen Angelegenheiten zu vertreten hat und mit seinen obersten technischen Beamten sowohl dem Gremium der Magistratsräte als auch den beiden Senaten angehören wird. Es werden demzufolge in technischen Angelegenheiten sowohl im Gremium als auch in den Senaten von nun ab ausschließlich Ingenieure als Berichterstatter fungieren. Es darf erwartet werden, daß das Beispiel der Gemeinde Wien in anderen Verwaltungskörpern Nachahmung finden wird; insbesondere erhofft die Technikerschaft eine günstige Rückwirkung des Wiener Vorbildes auf die Reform der Staatsverwaltung.“ —

Rechtsfragen.

Entscheidungen des preußischen Kammergerichtes. (Baupolizeiliche Uebertretung und dreimonatliche Verjährungsfrist.) Mit der in der Rechtsprechung und dem Schrifttum streitigen Frage, wann bei baupolizeilichen Uebertretungen die dreimonatliche Verjährungsfrist zu laufen beginnt, hat sich das Kammergericht in seiner Eigenschaft als höchster Gerichtshof in Landesstrafsachen beschäftigt. Nach § 367 No. 5 des Strafgesetzbuches macht sich strafbar, wer als Bauherr, Baumeister oder Bauhandwerker einen Bau, zu dem eine polizeiliche Genehmigung erforderlich ist, ohne sie oder mit eigenmächtiger Abweichung von dem durch die Behörde genehmigten Bauplan ausführt oder ausführen läßt. Auf Grund dieser Vorschrift ist gegen einen Rentmeister, der einen Bau ohne die in der Baupolizeiverordnung des Regierungspräsidenten zu Liegnitz vom 17. Mai 1912 geforderte Genehmigung hat errichten lassen, unterm 1. Februar 1918 eine polizeiliche Strafverfügung ergangen. Er trug hiergegen auf richterliche Entscheidung an, wurde aber in der Berufungsinanz von dem Landgericht zu Glogau verurteilt. Der Gerichtshof nahm an, daß es sich bei der Uebertretung des § 367 No. 5 des Strafgesetzbuches um ein sogen. Dauerdelikt handle; solange nicht die für einen Bau notwendige Genehmigung erteilt sei, werde nach der Bauausführung nicht die Verjährung der Strafverfolgung in Lauf gesetzt. Auf die Revision des Angeklagten hat der Strafsenat des Kammergerichtes am 6. Sept. 1918 das Urteil aufgehoben und die Sache an das Landgericht zurückverwiesen. Der Senat stellte sich auf den Standpunkt, daß hier nicht ein Zustandsdelikt in Frage stehe. Der § 367 No. 5 des Strafgesetzbuches habe eine verbotswidrige Handlung im Auge, die mit der Ausführung vollendet sei. So sei die Fortdauer des ordnungswidrigen Zustandes für den Tatbestand der vom Angeklagten begangenen Uebertretung belanglos. Die Verjährung der Strafverfolgung habe bereits mit dem Abschluß des Baues begonnen. Der Angeklagte habe behauptet, daß der Abschluß im Oktober 1917 erfolgt sei. Treffe diese Behauptung zu, so werde das Landgericht auf Freisprechung zu erkennen haben, da dann zur Zeit des Erlasses der Strafverfügung die Frist für die Strafverfolgung bereits verstrichen gewesen sei. —

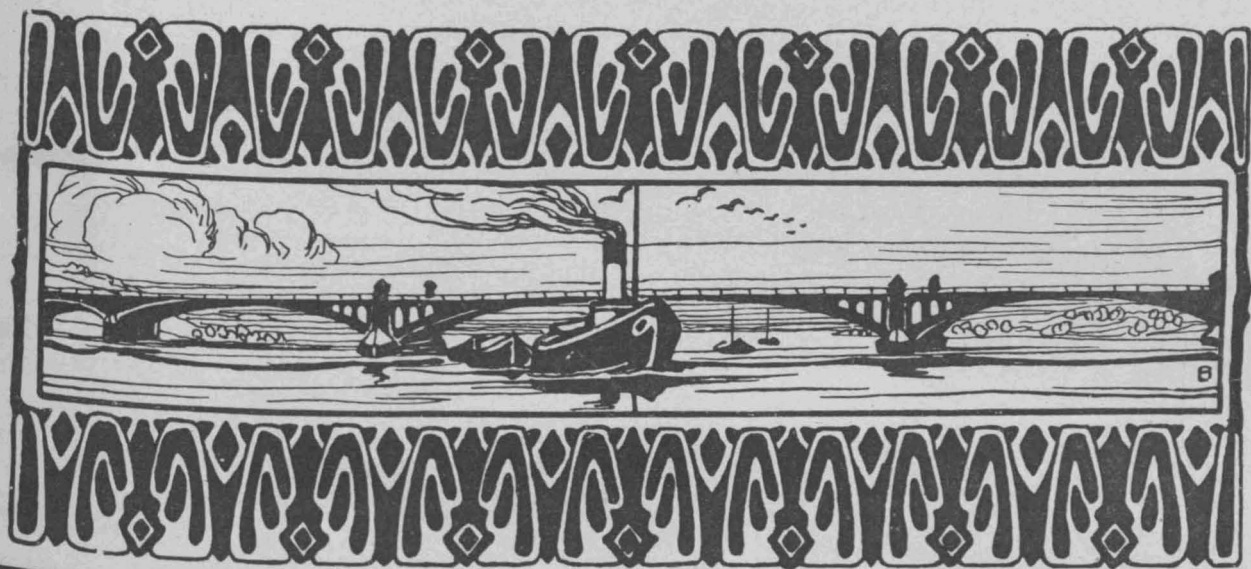
L. K.

Chronik.

Die Erschließung des Tiergartens in Lainz bei Wien zu Bauzwecken wird zurzeit zwischen dem Hofärar und einer Verbindung von Banken beraten. Der Lainzer Tiergarten grenzt an die Gemeinden Mauer und Hütteldorf und war von Bürgermeister Dr. Lueger als Glied des von ihm geschaffenen Wald- und Wiesengürtels in Aussicht genommen, konnte aber die Zustimmung der Hofverwaltung zum Ankauf nicht erhalten. Nun sollen in der Hofverwaltung zum Ankauf nicht erhalten. Nun sollen in den Parkanlagen, die größte Baumbestände von hohem Alter aufweisen, ein Villenviertel oder eine den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Siedelung entstehen. Dazu wurden mit Recht gefordert die Vereinigung des Baugeländes in der Hand der Stadt Wien, ein großer Verkehrsplan der Gemeinde Wien und ein öffentlicher Wettbewerb mit Entwurfsvergebung an freie Architekten. Auf eine weitgehende Erhaltung zusammenhängender Waldbestände ist besonderer Wert zu legen. —

Inhalt: Zum goldenen Professoren-Jubiläum von Josef Durm. — Vermischtes. — Rechtsfragen. — Chronik. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

52. JAHRGANG. Nº 82. BERLIN, DEN 12. OKTOBER 1918.

REDAKTEURE: ALBERT HOFMANN, ARCHITEKT, UND FRITZ EISELEN, INGENIEUR.

Der Neubau der Handelskammer in Dresden.

Architekt: Professor Max Hans Kühne, in Firma: Lossow & Kühne in Dresden.
(Schluß aus No. 80.) Hierzu eine Bildbeilage.

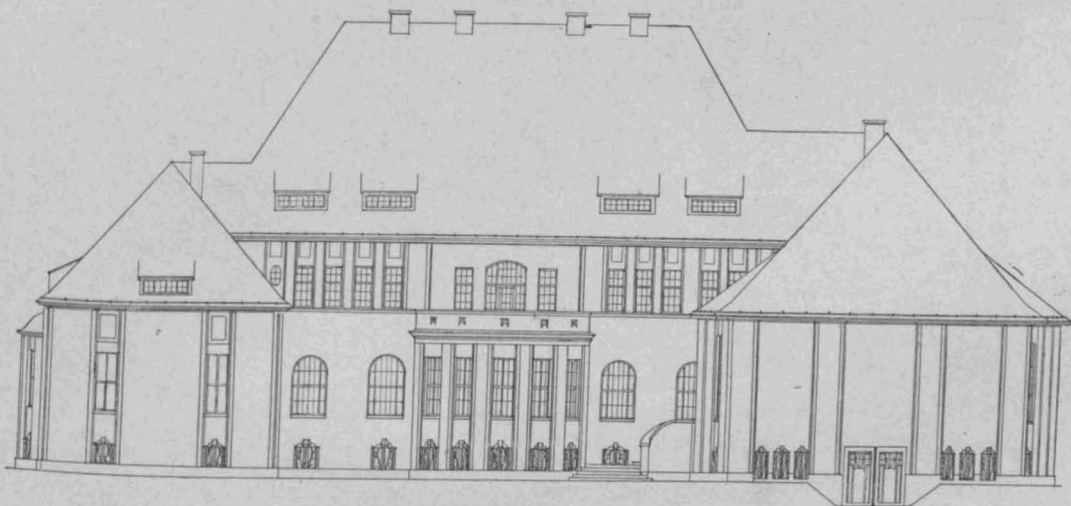


Der Aufbau, der in den Bildbeilagen zu Nummer 80 und zu dieser Nummer, sowie in der Kopfansicht zu Nummer 80 im Äußeren dargestellt ist, charakterisiert sich als Putzbau mit hohem Hohlziegeldach und Anklängen an die Auffassungen der Barockkunst des XVIII. Jahrhunderts, jedoch unter Verwendung von Einzel-

hervor. Ein belebendes Element bilden neben den Fenstern lisenenartige Teilungen. Die geometrischen Ansichten dieser Seite und der Seite 369 lassen den tektonischen Charakter des Aufbaues fast noch besser erkennen, als die Darstellungen nach der Natur.

Auch auf die Durchbildung des Inneren ist große Sorgfalt verwendet worden. Aus den Schnitten S. 369 gehen die Raumgestaltungen klar hervor. Hauptraum ist der große Sitzungssaal. In ihm ist die Tribüne für den Präsidenten und die Beisitzer an der großen fensterlosen Stirnwand angeordnet worden; die Beleuchtung erhält der Saal von rechts und links, sodaß kein Teilnehmer der Versammlungen gegen das Licht zu blicken gezwungen ist. Auf Säulen gestützt ist gegenüber der Präsidenten-Tribüne in der Höhe des Obergeschosses eine Tribüne für die Zeitungs-Vertreter unsymmetrisch in den sonst durchaus symmetrisch angelegten und ausgestalteten Raum eingebaut. Eine reiche Stuckdecke, gemalt von Paul Perks in Dresden, trägt in gleichem Maß wie die farbigen, mit Figuren geschmückten Fenster von Paul Rössler in Dresden in hohem Maße zu der würdevollen Stimmung des stattlichen Raumes bei, von dem auf S. 379 ein Bild gegeben ist. Neben diesem Saal hat der kleine Saal eine über das Gewöhnliche hin-

heiten nach Empfindungen der Gegenwart. Das Erd- als Hauptgeschoß kommt durch seine Höhenentwicklung zum Ausdruck, während das Obergeschoß als Wohnengeschoß niedriger gehalten wurde. In die breite Lagerung der Massen bringt ein ausgesprochener Vertikalismus durch lisenenartige Gliederungen Leben, Bewegung und Schatten. Der Mittelteil der Hauptfassade mit dem Haupteingang ist durch ornamentale Umrahmungen, figürliche Krönungen und durch Kartuschenwerke von starkem Relief ausgezeichnet. Ein Balkon tritt über dem Rundbogen des Haupteinganges heraus. Die Balkonbrüstung trägt die Bestimmung des Gebäudes als Inschrift. Die Fenster des Wohngeschosses sind durch ornamentale Füllungen gekrönt, die von dem stark vorspringenden Haupt-Gesims beschattet werden. Bescheidene Dachfenster unterbrechen die großen, ruhigen, jedoch auch infolge der Wahl von Hohlziegeln nicht leblosen Dachflächen. Die Seitenfronten und die Rückfront sind sehr schlicht gehalten; in ihnen tritt der Flächen-Charakter



Rückwärtige Ansicht. (Maßstab 1:333, S. 369).

aus gehende Ausstattung erhalten. In ihm geben außer dem Grund und goldener Schrift die Stimmung für der eichenen; bis fast zur Decke gezogenen Wandver- ernste Arbeit. Die Fenster dieses Raumes, der S. 379



Zimmer des Handelskammer-Präsidenten.



Wandelgang im Erdgeschoß.

Der Neubau der Handelskammer in Dresden. Architekt: Professor Max Hans Kühne, in Firma Lossow & Kühne in Dresden.

täfelung und eichenen Decke ein hoher Marmorkamin dargestellt ist, wurden entworfen von Josef Goller mit Figur in Nische und ein Deckenfries mit schwarz- in Dresden. In schlichter Weise ist der Wandelgang



ER NEUBAU DER HANDELSKAMMER
IN DRESDEN. ARCHITEKT: PROFESSOR
* MAX HANS KÜHNE, IN FIRMA *
LOSSOW & KÜHNE IN DRESDEN. AUS-
BILDUNG DES HAUPT - EINGANGES.

===== DEUTSCHE BAUZEITUNG =====

** 52. JAHRGANG 1918. ** NO. 82. **

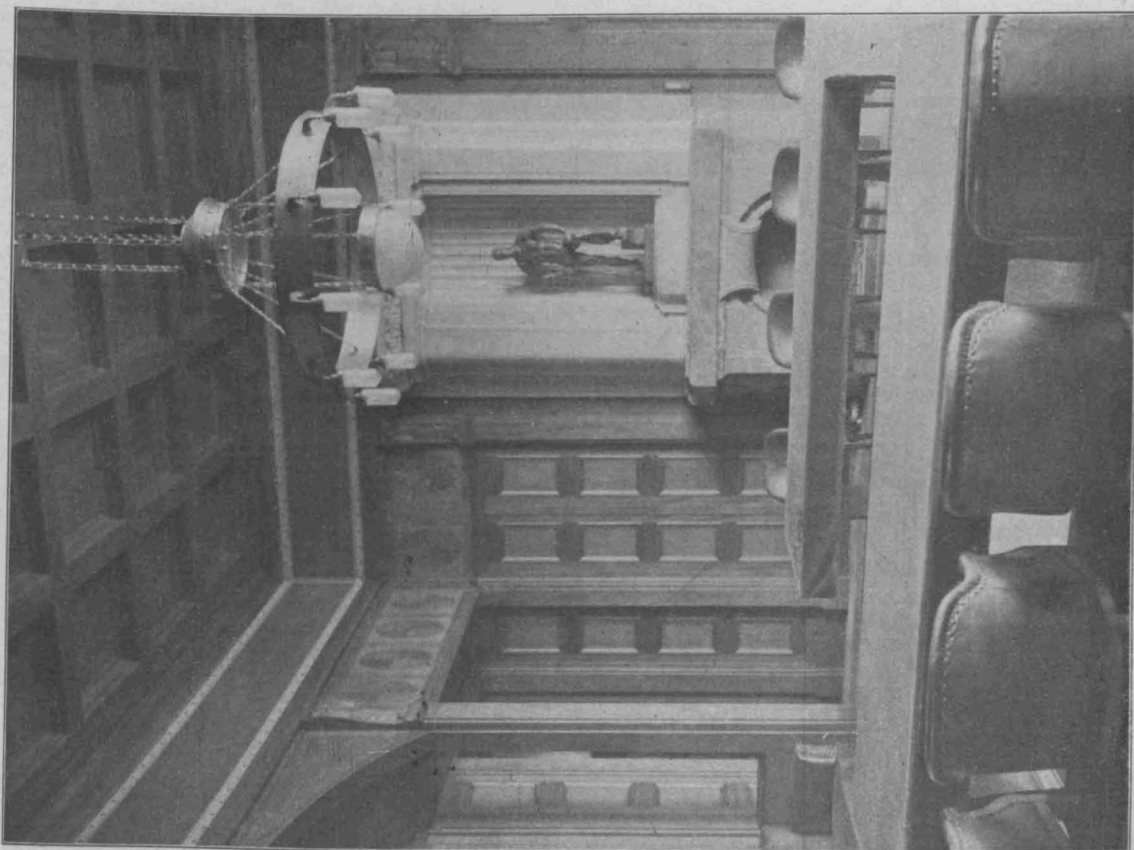
im Erdgeschoß durchgebildet, von dem S. 378 ein Bild wiedergegeben ist. Die glatten gewölbten Flächen sind lediglich mit einem einfachen Linien-Ornament ge-

378). Auf den stoffbespannten Wandflächen ruht eine weiße, durch Profile gegliederte Gipsdecke; in den beiden seitlichen Wandflächen stehen die dunkeln, mit



Sitzungssaal der Handelskammer.

Architekt: Professor Max Hans Kühne, in Firma Lossow & Kühne in Dresden.



Sitzungszimmer.

Der Neubau der Handelskammer in Dresden.

schmückt. Gliederungen sind vermieden, es herrscht auch hier die Fläche. Der schlichte Charakter war auch bestimmend für die Wahl der Beleuchtungskörper. Als behaglicher Arbeitsraum wurde das Geschäftszimmer des Präsidenten der Handelskammer ausgebildet (Seite

schlichter Wappenschnitzerei gekrönten Holztüren zu den Nebenräumen.

Die Modelle für die plastischen Teile des ganzen Bauwerkes rühren von dem Bildhauer Prof. Karl Gross in Dresden her. Auf der großen Freitreppe vor dem

Haupt-Eingang zum Handelskammer-Gebäude hat nachträglich eine Bronzefigur des Hermes von dem Bildhauer Prof. Georg Wrba in Dresden Aufstellung gefunden. Sie ist S. 365 abgebildet und nähert sich im Charakter den Bildwerken der italienischen Früh-Renaissance, die der Künstler in seinen Schöpfungen gern zum Vorbild nimmt. Es sollen aber auch die Beleuchtungskörper auf den Pfeilern zu beiden Seiten des Haupt-Einganges nicht übersehen werden; sie wurden gleichfalls später aufgestellt und sind ein schöner Schmuck der oberen Freitreppe.

In diesem neuen Geschäftshaus für die Dresdener

Handelskammer hat die sächsische Hauptstadt ein Monumentalgebäude erhalten, das durch freigebige Ausgestaltung und durch künstlerische Höhe der Auffassung ein wertvolles Beispiel der sächsischen Baukunst der Gegenwart ist und manchen Fehler in milderem Licht erscheinen läßt, der in der Umgebung des Zwingers begangen wurde. Schauspielhaus und Ersatzbau für das italienische Dörfchen — notwendig waren diese unglücklichen Schöpfungen nicht für die künstlerische Ausgestaltung des Platzes zwischen Elbe und Ostra-Allee. Es sind schwere Schicksalsschläge für das Dresdener Stadtbild. —

Adolf von Oechelhäuser.

Aus Anlaß seiner 25 jährigen Lehrtätigkeit an der Technischen Hochschule in Karlsruhe.



Am 1. Oktober 1918 waren es 25 Jahre, daß der Geheime Rat Prof. Dr. Adolf von Oechelhäuser auf den Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule in Karlsruhe berufen wurde. Dieser Lehrstuhl hatte seine Schicksale. Als der 1841 in Charlottenburg geborene Kunsthistoriker Alfred Woltmann nach 6 jähriger Wirksamkeit das Polytechnikum in Karlsruhe Ostern 1874 verließ, um nach Prag zu gehen, wurde der Kunstgelehrte Bruno Meyer auf den Lehrstuhl berufen, dem dieser jedoch weder wissenschaftlich noch, durch die Einflüsse seiner privatwirtschaftlichen Verhältnisse, persönlich genützt hatte. Als er 1885 den Abschied nahm, mußte sich die badische Unterrichts-Verwaltung nach einer bedeutenden Kraft umsehen, von der angenommen werden konnte, daß sie dem Lehrstuhl sein altes Ansehen in kurzer Zeit wieder gewinnen, ja dieses Ansehen noch erhöhen würde. Man gewann Wilhelm Lübke in Stuttgart dafür. Wenn der bereits 60 jährige nach nahezu zwanzigjähriger Wirksamkeit in Stuttgart, wo er sich hohen Ansehens erfreute und auch Mitglied der württembergischen Ersten Kammer war, entschloß, nach dem kleineren Karlsruhe zu gehen, so waren dafür Gründe maßgebend, die nicht allein in dem Umstand begründet waren, daß er in Karlsruhe ein erweitertes Wirkungsgebiet fand. Man hatte ihm hier neben den Kunstvorträgen am Polytechnikum und an der Kunstschule noch die Generaldirektion der großherzoglichen Kunstsammlungen übertragen, die er in Stuttgart nicht hatte. Es waren vielmehr maßlose persönliche Angriffe, die Lübke durch den Demokraten Ludwig Pfau, einen nicht unbedeutenden Kunstschriftsteller, erfahren mußte, als er sich eines Tages in der Kammer in unvorsichtiger Weise zu Angriffen auf die demokratische Partei hinreißend ließ. Diese Vorgänge, sowie der unter mehr oder weniger Zwang erfolgte Wechsel der Lehrstätte hatten in Lübke eine Resignation erzeugt, die wie ein Schatten auf seine achtjährige Karlsruher Lehrtätigkeit fiel. Wohl brachte er den Lehrstuhl und die damit verbundenen Sammlungen wieder in Ordnung und erweiterte die letzteren in großem Umfang. Es gelang ihm auch, sich außer seiner studentischen Zuhörerschaft eine große Gemeinde für seine kunstgeschichtlichen Vorträge zu erziehen; aber viel mehr als der von der Unterrichts-Verwaltung zunächst in Aussicht genommene Zweck wurde nicht erreicht. Ein frisches, vorwärts strebendes Leben ging von diesem Lehrstuhl nicht aus und als Lübke am 5. April 1893 im Alter von 67 Jahren starb, wurde der Verlust nicht in dem Maße empfunden, als sein Ruhm von Stuttgart aus über alle Lande gedungen war.

Im Herbst 1893 wurde auf den verwaisten Lehrstuhl der Kunstgelehrte Adolf von Oechelhäuser berufen. Dieser fand wohl bei seinem Dienstantritt geordnete Verhältnisse vor, er sah sich aber gleich auch vor die Aufgabe der Weiterbildung des ihm anvertrauten Lehrstuhles gestellt. — Adolf von Oechelhäuser wurde am 17. Sept. 1852 in Mülheim an der Ruhr als Sohn des Großindustriellen, Nationalökonom und Shakespeare-Forschers Wilhelm Oechelhäuser geboren. Er empfing seine grundlegende Bildung auf dem Gymnasium in Dessau und wollte sich dem Baufach widmen, dessen Zweige damals noch vereinigt waren. Er trat zu diesem Zweck 1871 in die kgl. Bauakademie in Berlin ein und setzte seine Studien am Polytechnikum in Hannover fort. Aber schon nach der preussischen Bauführerprüfung im Jahr 1877 wandte er sich dem Studium der Kunstgeschichte zu, das er in Berlin als Schüler Hermann Grimms und in Heidelberg betrieb. In Berlin wurde ihm der Grimm-Preis verliehen; hier promovierte er auch 1885 zum Doktor der Philosophie. Studienreisen führten ihn nach Italien, England, Frankreich, Belgien und Holland; kurze Zeit nahm er auch an den Ausgrabungen in Pergamon teil. 1885 siedelte v. Oechelhäuser nach Heidelberg über und habilitierte sich 1887 an der Universität als Privatdozent für neuere Kunstgeschichte.

1890 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1893 trat er seine Lebensstellung an als Nachfolger von Wilhelm Lübke.

Die literarischen Arbeiten des Jubilares beschäftigten sich in der ersten Zeit mit den Anregungen, die sich aus seinem Heidelberger Aufenthalt ergeben haben. Er bearbeitete in zwei Teilen „Die Miniaturen der Universitätsbibliothek zu Heidelberg“, die von 1887—95 in Heidelberg erschienen. 1890 gab er heraus „Der Bilderkreis zum Wälschen Gast des Thomasin von Zerclaere“. In den Kampf um das Heidelberger Schloß griff er in einer selbständigen Arbeit „Das Heidelberger Schloß“, sowie in einer Reihe von kleineren Arbeiten in Zeitschriften und Tageszeitungen ein. An der Inventarisierung der Kunstdenkmäler im Großherzogtum Baden beteiligte er sich durch Herausgabe mehrerer Bände des Inventarisationswerkes. Aus Anlaß des 50 jährigen Bestehens der Karlsruher Kunstschule gab er 1904 in Karlsruhe ein auf umfassenden archivalischen Studien beruhendes wertvolles Quellenwerk: „Geschichte der großherzoglich badischen Akademie der bildenden Künste“ heraus. Im nächsten Jahr, 1905, erschien von ihm in Leipzig das Buch: „Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren“, Mitteilungen über einen Künstler, dessen Frühentwicklung so zahlreiche Beziehungen zu Karlsruhe aufweist, über die heute noch die große Reihe der Feuerbach-Werke in der Großherzoglichen Galerie Zeugnis ablegt. In allen diesen Werken bekundet sich eine strenge wissenschaftliche Arbeit bei voller persönlicher Hingabe an den Gegenstand. Als Hochschullehrer verfügt v. Oechelhäuser über alle Eigenschaften, die einen großen Hörerkreis hinzureißen vermögen. Er ist ein glänzender Sprecher mit schwingvoller Darstellungsweise. In seinen Rektoratsreden über den „Kunstgeschichtlichen Unterricht an den deutschen Hochschulen“ und über „Wege, Ziele und Gefahren der Denkmalpflege“ vereinigt er gesunden Menschenverstand mit ruhiger wissenschaftlicher Reflexion. Seit mehreren Jahren ist er der Leiter der deutschen Tage für Denkmalpflege, für die er die verschiedenartigsten künstlerischen, wissenschaftlichen, und Verwaltungskreise zu gewinnen wußte und die er mit großem Glück und seltener Gewandtheit, zahlreichen Gefahren trotzend, auf der Höhe wissenschaftlicher Anschauung zu halten wußte. Der Jubilar ist in schnellem Aufstieg 1902 Hofrat, 1904 Geheimer Hofrat und 1918 Geheimer Rat II. Klasse geworden. Zweimal, für die Studienjahre 1902—3 und 1909—10 wurde er zum Rektor der Technischen Hochschule in Karlsruhe gewählt, die er seit 1913 auch in der Ersten badischen Kammer vertritt. Umfassend ist sein außerberufliches öffentliches Wirken.

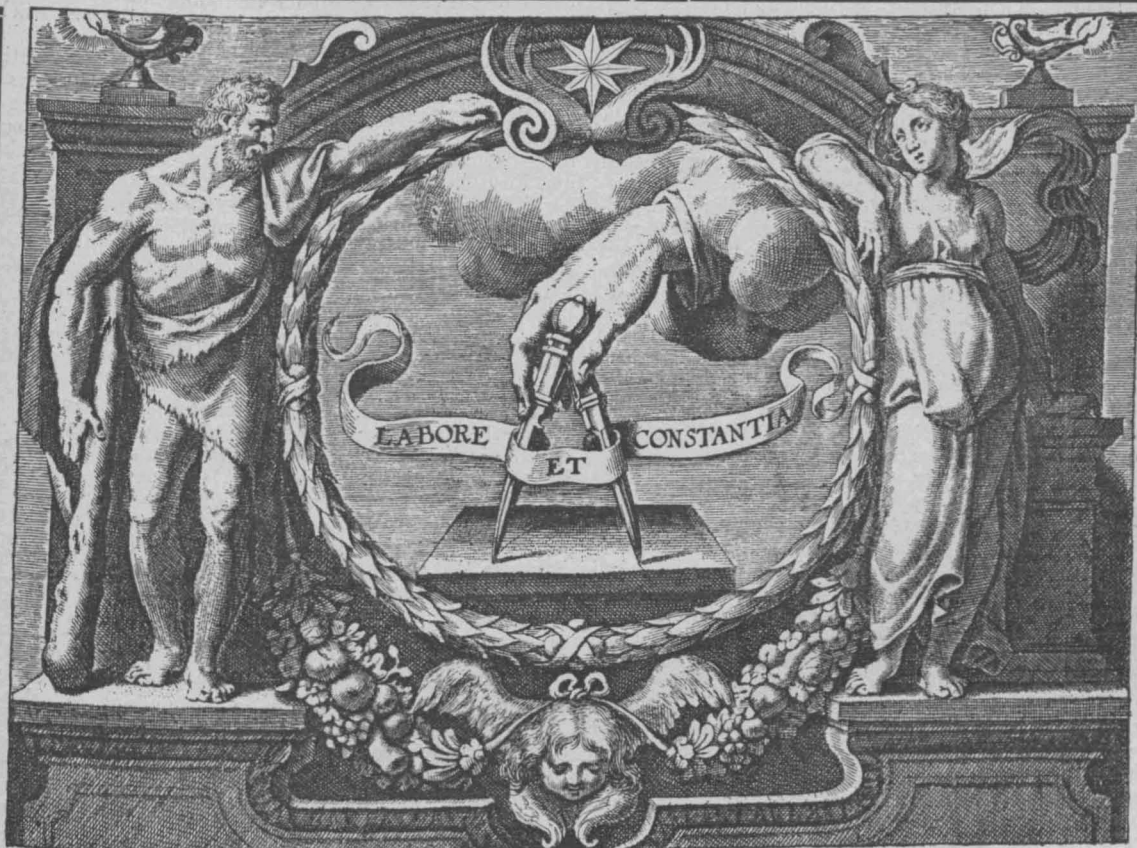
Wenn auch wir Adolf von Oechelhäuser in herzlicher Verehrung und freudiger Anerkennung seines erfolgreichen idealen Wirkens zu seinem Jubeltag Grüße und Glückwünsche senden, so gelten diese einer „Persönlichkeit“, deren jungendfrische Worte und Taten wir in unserer sturmbewegten, von den realen Dingen des Lebens erfüllten Zeit doppelt zu würdigen wissen! — —H.—

Tote.

Otto Mohr †. Wenige Tage vor seinem 83. Geburtstag ist der Altmeister der deutschen technischen Mechanik Winkl. Geh. Rat Prof. Dr.-Ing. h. c. Christian Otto Mohr zu Dresden verstorben, wo er von 1873—1900 an der Technischen Hochschule gelehrt hat. Wir kommen auf Leben und Bedeutung des Verstorbenen, der in jungen Jahren Grundlegendes auf dem Gebiet der Statik geschaffen, bis in sein hohes Alter noch fruchtbar weiter gewirkt hat, näher zurück. —

Inhalt: Der Neubau der Handelskammer in Dresden. (Schluß.) — Adolf von Oechelhäuser. — Tote. —

Bildbeilage: Der Neubau der Handelskammer in Dresden. Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

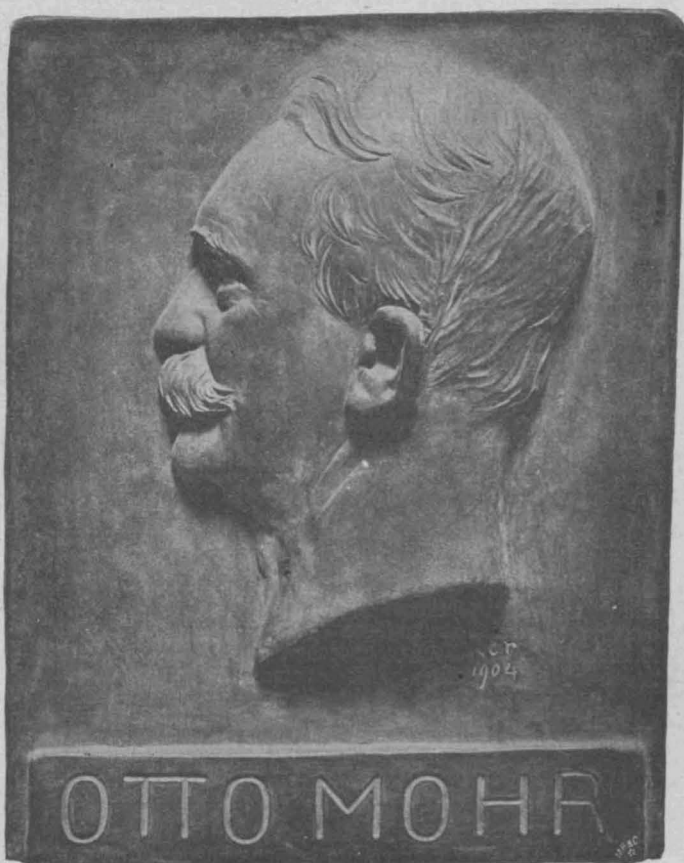
52. JAHRGANG. № 83. BERLIN, DEN 16. OKTOBER 1918.

REDAKTEURE: ALBERT HOFMANN, ARCHITEKT, UND FRITZ EISELEN, INGENIEUR.

Dem Gedächtnis von Otto Mohr †.

Wenn wir die Entwicklung der neuzeitlichen technischen Mechanik, den Ausbau der Methoden zur wissenschaftlich einwandfreien und zugleich klaren und übersichtlichen Berechnung schwieriger Baukonstruktionen seit dem Jahr 1860 überblicken, so begegnen wir immer wieder dem Namen Mohrs als eines selbständigen, neue Wege weisenden Forschers, dem unter den führenden Männern dieser Zeit ein hervorragender Platz gebührt und der unsere wissenschaftliche Erkenntnis, wie die Auswertung derselben zur praktischen Anwendung auf diesem Gebiet in gleicher Weise gefördert hat. Mit der Arbeit des Fünfundzwanzigjährigen, die erstmalig den wichtigen Einfluß der Stützhöhe eines durchlaufenden Trägers auf die inneren Spannungen zahlenmäßig berücksichtigt und erfaßt, setzt diese schöpferische Tätigkeit ein; sie war noch nicht abgeschlossen, als der fast Achtzigjährige sein Hauptwerk „Abhandlungen aus dem Gebiet der technischen Mechanik“ in zweiter, durch neue Aufgaben und vervollkommnete Lösungen erweiterter Auflage erscheinen ließ, denn es folgten diesem noch bis in die neueste Zeit wertvolle kleinere Abhandlungen voll neuer Gedanken und fortschreitender Vertiefung. Am 8. Oktober d. J. wäre Mohr 83 Jahre alt geworden, wenige Tage zuvor hat der Tod seinem reichen Schaffen ein Ziel gesetzt.

Christian Otto Mohr ist am 8. Oktober 1835 zu Wesselburen in Holstein geboren. Seine fachliche Ausbildung erhielt er auf dem Polytechnikum zu Hannover, das er 1851 bezog. Als Ingenieur war er dann im Dienst der hannoverschen und oldenburgischen Staatsbahnen eine Reihe von Jahren tätig, schon damals machten sich aber auch seine Vorliebe und seine Befähigung für die Lösung statischer Aufgaben bemerkbar. Durch seine Veröffentlichungen lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich und wurde 1867 als Professor für technische Mechanik, Trassieren und Erdbau an



das Polytechnikum zu Stuttgart berufen und bereits 1873 nach Dresden mit dem Lehrauftrag für Eisenbahnbau, Wasserbau und Graphostatik. Dort hat er bis Oktober 1900 gelehrt und zwar seit 1894 als Nachfolger Zeuners auf dem Lehrstuhl für technische Mechanik und Festigkeitslehre. Gelegentlich seines Abganges verlieh ihm die Technische Hochschule zu Hannover als einem der Ersten die neue Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber, und begeisterte Schüler stifteten der Stätte seines langjährigen Wirkens in Dresden im Jahr 1904 sein Bronzebildnis, das wir hier noch einmal wiedergeben*. Im Jahr 1905 wurde er zum Geheimen Rat, an seinem 80. Geburtstag zum Wirkl. Geh. Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt, eine Auszeichnung, die in ihm einen Vertreter der technischen Hochschulen erstmalig zu Teil wurde. Ein engerer Kreis von Schülern und Anhängern setzte ihm aus dem gleichen Anlaß ein Denkmal von bleibendem Wert in einer Jubiläums-Schrift, die neben einem kurzen Hinweis auf das Leben und die Bedeutung Mohrs ein Verzeichnis seiner Veröffentlichungen mit kurzer Inhaltsangabe und dazu selbständige wissenschaftliche Beiträge der Veranstalter brachte.

Diese von Prof. Dr.-Ing. Gehler, Dresden, bewirkte Zusammenstellung zählt einige 50 Veröffentlichungen, von denen nur die schon genannten „Abhandlungen aus dem Gebiet der technischen Mechanik“, in welchen die bedeutendsten Arbeiten Mohrs zusammengefaßt sind, 1905 erstmalig und 1914 in erweiterter Form als selbständiges Werk erschienen sind. Die übrigen Arbeiten finden sich zerstreut, vorwiegend in technischen Zeitschriften, z. T. auch in mathematisch-naturwissenschaftlichen, vor allem in der hannoverschen Zeitschrift, „dem Zivilingenieur“, der „Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure“ und später im „Zentralblatt der Bauverwaltung“, in „Der Eisenbau“ u. a. O. Außerdem sind seine in Stuttgart gehaltenen Vorträge der technischen Mechanik- und Festigkeitslehre, in denen er in weitestgehender Weise an Stelle der analytischen die graphischen Methoden bevorzugte, von seinen Hörern gesamt-

*) Ein Werk des Dresdener Bildhauers Hudler †.

melt und mit seiner Erlaubnis vom akademischen Ingenieur-Verein herausgegeben. Nur wenige seiner Veröffentlichungen gelten den rein praktischen Aufgaben des Eisenbahnbaues (Erdförderung, Leistungsfähigkeit von Lokomotiven, Fragen des Oberbaues), andere beziehen sich auf das Gebiet der Bewegungslehre in ihrer Anwendung auf den Maschinenbau; seine bedeutsamsten Arbeiten aber, die seinen Ruf begründet haben, behandeln das Gebiet der Mechanik und Festigkeitslehre in ihrer Anwendung auf die Aufgaben des Bauingenieurs. Von diesen stehen seine Beiträge zur Theorie des Erddruckes (1871 und 72, 1907 und 1910, sowie in seiner techn. Mechanik), in denen er die Coulombsche Theorie verwirft, die Rankine'sche näher begründet und weiter ausbaut, in gewissem Gegensatz zu den Arbeiten anderer Forscher (Winkler, Kötter, Müller-Breslau); Ähnliches gilt von seinen Arbeiten über den Spannungszustand in Stauwauern, in denen er sich mit den abweichenden Anschauungen englischer und amerikanischer Ingenieure auseinandersetzt. Ungeteilte Anerkennung haben dagegen seine übrigen Arbeiten gefunden. Hierhin gehört schon seine Erstlingsarbeit, dann vor allem die erstmalige Anwendung der Einflußlinien (die übrigens fast gleichzeitig Winkler aufnahm) und die Behandlung der elastischen Linie als Seilkurve (1868); die erstmalige Benutzung des Prinzips der virtuellen Arbeit zur Berechnung statisch unbestimmter Systeme (1874 und 75, 1885), durch welche die Berechnung von Fachwerken auf eine ganz neue Grundlage gestellt wurde; seine Arbeiten über die inneren Spannungsstände von Körpern (Kerntheorie, Trägheitskreis usw.), seine Festigkeitshypothese (1900 und 1914) u. a. mehr. Klarheit und Kürze, Einfachheit und Uebersichtlichkeit zeichnen alle diese Arbeiten aus, die in Verbindung mit der Ausbildung neuer glänzender graphischer Methoden zu einer wesentlichen Vereinfachung der Berechnungsverfahren geführt und daher in der Praxis weitestgehende Verwendung gefunden haben. Ihre grundlegenden Gedanken bilden einen wesentlichen Teil des sicheren Fundamentes, auf dem sich unsere heutige Baustatik aufbaut. —

Fr. E.

Die Feuersicherheit weicher Bedachung in Versuchen des kgl. Materialprüfungsamtes in Berlin-Lichterfelde West. (Schluß aus No. 80.)

Das Reth-Dach aus langhalmigem Schilfrohr wurde wie das Strohdach behandelt. An den Traufen wurde Stroh benutzt, um das Herabrutschen der glatten Rohrhalme zu verhindern. Die Firstabdeckung bestand aus Heidekraut, das als dicker Wulst über den First gelegt und mit Draht festgebunden wurde. Das mit Lehm, Ammoniak- und Gipswasser imprägnierte Reth-Dach wurde in gleicher Weise hergestellt. Bei den Brandversuchen zeigte sich beim einfachen Reth-Dach starker Rauchdurchlaß zwischen Latten und Giebelmauer auf der dem Wind abgekehrten Seite und in noch stärkerem Maß am First. Außerdem ergab sich starke Rauchentwicklung durch die dem Wind abgekehrte Dachfläche, stoßweise auch durch die dem Wind zugekehrte Fläche. Flugfeuer entzündete vorstehende Reth-Büschel, sodaß sofort gelöscht werden mußte. Innenfeuer griff das Dach in gleicher Weise an wie das Strohdach.

Ein $3\frac{1}{2}$ Jahre altes, nach dem Gernentz-Verfahren imprägniertes Reth-Dach zeigte schon nach $\frac{1}{2}$ Jahr eine beginnende leichte Abrieselung der oberen Lehm-schicht. Das Dach wurde von Mäusen stark heimgesucht. Rauch-Durchlaß wesentlich zwischen Dachlatten und Giebelmauern auf der dem Wind abgekehrten Seite und schwache Rauchentwicklung auf beiden Dachflächen. Flugfeuer entzündet nur einzelne vorstehende Halme; die Flämmchen verlöschen wieder. Mehrere Minuten aufliegende brennende Putzwolle erzeugt nur örtliche Entzündung, auch hier verlöschen die Flämmchen nach Wegnahme des Zündstoffes. Nach 25 Minuten wirkendem Innenfeuer war der Dachbelag mit Ausnahme einiger Stücke vom Feuer völlig zerstört.

Das Strohdocken-Dach wurde zunächst mit Dachpfannen in der üblichen Weise eingedeckt. Während des Auflegens der Ziegel wurden zwischen die einzelnen Steine besenartig zusammen gebundene Strohbüschel (Strohdocken) gelegt und am unteren Ende so ausgebreitet, daß die Strohhalme die Räume zwischen den aufeinander liegenden Ziegeln ausfüllten. Auf der einen Hälfte des Daches wurden die Strohdocken mit dünnflüssigem Brei aus Lehm, Kalkteig und Zement in Wasser getränkt, auf der anderen Seite mit Gernentz'schem Lehmteig. Der First wurde mit Firstziegeln in Zementmörtel verlegt abgedeckt. Das Dach zeigte starke Rauchentwicklung zwischen Dachlatten und Giebelmauern und auf der ganzen Dachfläche durch die Strohdocken auf der dem Wind abgekehrten Seite. Flugfeuer verursachte keinen Schaden; die bren-

nende Putzwolle entflammte nach einigen Minuten die nicht imprägnierten Docken, während von den imprägnierten nur einzelne Halme entflammten. Hier zersprangen auch einzelne Ziegel. Innenfeuer zerstört die nicht imprägnierten Docken sofort, nach 2 Minuten schlagen die Flammen auch durch die Dachseite mit imprägnierten Docken. Ein großer Teil der Dachpfannen zersprang und fiel ab. $3\frac{1}{2}$ Jahr altes Strohdocken-Dach, dessen Docken mit Lehmwasser getränkt waren, zeigte starken Rauchdurchlaß auf der ganzen Dachfläche; Flugfeuer schadete nicht; Innenfeuer bewirkte nach 7 Minuten das Herabfallen einzelner Ziegel und das Durchbrennen an einer Stelle.

Beim Heide-Dach wurden Stroh und Heidekraut abwechselnd in je 2 Lagen übereinander bis zu 16—18 cm Dicke wie beim Strohdach aufgebracht. Der First wurde gleichfalls mit Heidekraut eingedeckt. Es zeigte in allen Teilen sehr starken Rauchdurchlaß; Flugfeuer zündete sogleich, sodaß gelöscht werden mußte. Innenfeuer zerstörte nach 5 Minuten den gesamten Belag.

Das Schindel-Dach wurde in hängespaltenen und gefalzten Schindeln in doppelter Deckung ausgeführt. Die Schindeln hatten 50 cm Länge und 6—8 cm Breite; sie wurden auf die Latten, reihenweise neben- und ziegelartig über einander gelegt und mit Nägeln befestigt, wobei die einzelnen Schindeln dicht zusammen gefalzt wurden. Am First erhielt die oberste Schindelreihe der Südseite soviel Ueberstand, daß die oberste Schindelreihe der Nordseite überdeckt wurde. Es wurden noch 2 Dächer einfach eingedeckt; das eine wurde roh gelassen, das andere feuersicher imprägniert. Die Schindeln hierzu waren 55 cm lang und 8—10 cm breit; sie sollten dem einfachen „Thüringer“ Schindel-Dach entsprechen.

Das doppellagige schlesische Dach aus gefalzten Schindeln zeigte starken Rauchdurchlaß zwischen Dachlatten und Giebelmauern auf der dem Wind abgekehrten Seite; schwache Rauchentwicklung durch die Dachflächen. Flugfeuer zündete nicht; nach einigen Minuten blieben unter den Feuerbällen verkohlte Stellen ohne Entzündung der Dachfläche. Bei Innenfeuer fliegen nach 8 Minuten brennende Schindeln auf, nach 12 Minuten war das Dach zerstört. Bei einem $3\frac{1}{2}$ jährigen einlagigen thüringer Schindel-Dach aus gefalzten Schindeln wurde ein erhebliches Verziehen der Schindeln nicht beobachtet. Rauch drang sofort durch beide Dachflächen. Flugfeuer hatte keinen Einfluß; durch Innenfeuer war das Dach nach 11 Minuten zerstört. Dasselbe Dach mit imprägnierten Schin-

deln, 3/4 Jahr alt, zeigte kein Verziehen der Schindeln. Gegen Rauch und Flugfeuer verhielt es sich wie vor. Auch durch Auflegen benzolgetränkter Dachpappenstücke gelang es nicht, die Dachfläche von außen zu entzünden, obwohl der Wind die hellen Flammen über einen großen Teil der Schindeln hinweg wehte. Durch Innenfeuer wurde nach 25 Minuten der größte Teil der Dachfläche zerstört, der Dachstuhl aber blieb noch erhalten. Erheblicher Funkenwurf wurde nicht beobachtet.

Der Bericht teilt auch Beobachtungen über die Dachstühle mit. Die Angaben hierüber sind aber so schwankend, daß wir uns ein Eingehen darauf versagen.

Das Ergebnis der Versuche faßt der Bericht dahin zusammen, daß das Heide- und das einfache Schindel-Dach für den Rauch am stärksten durchlässig waren, also die beste Lüftung des Dachbodens abgeben. Ihnen folgen das Reth- und das Strohdocken-Dach; weniger durchlässig sind das Doppel-Schindel- und das Stroh-Dach. Am dichtesten gegen Rauch haben sich das Gernentz-Dach und das nach dem Gernentz-Verfahren mit Lehmbrei getränkte Reth-Dach erwiesen. Gegen Flugfeuer sind Stroh-, Reth- und Heide-Dächer gleich empfindlich und können durch auffallende Funken in Brand gesetzt werden. Weniger empfindlich ist das Schindel-Dach, noch weniger das Strohdocken-Dach. Nahezu unempfindlich gegen selbst starkes Flugfeuer sind die nach dem Gernentz-Verfahren getränkten Dächer, auch wenn sie mehrere Jahre alt sind. Die Dächer werden aber vom Regen nach und nach ausgewaschen und bieten, selbst wenn sie sich mit schwachem Pflanzenwuchs überziehen, dem Flugfeuer größere Angriffsmöglichkeiten, als frische Gernentz-Dächer. Die Durchwühlung der Dächer durch Mäuse fördert die Ausbreitung auffallenden Feuers. Dieses kann vom Brand der Stroh-, Reth-, Heide- und Schindel-Dächer herrühren, von denen nach wenigen Minuten brennende Teile des Dachbelages durch die Luft fliegen und damit das Feuer auf Nachbardächer verbreiten können. Wirkungslos ist Funkenflug auf imprägnierte Schindel-, auf Strohdocken- und auf Gernentz-Dächer. Dem Innenfeuer können Stroh-, Heide-, Reth- und einfache Schindel-Dächer keinen Widerstand entgegen setzen. Durch Imprägnierung nach dem Gernentz-Verfahren kann diesen Dächern eine erhebliche größere Widerstandsfähigkeit verliehen werden, „die vielleicht um deswillen besonders hoch zu veranschlagen ist, als das Feuer diese Dächer nicht leicht durchbricht, sodaß sie keine hoch lodernden Flammen bilden und für die Nachbarschaft gefährlich werden können“. Es werden auch die Uebelstände vermieden, die bei Schadenfeuern durch einen frühzeitig drohenden Einsturz der Dächer verursacht werden. Für die Gernentz-Dächer ist nicht mit einer unbegrenzten Dauer und Feuerbeständigkeit zu rechnen, denn sie erleiden im Lauf der Jahre Einbuße an ihren guten Eigenschaften, wenn auch nicht allzu wesentliche. Einem hölzernen Dachstuhl kann durch sachgemäße Tränkung unter Luftdruck eine bedeutende Widerstandsfähigkeit gegen Flammen verliehen werden. Die Verwendung imprägnierter Schindeln verhindert eine schnelle Entflammung durch Flugfeuer und auch den eigenen Funkenflug. Das Dach aus imprägnierten Schindeln ist ungefähr dem Strohdocken-Dach gleich zu stellen.

Dem Bericht über die in hohem Grade dankenswerten Versuche hat der Leiter derselben eine bemerkenswerte

Einleitung voran geschickt, in der er auf die 3 Gesichtspunkte eingeht, die bei der Auswahl eines Daches ausschlaggebend sein können: Billigkeit, ästhetische Wirkung und dauerhafte Ausnutzungsmöglichkeit. Stroh- und Schindel-dach haben erneutes Interesse bei den Architekten gefunden, die bestrebt sind, den Charakter der Landschaft und der Orte durch Neu- oder Umbauten nicht zu beeinträchtigen, sondern in ursprünglicher Form zu erhalten. Im Nordwesten Deutschlands sind es vornehmlich das Stroh-, das Reth- und das Heide-Dach, die viele Verehrer unter Baukünstlern und Malern gefunden haben; an anderen Orten ist es die Schindelbauweise, z. B. in Hessen, Thüringen, Baden und Schlesien. Das badische Ministerium hat Anregungen zur Erhaltung der Schindelbauweise gegeben. Schon früh setzen die Bestrebungen ein, das Schindel-Dach und die weichen Dächer durch besondere Behandlung haltbarer und ihrem Zweck förderlicher zu machen. Gilly schreibt in seinem „Abriß der Cameral-Bauwissenschaft“ 1801 von den besonders behandelten Stroh- und Rohrdächern, der Einwand, daß sie schwerer wären als andere Dächer, sei ohne Grund, „es läßt sich mit Recht gegen diese Dächer gar nichts, zu ihrem Lobe aber mit Wahrheit alles sagen“. Die erste Anregung zur Wiederbelebung des Strohdaches ist von Landwirten ausgegangen, die in erster Linie die landwirtschaftlichen Vorteile des Strohdaches im Auge gehabt haben werden. Der Kunstmaler Hans am Ende der Künstlerkolonie in Worpswede hat sich aus künstlerischen Gründen warm für das Strohdach eingesetzt und wurde darin durch das Gernentz-Verfahren unterstützt. Nach H o d e n b e r g ist das Stroh-Dach in den Provinzen Posen und Ostpreußen am meisten verbreitet, aber auch in Schlesien, Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Hessen, Westfalen, im Schwarzwald, Westerwald und Odenwald finden sich noch viele Stroh-Dächer. Die Bevölkerung liebt das Stroh-Dach. Aber Engelbrecht ist der Meinung, daß es nicht angebracht sei, eine Bauweise, die unter ganz anderen Bedingungen Daseinsberechtigung hatte, unter vollständig veränderten Geld-, Lohn- und Industrie-Verhältnissen zu kümmerlichem Leben neu zu erwecken. Das Ende dieser Versuche könne nur Enttäuschung sein. In der Tat ist der weichen Bedachungsart durch die Behörden selbst in den Landkreisen, in denen sie seit Alters heimatberechtigt war, das Fortbestehen nicht leicht gemacht. Gleichwohl wird die Not nach dem Krieg vielfach wieder auf sie zurückgreifen lassen, da die Landbevölkerung die Dächer in stillen Zeiten selbst herstellen kann. Auch Bauordnungen und Feuerversicherungen werden ihr in dem Maße geringeren Widerstand entgegen setzen, als die Mittel zur Erhöhung ihrer Lebensdauer sich verbessern. Das weiche Dach ist das Dach der Landwirtschaft. „Abgesehen von der malerischen Wirkung, die das Stroh-Dach unzweifelhaft im Bilde unserer heimischen Dörfer hervorruft, hat das „weiche“ Dach die Vorzüge des leichten Gewichtes, das eine schwächere Konstruktion des Dachstuhles ermöglicht, und der Fähigkeit, Temperaturschwankungen dem Hause nicht unvermittelt mitzuteilen, sodaß der Dachboden im Sommer kühl und im Winter warm erhalten wird. Dazu kommt die Tatsache, daß die Baustoffe fast ganz dem ländlichen Besitz entnommen werden.“ Das rechtfertigt die vorstehenden Versuche, die mit Dank zu begrüßen sind, da sie in ihrem Ergebnis der deutschen Heimat einen Teil ihrer großen Schönheiten zu erhalten geeignet sind und der Landwirtschaft auch wirtschaftlich nützen werden. —

Wettbewerbe.

Wettbewerb Rathaus-Neubau Emmerich. Zu der bezüglichen Bemerkung S. 360 teilt uns ein Teilnehmer des Wettbewerbes eine Postkarte des Bürgermeisters von Emmerich als Antwort auf eine Beschwerde gegen die Verlängerung der Frist so kurz vor dem Ablauf des ursprünglichen Termines mit. In der Antwort ist wiederholt, daß die Frist „auf Antrag einer größeren Anzahl Architekten“ verlängert worden sei, „und ist diese rechtlich zulässig. Die eingegangenen Entwürfe sind hier sämtlich ungeöffnet in einem feuersicheren Tresor untergebracht. Wenn Sie Ihren Entwurf zurückzuerhalten wünschen, kann dies auf Erfordern geschehen“. In der Antwort ist nicht gesagt, wann der Antrag der größeren Anzahl von Architekten um Fristverlängerung stattgefunden hat, es ist auch nicht mitgeteilt, wieviel Entwürfe bereits eingelaufen sind. Nach wie vor ist daran festzuhalten, daß eine Fristverlängerung so kurz vor dem Ablauf des Termines gänzlich unzulässig ist; es wäre dankenswert, wenn ein Teilnehmer sich entschließen könnte, durch einen Gerichtshof prüfen zu lassen, ob das Verfahren des Bürgermeisters von Emden in der Tat „rechtlich zulässig“ ist. Das Preisgericht hat sich bisher zur Frage der Termin-Verlängerung nicht geäußert; wir nehmen aber an, daß es noch in diesem oder jenem Sinne geschieht. Denn das Preisgericht ist mit verantwortlich! —

Chronik.

Waldfriedhof für Baden-Baden. Der Hauptfriedhof in Baden-Baden ist nahezu belegt, sodaß sich die städtischen Behörden mit der Frage der Erweiterung oder der Verlegung beschäftigen müssen. Bei dieser Gelegenheit ist die Frage der Anlage eines Waldfriedhofes aufgetaucht, zu welchem die prächtigen Wälder in der Umgebung von Baden-Baden besonders einladen. Als sachverständiger Berater wurde städt. Baurat Prof. Dr.-Ing. h. c. Hans Grässel in München gewonnen. —

Arbeiter-Kolonie der Nähmaschinen-Fabrik G. M. Pfaff in Kaiserslautern. Eine nach großem Plan angelegte Arbeiter-Kolonie hat die bekannte Nähmaschinen-Fabrik G. M. Pfaff in Kaiserslautern zu bauen begonnen. Sie hat von der Stadt ein größeres Gelände des Hospitales auf dem Galgenberg bei Kaiserslautern für 280 000 M. erworben, auf dem mit einem Aufwand von rd. 2 Mill. M. etwa 300 Arbeiterhäuser errichtet werden sollen. Die Häuser mit nicht mehr als 2 Vollgeschossen sollen als Reihenhäuser erstellt werden. —

Ein Stadterweiterungsplan für Warschau, der nach umfangreichen seit der deutschen Besetzung durchgeführten Eingemeindungen, die das Stadtgebiet auf 12 000 ha mit 950 000 Einwohnern erweitert haben, nötig geworden ist, wurde in großen Zügen von dem Vorstand des neu geschaffenen Stadterweiterungsamtes Stadtbaumeister v. Michalski aufgestellt. Vom Warschauer Stadtpäsidenten sind jetzt Geh. Ob.-Brt. Stübgen und Geh. Reg.-Rat Prof. Brix in Berlin, sowie Prof. Petersen in Danzig, zur Begutachtung herangezogen worden. —



Die Verleihung des
im Völker-



Eisernen Kreuzes
Krieg 1914-18

ist, soweit wir Kenntnis davon erhielten, für hervorragende Taten an folgende Angehörige unseres Faches erfolgt:

I. Klasse. (Fortsetzung).

Georg Albrecht, Bauamtmann beim Hochbauamt des Fin.-Ministeriums in Dresden.
Dr. Bachem, Reg.-Bauführer in Cöln a. Rhein.
Reinhard Baertz, Reg.-Baumeister in Herne.
Hans Blümener, Reg.-Bauführer von Berlin.
Hubert Breuer, Reg.-Bauführer von Hemfurth.
Gerhard Busse, Dipl.-Ingenieur aus Berlin.
Karl Dietz, Reg.-Bauführer von Wesel.
Günter Friedmann, Reg.-Baumeister in Berlin.
Moritz Hane, Reg.-Baumeister von Berlin.
Hoemke, Dipl.-Ingenieur aus Berlin.
Kurt Höppner, Dipl.-Ing., Hilfslehrer an der Baugewerkschule in Eckernförde.
Joh. Jentsch, Baurat im staatl. Grundstückamt in Dresden.
Oswald Klenner, Reg.-Baumeister in Rathenow.
Karl Knöll, Prof., Dir. der Baugewerkschule in Dt.-Krone.
Kreher, Ing., Lehrer an der Gewerbezeichenschule in Chemnitz.
Wilhelm Kunz, Reg.-Baumeister in Rosenberg i. Schles.
Karl Lübbert, Reg.-Bauführer aus Berlin.
Maßmann, Reg.-Bauführer in Halle a. Saale.
Karl Meitsch, Reg.-Bauführer aus Schwedt a. d. O.
Neddemeyer, Dipl.-Ing., Reg.-Bauführer in Wabern.
Ernst Pfütznern, Reg.-Bauführer von Hohensalza.
Wilhelm Poppendieck, Reg.-Baumeister in Frankfurt a. M.
Georg Reese, Reg.-Baumeister in Magdeburg.
Max Reusch, Dipl.-Ingenieur von Grevenbroich.
Rossberg, Baurat in Dresden.
Friedrich Schappert, Direktionsrat in Nürnberg.
Willi Sichardt, Reg.-Bauführer von Berlin.
Georg Stumpf, Stadtbauführer in Darmstadt.
Hans Volquards, Stud. der Techn. Hochschule in Hannover.
H. G. Wolf, Reg.-Bauführer in Dresden.
Kurt Zettler, Architekt von Stuttgart.

Das Eiserne Kreuz II. Kl. am weißen Band mit schwarzer
Einfassung (Fortsetzung).

H. Fischmann, Dr.-Ing., Dir. des Deutschen Eisenbauverbandes
in Berlin.

Fortsetzung der Liste der Inhaber des Eisernen Kreuzes II. Klasse:

Adolf Gerteis, Reg.-Baumeister in Essen a. d. R.
A. Geßner, Dipl.-Ingenieur von Darmstadt.
Gielen, Arch. beim Städtebau- und Wohnungswesen in Cöln.
Göbel, Reg.-Baumeister in Annaberg i. Sa.
Göhring, Reg.-Baumeister von Plauen i. Vogtl.
Osk. Rob. Göllnitz, Fin.- u. Brt., Dir. des staatl. Grundstück-
amtes in Dresden.
Alfred Gottheiner, Reg.-Baumeister in Berlin.
Julius Grapow, Reg.-Bauführer von Berlin.
Ernst Gremler, Reg.-Baumeister in Mülheim a. R.-Speldorf.
Albert Grimm, Baupraktikant in München.

Friedrich Groepler, Reg.-Bauführer in Posen.
Groß, Brandversicherungs-Inspektor in Chemnitz.
Grossmann, Reg.-Baumeister beim Landbauamt in Dresden.
Emil Hammer, Reg.-Baumeister in Kattowitz.
Ernst Hartung, Reg.- u. Baurat in Köslin.
Wilh. Heinz, Dr.-Ing., Reg.-Baumeister, Ob.-Lehrer an der Bau-
gewerkschule in Buxtehude.
Artur Heinze, Baurat beim Str.- und Wasserbauamt in Döbeln.
Werner Hellwig, Reg.-Baumeister in Warburg.
Karl Herrmann, Reg.-Baumeister in Essen a. R.
Georg Hertel, Reg.-Bauführer von Düsseldorf.
Hinterleitner, Bauamtsassessor in München.
Ludwig Hirschfeld, Reg.-Baumeister in Berlin.
Alexander Hoenicke, Reg.-Baumeister in Magdeburg.
Erich Hofmann, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
August Homberg, Architekt in Barmen.
Hoke, Dipl.-Ing., Oberlehrer an der Baugewerkschule in Höxter
i. W.

Huber, Bauamtsassessor in Schweinfurt.
Johannes Hübener, Dipl.-Ingenieur aus Posen.
Maximilian Jans, Reg.-Baumeister von Berlin.
Jakob Janz, Baurat in Colmar i. Els.
Bruno Juppe, Reg.-Baumeister in Charlottenburg.
Kiesel, Arch., Oberlehrer a. d. Baugewerkschule in Eckernförde.
Hans Kilian, Reg.-Baumeister in Altona a. Elbe.
Karl Klammt, Reg.-Baumeister in Stralsund.
Kleemann (†), Reg.-Bauführer beim Landbauamt Zwickau.
Oskar Klemme, Reg.-Baumeister von Niederjeutz.
J. A. Knothe, Reg.-Bmstr. beim Landbauamt in Dresden.
König, Architekt von Charlottenburg.
Körner, Reg.-Baumeister beim Neubauamt in Aue i. Sa.
Friedrich Kotzulla, Reg.-Baumeister in Saarbrücken.
Karl Krafft, Dir. der Baugesellsch. für elektr. Anlagen in
Düsseldorf.

Kretschmar, Reg.-Bfhr. beim Elektrotechn. Amt in Dresden.
K. R. H. Kretschmar, Bauamtmann in Zwickau.
Walter Küsel, Reg.-Baumeister in Altona a. Elbe.
Peter Labrosse, Reg.-Baumeister in Diedenhofen.
Georg Lange, Reg.-Baumeister in Marienwerder.
Johannes Langenberg, Reg.-Bauführer aus Cöln.
Hugo Langmaack, Reg.-Baumeister in Posen.
Walter Lehmann, Reg.-Baumeister in Elberfeld.
Paul Lehmann, Reg.-Baumeister in Wongrowitz.
Georg Lehmann, Reg.-Baumeister in Obornik.
Heinrich Lemp, Reg.-Bmstr., Oberlehrer an der Baugewerkschule
in Magdeburg.

Lenk, Reg.-Baumeister in Annaberg i. Sa.
Walter Liesmann (†), Reg.-Bauführer in Johannsburg.
Gustav Lodemann, Reg.-Baumeister in Dt.-Eylau.
Theodor Lohrmann, Reg.-Baumeister von Karlsruhe i. B.
Hans Lucht, Reg.-Baumeister in Quedlinburg.
Werner Mahlendorff, Reg.-Bauführer von Eberswalde (Stralsund).
Jos. Mai, Architekt aus Bonn.
Philipp Mangold, Reg.-Baumeister in Straßburg i. Els.
Franz Marx, Reg.-Bauführer von Hannover-Linden.
Hermann Matthies, Reg.-Baumeister in Cassel.
Emil Meier, Regierungs- und Baurat in Hameln.
Paul Menne, Reg.- und Baurat in Paderborn.
Wilhelm Mersch, Architekt in Freiburg i. Breisgau.
Merzenich, Baurat, Vorst. des Hochbauamtes in Aurich.
Otto Metzger, Reg.-Bauführer von Jeßnitz.
Willi Mewis, Dipl.-Ing. bei der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesell-
schaft in Berlin.

Adolf Miehke, Reg.-Baumeister in Krossen a. O.
Erich Mitreuter, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Erich Müller, Reg.-Bauführer von Rathenow.
Müller, Reg.-Bmstr., Oberlehrer an der Baugewerkschule in
Nienburg a. W.
Gottfried Müller, Dr.-Ing., Reg.-Baumeister in Breslau.
Heinrich Naumann, Reg.-Baumeister in Charlottenburg.
Emil Neubacher, Dipl.-Ing., Oberlehrer an der Baugewerkschule
in Eckernförde.
Paul Neumann, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.
Paul Nordhausen, Reg.-Baumeister in Dt.-Eylau.
Ludwig Ostertag, Dipl.-Ing., Ob.-Ing. bei einem höheren Baustab
in München.

Paul Ostmann, Reg.-Baumeister in Greifenhagen.
Fel. Potyka, Reg.-Baumeister in Küstrin.
Adolf Pundt, Reg.-Baumeister in Magdeburg.
Wilhelm Quantz, Reg.-Baumeister in Düsseldorf.
Max Rautenberg, Baurat in Königsberg i. Pr.
Rechenberg, Reg.-Baumeister in Niederwiesa.
Artur Reck, Reg.-Baumeister in Gnesen.
Hans Reingruber, Reg.-Bauführer.
Karl Reimecke, Reg.-Baumeister in Saarbrücken.
Hans Richter, Architekt von Berlin.
Werner Richter, Reg.-Bauführer in Düsseldorf.
Johannes Rieck, Reg.- und Baurat in Bromberg.
Adolf Rosenthal, Reg.-Baumeister in Berlin.
Richard Rosien, Reg.-Baumeister in Seesen.
Albert Rosslet, Architekt aus Landau i. d. Pfalz.
Joseph Rubarth, Reg.-Baumeister in Aachen.
Günther Rudolph, Stud. der Techn. Hochschule in Dresden.

Inhalt: Dem Gedächtnis von Otto Mohr †. — Die Feuer sicher-
heit weicher Bedachung in Versuchen des kgl. Materialprüfungs-
amtes in Berlin-Lichterfelde West. (Schluß). — Vermischtes. —
Chronik. — Eiserner Kreuze. — Vereinsmitteilungen. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.

Versammlungen und Berichte.

Bund Deutscher Architekten. Am 14. Okt. 1918 hielt der „Bund Deutscher Architekten“ in Würzburg seinen 15. Bundestag, die fünfte Hauptversammlung während des Krieges, ab. Anwesend waren 58 Mitglieder aus den Ortsgruppen Groß-Berlin, Bremen, Coblenz, Köln, Dresden, Düsseldorf, Essen, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Leipzig, Nordbaden-Pfalz, Minden-Ravensberg, München, Sachsen-Anhalt, Magdeburg, Stuttgart, Aachen, Schlesien, Ostpreußen und Lyck.

Den Vorsitz führte der Bundesvorstand, Geh. Bt. Prof. Frentzen-Aachen, der in seiner Eröffnungsansprache den seit dem letzten Bundestag gefallenen und verstorbenen Mitgliedern einen ehrenden Nachruf widmete und hinwies auf die große Zahl der übrigen Mitglieder, die zum Schutz der Heimat und damit auch der Zukunft unserer Kunst im Heere stehen. Er sandte ihnen Dank und Gruß des Bundestages zugleich mit dem Gelöbniß, daß an der Heimatfront die Bundesmitglieder mit allen ihren Kräften für das Gedeihen vaterländischen Lebens und deutscher Baukunst eintreten würden.

Dem Geschäftsbericht war zu entnehmen, daß seit dem letzten Bundestag weitere sechs Mitglieder den Heldentod fürs Vaterland gestorben sind: die Hrn. Ernst Müller-Berlin, Carl Metzmacher-Cöln, Friedr. Aug. v. Mörss-Berlin, Carl Leonhardt-Frankfurt a. M., Edwin Müller-Bleicherode und Carl Mannhardt-Kiel. Die Zahl der gefallenen Bundesmitglieder erhöht sich dadurch auf 22. Im letzten Geschäftsjahr wurde die Ortsgruppe Lyck (Ostpr.) neu gebildet, der Bund besitzt nunmehr 29 Ortsgruppen.

Von der Erledigung der laufenden geschäftlichen Angelegenheiten ist zu erwähnen, daß der Beitrag für 1919 mit Rücksicht auf die durch die großen Beitragsrückstände verursachten ungünstigen Kassenverhältnisse um 10 M. auf 30 M. erhöht werden mußte. Diese Erhöhung gilt jedoch nicht für die einberufenen Bundesmitglieder.

Die Verhandlungen über die Einrichtung von Architekten-Kammern nahmen verhältnismäßig kurze Zeit in Anspruch, da die Versammlung nahezu einstimmig die vom Architekten-Kammer-Ausschuß vorgelegte Neufassung der Richtlinien für Architekten-Kammern gut hieß. Die Kammerbestrebungen werden jetzt, nachdem die Möglichkeit hierfür festgestellt worden ist, auf reichsgesetzlicher Grundlage fortgesetzt, während ursprünglich eine bundesstaatliche Regelung vorgesehen war. Bei der Beratung fand ein Aufsatz der „Deutschen Bauzeitung“ Beachtung, der vor der Einrichtung von Architekten-Kammern warnt. Demgegenüber wurde geltend gemacht, daß die Entfaltung der baukünstlerischen Tätigkeit des Architekten wie die Entwicklung der Baukunst überhaupt durch die Architekten-Kammern in keiner Weise beeinträchtigt werden würde. Irgend eine Beeinträchtigung nach dieser Richtung würde von der gesetzlichen Organisation der Privatarchitekten durchaus nicht zu befürchten sein. Dagegen werde von den Kammern eine durchgreifende wirtschaftliche Kräftigung und Hebung des Standes der freien Architekten, wie sie erfahrungsgemäß durch Vereinstätigkeit nicht zu erreichen ist, erwartet. Es wurde auch eine Äußerung aus parlamentarischen Kreisen erwähnt, in der die Organisation der freien Berufe auf öffentlich-rechtlicher Grundlage geradezu für geboten bezeichnet wird, wenn sie nicht aufgegeben werden wollten. Im übrigen eilen die in der „Deutschen Bauzeitung“ erwähnten Meldungen von Tagesblättern den Tatsachen voraus, wenn behauptet wird, daß die Einrichtung von Architekten-Kammern jetzt so gut wie sicher sei. Es werden noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, ehe die Privatarchitekten den Schutz und die Vorteile, die ihnen die Kammern bringen sollen, werden genießen können. Die Aussprache hatte das Ergebnis, daß dem Architekten-Kammer-Ausschuß die weitere Verfolgung der Angelegenheit übertragen wurde.

Sehr angeregt verliefen die folgenden Verhandlungen über den Kleinwohnungsbau und das Siedlungswesen, sowie über die Stellung der Privatarchitekten in der bevorstehenden Zwangswirtschaft. Der Vorsitzende berichtete zunächst über das Ergebnis einer Rundfrage an die Ortsgruppen über den Stand des Kleinwohnungsbaues. Es zeigte sich, daß auf diesem Gebiet in einzelnen Gegenden schon eine rege Bautätigkeit herrscht, im Allgemeinen wird jedoch über Knappheit an Baustoffen und Geldmangel geklagt, wodurch der Wohnungsbau verzögert werde. In Bremen werden z. B. Baumaterialien vielfach von den Behörden aufgekauft und an die Unternehmer weitergegeben. Der Staat gibt, wo es nötig ist, Geldzuschüsse als Darlehen und wahrt sich in diesen Fällen das Vorkaufsrecht. Aus den Mitteilungen der Ortsgruppen war erkenntlich, daß die praktische Beteiligung der Privatarchitekten an den großen Aufgaben des Wohnungsbaues und des Siedlungswesens nur teilweise in dem erwünschten Maße vorhanden ist. Die Forderung nach stärkerer Hinzuziehung bewährter Architekten kam denn auch in einer von Hrn. Frentzen eingebrachten und von der Versammlung genehmigten Entschließung zum Ausdruck, in der die zum Zweck einer wirksamen Bekämpfung der Wohnungsnot erfolgte Berufung eines Reichskommissars für das Wohnungswesen in der Zeit des Ueberganges von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft mit lebhafter Befriedigung begrüßt wird, gleichzeitig aber die Erwartung zum Ausdruck kommt, daß mit der Durchführung der für unser Volksleben außerordentlich wichtigen Aufgaben die bewährtesten Kräfte betraut werden. Besonders die schwierige Lösung einer befriedigenden Herstellung der einfachen Kleinwohnungs-Siedlungen erfordere für ihre sparsame und doch zweckmäßige Planung die Mitwirkung nur bestgeschulter und bewährter Architekten. In jedem Fall müßte vermieden werden, daß die Entwurfsarbeit für diese Siedlungen in die Hände von Kräften gelangt, die, des freien und selbständigen Schaffens ungewohnt, nicht in der Lage sind, die großen Gesichtspunkte einheitlicher Zusammenfassung einfacher baulicher Grundgedanken mit künstlerischer Durchdringung auch der schlichtesten Einzelheiten zu würdigen und zu verfolgen. Es würde hier die beste Gelegenheit geboten sein, das während des Krieges völlig brach gelegte Arbeitsfeld der freien Architekten wieder zu fruchtbringender Tätigkeit zu erschließen.

Ueber den „Milliardenbedarf zur Wiederbelebung der Bautätigkeit in der Uebergangszeit und die Zwangswirtschaft“ sprach Hr. Prof. Bodo Ebhardt-Berlin unter Benützung eines umfangreichen ziffernmäßigen Beweismateriales. Während 1913 in Deutschland rund 200 000 Wohnungen fertig gestellt wurden, ruhte während der vier Kriegsjahre diese Bautätigkeit vollständig. Berechnet man den Bedarf an

Wohnungen mit Rücksicht auf den verringerten Bevölkerungszuwachs nur auf 150 000 jährlich, dann ergibt sich nach vier Jahren das Fehlen von 600 000 Wohnungen, die im Frieden mindestens je 8000 M. gekostet haben. Gegenwärtig betragen jedoch die Kosten einer Wohnung bis zu 15000 M. Jedenfalls könne ein ungedeckter Bedarf aus der Vergangenheit im Wert von $6\frac{1}{2}$ Milliarden M. angenommen werden. Dazu käme der laufende Bedarf der Uebergangsjahre. Nehme man diese auf acht Jahre an, so werden noch $8 \cdot 150\,000 \text{ Wohnungen} \cdot 8000 = 9\frac{1}{2}$ Milliarden M. an laufendem Bedarf hinzukommen. Insgesamt würden mithin rund 16 Milliarden gebraucht werden, nur um der erwarteten Wohnungsnot zu steuern. Aber selbst wenn sich die Wohnungsnot später als geringer herausstellen sollte, so würden die Zahlen noch immer außerordentlich groß bleiben. Die zweckmäßigste Verwendung dieser ungeheueren, vom deutschen Volk aufzubringenden Summen verlange allein schon gebieterisch, daß die tüchtigsten Fachleute, die im freien Schaffen erprobten Architekten eine entsprechende Beteiligung an diesen großen Aufgaben erhalten. Sie dürfen von den maßgebenden Stellen auch nicht übergangen werden, wenn es sich darum handelt, Bestimmungen für das Bauen in der Uebergangszeit festzulegen, z. B. über die Zuteilung von Arbeitskräften, Baustoffen und Geldmitteln. Von großer Wichtigkeit sei es, die Förderung der Baustoff-Beschaffung zu beschleunigen. Ebenso wie der Bedarf an Baustoffen für kriegswichtige Bauten festgestellt werde, sollte durch Umfrage bei den Architekten und Baugewerbetreibenden auch der voraussichtliche Bedarf an Baustoffen für private Bauten ermittelt werden, um eine zweckmäßige Regelung der Zuteilung dieser Materialien zu ermöglichen. Der Grad der Notwendigkeit der zuzulassenden Bauten möge sorgfältig geprüft werden, aber die Ausführung der Bauten solle man freilassen von der gegenwärtig bei der Zwangswirtschaft in Ostpreußen herrschenden kleinlichen Bevormundung, um Kräftevergeudung und Zeitversäumnisse zu vermeiden. Redner wies darauf hin, daß in Deutschland 6—7 Millionen Menschen abhängig seien von der Wiederaufnahme der vollen Bautätigkeit, deshalb sollten die vorbereiteten Maßnahmen hierzu mit allen Mitteln gefördert werden. Insbesondere sei erforderlich, daß bei den ersten Entlassungen aus dem Heer neben den Landwirten und Landarbeitern die Baugewerke in weitestem Umfang berücksichtigt werden.

Zum Kleinwohnungsbau und zur Zwangswirtschaft nahmen noch zahlreiche Mitglieder das Wort. U. a. berichtete Hr. Tandler-Dresden auf Grund seiner Erfahrungen bei einem Kriessamt über die staatliche Bewirtschaftung der Baustoffe, sowie über die Einschränkung der Bautätigkeit und erklärte die Gründe, die zu dem Erlaß über die Einschränkung der Bautätigkeit geführt haben. Durch den Erlaß von Richtlinien seitens des Kriegsamtes Berlin vom 15. März 1918 fänden alle Bauvorhaben für den Kleinwohnungsbau und für die landwirtschaftlichen Bauten die weitestgehende Förderung. Alle hierfür erforderlichen Baustoffe könnten als vorhanden bezeichnet werden und würden wunschgemäß freigegeben. Nur in der Verwendung von Baueisen sei äußerste Sparsamkeit zu empfehlen. Es bestehe die sichere Aussicht, daß mit dem Eintritt friedlicher Zeiten auch alle erforderlichen Baustoffe in kürzester Frist wieder zur Verfügung stehen werden.

Die von Hrn. Bodo Ebhardt angeschnittenen Verhältnisse beim Wiederaufbau in Ostpreußen wurden eingehend erörtert mit dem Ergebnis, daß eine Entschließung an den Oberpräsidenten von Ostpreußen, das kgl. Staatsministerium und das preuß. Abgeordnetenhaus angenommen wurde, in der gebeten wurde, daß die zuständigen Behörden Vorsorge treffen möchten, damit die amtliche Bauberatung die durch ihren Namen gegebenen Grenzen nicht überschreite. Es möge verhindert werden, daß die Tätigkeit anerkannter freischaffender Baukünstler durch eine Bauberatung in künstlerischer und wirtschaftlicher Weise geschädigt wird.

Hieran schloß sich die Besprechung von Zeitschrift und Propagandafragen, wozu auch ein Antrag des Hrn. Pflaume-Cöln vorlag. Die Versammlung beschloß, daß der Antrag zunächst zur Äußerung an die Ortsgruppen gehen solle.

Durch das Ableben des Hrn. Groothoff-Hamburg war eine Neuwahl für den Geschäftsführenden Ausschuß erforderlich geworden. Die Wahl fiel auf Hrn. Löwengard-Hamburg.

Ein Antrag der Ortsgruppe Cöln betr. Erwiderung des B.D.A. auf die Äußerungen des „Architekten-Vereins zu Berlin“ und der „Vereinigung der technischen Oberbeamten Deutscher Städte“ zur Denkschrift des B.D.A. von 1917 fand Erledigung durch Ueberweisung an die Denkschrift-Kommission des Bundes. Mehrere Satzungen

Änderungs-Anträge des Hrn. Reg.-Bmstr. Eugen Fabricius-Cöln gelangten an den Satzungs-Ausschuß.

Zu erwähnen wäre, daß der B.D.A. über den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften in Elsaß-Lothringen an zuständiger Stelle in Straßburg Erkundigungen eingelegt hatte. Aus dem Antwortschreiben geht hervor, daß die umlaufenden Gerüchte über eine angeblich beabsichtigte Vergabung des Wiederaufbaues ganzer Ortschaften an einzelne Großunternehmer der Begründung entbehren. Die Beteiligung der Privatarchitekten am Wiederaufbau wird vermutlich in ähnlicher Weise wie in Ostpreußen erfolgen*).

Mit der Vorprüfung der vom „Wirtschaftsbund für das Baugewerbe“ aufgestellten Bedingungen für die Uebernahme und Ausführung von Bauarbeiten hat der Bund auf Wunsch der betr. Unternehmerverbände zwei seiner Mitglieder beauftragt.

Als Ort des nächsten Bundestages wählte die Versammlung Hildesheim.

Das übliche gemeinsame Essen verlief sehr angeregt und hatte die Teilnehmer hinreichend gestärkt, sodaß die meisten bis zum Schluß der Verhandlungen, gegen 2 Uhr nachts, ausharren konnten. Am Sonntag, 15. Sept., wurden die Würzburger Residenz und das Unterfränkische Museum in Würzburg besichtigt. —

Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg. Vers. am 16. März 1917. Vors. Hr. Classen. Anwes.: 32 Person.

Es erhält Hr. Groothoff das Wort, der zunächst die Vorgeschichte des zur Beratung stehenden Entwurfes der „ortsüblichen Gebräuche der Hamburgischen Privatarchitekten“ darlegt. Die Gewerbekammer empfand bereits vor Jahren das Bedürfnis, als Anhalt für ihre Sachverständigen die ortsüblichen Gebräuche festzulegen, und zwar erstens die für das Hamburgische Baugewerbe und zweitens solche im Verkehr zwischen Architekten, Uebernehmern, Lieferanten oder dem Bauherrn. Erstere sind inzwischen zur Einführung gelangt, letztere aber, mit denen sich sowohl der Architekten-Verein 1913 als auch die Ortsgruppe des „Bundes Deutscher Architekten“ 1914 eingehend beschäftigt haben, konnten die Architekten ihre Anerkennung nicht zuteil werden lassen. Im Einverständnis mit der Gewerbekammer setzten der Verein und die Ortsgruppe des „Bundes Deutscher Architekten“ im Anfang vorigen Jahres einen gemeinsamen Ausschuß ein, dem außer dem Vortragenden die Hrn. Speckbötzel und Bendixen angehören, um einen neuen Entwurf für die „Gebräuche“, soweit sie die Architekten angehen, abzufassen. Dieser Entwurf wurde alsdann zunächst vertraulich mit Vertretern der Gewerbekammer besprochen, die ihr grundsätzliches Einverständnis kundgaben und den Druck veranlaßten. Auch wurde der Entwurf von Hrn. Rechtsanwalt Dr. Peppeler geprüft. Jedem Mitglied, bei dem Interesse für die „Gebräuche“ vorauszusetzen war, ist ein Abdruck zugestellt worden, ferner ist allen Mitgliedern durch einen Hinweis in den „Mitteilungen“ bekannt gegeben, daß sie auf Wunsch einen Abdruck erhalten könnten. Auf die gleichzeitig ergangene Aufforderung, Änderungen vorschläge bis zu angegebenerm Termin schriftlich einzureichen, sind von zehn Herren Schreiben eingegangen, die zumeist sehr wertvolle Anregungen enthielten. Der Ausschuß hat alle Wünsche eingehend geprüft.

Redner führt nunmehr kurz die leitenden Gedanken des Entwurfes aus. Zunächst die Urheberschaft: im ersten Absatz des einleitenden Abschnittes heißt es, die „Gebräuche“ seien von der Gewerbekammer in gemeinsamer Arbeit mit dem Architekten- und Ingenieur-Verein und der Ortsgruppe Hamburg des „Bundes Deutscher Architekten“ aufgestellt worden, während sie tatsächlich nur der Ausschuß dieser beiden Architekten-Vertretungen verfaßt hat. Auf Anraten der Gewerbekammer wurde jener Wortlaut gewählt, um den „Gebräuchen“ für die Rechtsprechung das gewünschte Ansehen zu verleihen, wofür die Aufstellung durch eine staatliche Behörde wie die Gewerbekammer bessere Gewähr bietet, als diejenige durch Interessen-Verbände.

Der Zweck der „Gebräuche“ ist im zweiten Absatz des ersten Abschnittes „Allgemeines“ ausgesprochen. „Sie sollen eine Unterlage bilden für gutachtliche Äußerungen der Sachverständigen der Gewerbekammer. Zugleich mögen sie dem Auftraggeber, dem Architekten und dem Uebernehmer einen Anhalt bieten zur Beurteilung der einschlägigen Verhältnisse und, soweit keine abweichenden Abmachungen getroffen sind, für sie bei Meinungsverschiedenheiten maßgebend sein“. Der zweite Satz geht über den zunächst von der Gewerbekammer ins Auge gefaßten Zweck wesentlich hinaus. Der Ausschuß hat sich während seiner Arbeit dazu entschlossen, seine Ziele in der bezeichneten

Weise zu erweitern. Es ist uns allen bekannt, wie schiefe Anschauungen vielfach in der Öffentlichkeit über Stellung und Tätigkeit des Architekten verbreitet sind, wie wenig Verständnis auch viele Bauherren dem Architekten entgegen bringen. In solchen Fällen können die „Gebräuche“ ein bequemes Mittel zur Aufklärung werden. Auch mancher junge Architekt wird sich aus ihnen unterrichten können.

Nur um „Gebräuche“, nicht um bindende Bestimmungen handelt es sich, deshalb ist die Vertragsformulierung überall vermieden. Auch war sich der Ausschuß bewußt, daß mancher von diesen Gebräuchen bisher keineswegs als allgemein oder auch nur als vorwiegend gebräuchlich in Hamburg anzusehen ist, daß man aber nur wünschen kann, daß er allgemeiner Brauch werde. Andererseits ist alles fortgelassen, was zwar vielfach Brauch ist, aber doch nur als Mißbrauch bezeichnet werden kann.

Hr. Groothoff rechtfertigt die Bezeichnung „Auftraggeber“, die im Entwurf durchgeführt ist, für die aber Hr. Rambatz „Bauherr“ vorgezogen hätte, damit, daß es sich auch um andere Aufträge als Bauten handeln könne, z. B. Möbel, und daß auch die Gebührenordnung nur den „Auftraggeber“ kenne. Dieser Auffassung wird zugestimmt. Sodann werden eine größere Anzahl von Einwendungen, zum größten Teil solche formaler Art, besprochen und nach den Vorschlägen des Ausschusses oder doch in seinem Sinn entschieden.

Bei Abschnitt neunzehn macht der Vorsitzende auf die vorgerückte Stunde aufmerksam und schlägt vor, die weitere Besprechung des Gegenstandes auf die nächste Sitzung zu verlagern. —

Vers. am 23. März 1917. Vors.: Hr. Classen. Anwes.: 21 Pers.

Hr. Groothoff wird ersucht, die eingegangenen Abänderungsvorschläge zu dem Entwurf der „Gebräuche“ weiter zur Besprechung zu bringen. Die Beratung wird in derselben Weise wie in der vorigen Sitzung fortgeführt, nachdem ein Nachtrag zum Punkt fünfzehn schnell erledigt ist. Bei verschiedenen Punkten werden nennenswerte Abänderungen vorgenommen, und zwar werden hauptsächlich längere Ergänzungen eingefügt. Größere Aussprachen finden bei keinem Punkt statt, vielmehr kommt überall schnell eine Einigung zustande. Nachdem sämtliche Punkte, zu denen Abänderungsvorschläge eingegangen sind, erledigt sind, ist hiermit der Entwurf zu den „Gebräuchen“ in der nun festgestellten Form als vom Verein genehmigt anzusehen.

Der Vorsitzende dankt dem Ausschuß, insbesondere Hrn. Groothoff, für die umfangreiche und wohlgedachte Arbeit. —

Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst. Dem Bericht über das 30. Geschäftsjahr (1. Jan. bis 31. Dez. 1917) entnehmen wir Folgendes: Der Vorstand hat im Berichtsjahr drei Sitzungen abgehalten; die Tätigkeit der Gruppen bewegte sich in sehr engen Grenzen. Zwar konnte die Gruppe Brandenburg bisher ihre Sitzungen und Besichtigungen noch in gewohnter Weise fortsetzen, sie hat über sechs Veranstaltungen berichtet; die der übrigen Gruppen hat aber in der Hauptsache infolge der Schwierigkeiten des Reiseverkehrs, sehr notgelitten. Nur von den Gruppen Bayern, Hannover-Bremen-Oldenburg, Hessen-Nassau, Königreich Sachsen, Schlesien-Posen und Südwest ist über je eine Veranstaltung, von Sachsen-Anhalt über zwei Veranstaltungen berichtet worden. So begreiflich das unter den derzeitigen Verhältnissen erscheint, so wird doch darauf Bedacht genommen werden müssen, daß die Gruppen-Tätigkeit, auf der im Wesentlichen der Erfolg der Wirk-samkeit der Gesellschaft beruht, wieder eine regere wird, und wenn es in der früheren Weise nicht möglich ist, dann muß dafür eine andere den Verhältnissen angepaßte Form gefunden werden.

Die Jahresversammlung 1917 fand in den Tagen vom 28. bis 30. Juli in Würzburg statt und hat einen anregenden Verlauf genommen.

Die Frage der Krieger-Ehrungen beschäftigt uns fortgesetzt. In manchen Mitgliederkreisen scheint der Eindruck zu bestehen, als wenn über die Kriegergräberfrage dem Fachmann nichts Neues mehr gesagt werden könne. Man bedenke aber, daß man an diese Frage ganz fremd herangetreten ist, ohne irgend eine Anlehnung als die an den heimischen bürgerlichen Friedhof zu haben. Nur zu bald mußte erkannt werden, daß das Kriegergrab, der Kriegerfriedhof in der Heimat, noch viel mehr im Felde, nach ganz anderen Gesichtspunkten gestaltet werden müssen, wie der bürgerliche Friedhof. Es mußten andere, neue Ausdrucksformen gefunden werden, andere nicht nur an sich, sondern andere auch wieder je nach der Oertlichkeit. Fragen besonderer Art stellt fast jede Lösung; viele Fehler wurden gemacht, selbst von solchen, die man sonst als Gartengestalter hoch zu schätzen gewohnt war. Man mußte sich sozusagen erst vom Gartengestalter im üblichen Sinn

*) Anmerk. d. Red. Aber doch wohl in besserer Organisation, die in Ostpreußen viel zu wünschen übrig läßt und namentlich dem Recht des Künstlers wenig Raum läßt.

frei machen, um mit der erforderlichen Unbefangenheit an die große Aufgabe heranzutreten, unseren Toten in den verschiedenen Kriegsgebieten würdige Ruhestätten zu bereiten, die die Jahre überdauern und im Verlauf der Zeiten immer mehr den Eindruck von Friedhöfen verlieren, um den von Malen der Erinnerung an die großen Ereignisse anzunehmen. Die Anschauungen über die dazu geeigneten Mittel und Wege stehen keineswegs dauernd fest, es werden immer neue Erfahrungen gesammelt, neue Lösungen gefunden.

Außerdem darf nicht aus dem Auge verloren werden, daß es nicht nur gilt, die Kriegergräber zu gestalten, sondern das Verständnis für die dabei sich durchsetzenden Grundgedanken auch in den Kreisen derer zur Geltung zu bringen, die dem Vaterland ihr Teuerstes hingegeben haben und nun auch wissen wollen, wo und wie für deren Bestattung gesorgt ist. Hier liegt eine besondere Aufgabe vor, die bisher noch so gut wie vollständig übersehen ist, an der mitzuwirken wir aber mit in erster Linie berufen sind. Durch Wort und Schrift und Bild müssen wir in weiten Kreisen darüber aufklären, warum unsere Kriegerfriedhöfe nicht nach dem bürgerlichen Friedhofsbegriff gestaltet sein können, worin gerade die Größe der anderen, neuen Form und ihre Berechtigung beruht. An dankbaren Hörern, an tiefem Interesse wird es denen nicht fehlen, die sich dieser Aufklärung unterziehen wollen. Wir rechnen darauf, daß auch die Kreise unserer Mitglieder sich dabei beteiligen.

Der Ausbau der Einrichtungen der Kriegergräber-Fürsorge wird daneben weiter zu fördern sein. Der Vorstand hat in diesem Zusammenhang mit den zuständigen Stellen im Kriegsministerium und mit der staatlichen Beratungsstelle für Krieger-Ehrungen im Kultusministerium in Berlin weiterhin enge Fühlung behalten. In eingehenden Besprechungen mit dem Referenten für das Kriegergräberwesen im Kriegsministerium haben wir die Frage der Berufung und Verwendung der im Heer stehenden Garten-Architekten gefördert, und bei der staatlichen Beratungsstelle ist auf unseren Antrag die Berufung des Gartendirektors Barth als zweiter Sachverständiger aus unseren Berufskreisen neben Gartendirektor Kuphaldt erreicht worden.

Bei Gelegenheit der hierüber geführten Verhandlungen hat auf unsere Anregung eine vom Kriegsministerium gut geheißen und geförderte Versammlung von Gartenarchitekten und anderen an der Kriegergräber-Fürsorge in den Kriegsgebieten und in den Zentralstellen beteiligten Herren im großen Hörsaal des Kunstgewerbemuseums in Berlin stattgefunden, in der Gartenarchitekt Hirsch-Wiesbaden, an Hand von Lichtbildern einen Bericht über die künstlerische Gestaltung der Kriegergräber erstattete, an den sich eine lebhaft ausgeführte Aussprache über die hierbei berührten Fragen anschloß.

Auch der Heldenhain-Frage schenkt der Vorstand fortgesetzt seine Aufmerksamkeit. Nachdem die Namen unserer ersten Heerführer in die Heldenhain-Propaganda verflochten waren, haben wir die von der Gesellschaft veranlaßten Veröffentlichungen über diese Frage dem Generalfeldmarschall von Hindenburg, dem Kriegsminister von Stein und dem General Gröner überreicht. Daraus hat sich ein noch nicht abgeschlossener Briefwechsel zwischen dem Kriegsminister von Stein und dem Vorstand ergeben. Im übrigen scheint der Streit über die Heldenhainfrage an sich noch keineswegs zur Ruhe gekommen zu sollen. Nach der in den vorigen Jahresbericht aufgenommenen Erklärung der Schriftleitung der „Krieger-Ehrungen“ glaubte man erwarten zu dürfen, daß Hr. Lange, der Vater des Heldenhain-Gedankens, den von vielen Seiten gegen ihn erhobenen Einwendungen gewisse Zugeständnisse machen wolle. Diese Ansicht hat sich aber nach einer neueren Veröffentlichung Langes im Januar d. J. in der Täglichen Rundschau als irrig erwiesen. Denn darin verfielt er unentwegt seinen Grundgedanken „Jedem Helden seine Eiche in seiner Heimatgemeinde“. Der Vorstand spricht wiederholt sein lebhaftes Bedauern aus, daß Hr. Lange durch rücksichtslose Überspannung seines an sich guten und von keiner Seite ernstlich beanstandeten Grundgedanken immer wieder zu neuem Widerspruch herausfordert.

Eine andere mit den Krieger-Ehrungen im Zusammenhang stehende Angelegenheit, die Schaffung von Weihe- und Erinnerungsstätten auf den Schlachtfeldern, hat der Vorstand entgegen einem Beschluß der vorjährigen Hauptversammlung zunächst noch auf sich beruhen lassen.

In der Förderung der Gartenkultur im Zusammenhang mit dem Aufbau in Ostpreußen ist im Berichtsjahr kein wahrnehmbarer Fortschritt erzielt worden. Wir haben den Eindruck, daß zur Zeit die Verhältnisse noch immer nicht derartige sind, daß eine erfolgreiche Tätigkeit in dieser Richtung in Ostpreußen entfaltet werden kann. Der Vorstand behält die Sache fortgesetzt im Auge.

Dagegen dürfte es an der Zeit sein, die Tätigkeit der Gesellschaft und ihrer Organe den Kriegerheimstätten-Bestrebungen und verwandten Fragen ernsthaft zuzuwenden. Die Kriegerheimstätten-Bewegung ist aus dem Stadium der Klärung der Vorfragen anscheinend herausgetreten, und es wird sich um die Umsetzung in die Tat handeln. Daß hierbei dem Gartengestalter eine mitwirkende Rolle zufällt, braucht an dieser Stelle nicht näher begründet zu werden. Der Vorstand hat deshalb den Beschluß der letzten Jahresversammlung ausgeführt und die Mitgliedschaft des Hauptausschusses für Kriegerheimstätten erworben. Er hat dabei zum Ausdruck gebracht, daß es ihm nicht um formelle Zugehörigkeit, sondern um tätige Mitarbeit zu tun ist. Er hat hiermit beim Vorstand des Ausschusses volles Verständnis gefunden und ist aufgefordert worden, ein Mitglied in den Vorstand des Ausschusses zu entsenden. Mit dieser Vertretung ist der Vorsitzende, Hr. Gartendir. Kube, mit seiner Stellvertretung Hr. Gartendir. Barth-Charlottenburg, betraut worden.

Die Gruppen der Gesellschaft werden nunmehr sich auch in ihren Kreisen mit der Kriegerheimstättenfrage zu befassen haben. Darin wird man nicht nur die unter der Führung des Bundes deutscher Bodenreformer stehende Kriegerheimstätten-Bewegung im engeren Sinn, sondern alle dieses Gebiet berührenden Siedlungsfragen einzubeziehen haben. Namentlich wird es darauf ankommen, das Tätigkeitsgebiet des Gartengestalters hierbei klar herauszuarbeiten und abzugrenzen. Verständnis zu verbreiten für das, was von diesem Standpunkt aus in die zunächst nach wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten eingestellte Bewegung zu tragen ist, vor allem aber auch das vielfach verbreitete Vorurteil auszukurieren, als wolle man durch „Verschönerungs“-Bestrebungen eine falsche Note in diese Bewegung hineinbringen, was auf anderen Seiten berechnete Gegnerschaft gegen unsere Mitarbeit auslösen müßte.

Damit steht in gewissem Zusammenhang, daß wir auch in dem Beirat für Städtebau und Siedlungswesen Fuß zu fassen suchen. Auf eine Eingabe, die die Berufung von Gartenarchitekten in diesen Beirat bezweckte, ist uns zunächst der Bescheid geworden, daß man bei der bereits recht großen Mitgliederzahl des Beirates vorläufig von der Berufung von Gartenarchitekten absehen müsse, daß man sich aber vorbehalte, solche von Fall zu Fall zur Beratung hinzuzuziehen, wenn es sich um Fragen handelt, bei denen die Mitwirkung von Fachvertretern wünschenswert ist. Der Vorstand ist nicht der Meinung, daß man sich mit diesem Bescheid zufrieden geben sollte, er hat vielmehr die Ergreifung weiterer Schritte zur Erreichung des gesteckten Zieles ins Auge gefaßt. —

Der Württ. Geschichts- und Altertumsverein in Stuttgart eröffnete am 17. Nov. 1917 die Reihe seiner Vereinsabende für den Winter 1917/18 mit einer Hauptversammlung. Der Vorsitzende, Ob.-Stud.-Rat Dr. Egelhaaf, berichtete über die durch den Krieg auf zwei Vereinsabende eingeschränkte Vereinstätigkeit. Die Mitgliederzahl beträgt 606 gegen 635 im Vorjahr.

An die Verhandlungen schloß sich ein Vortrag von Dr. Baum aus Stuttgart über: „Neue Forschungen über schwäbische Bilderkunst“. Nach kurzem Überblick über die neuere kunstgeschichtliche Literatur, insbesondere über Monumentalplastik, behandelte Redner deren hauptsächlich die Entwicklung vom 13. bis 15. Jahrh. und zeigte an trefflichen Bildern, von welcher Wichtigkeit Straßburg für schwäbische Kunst und Architektur ist, wie von der Straßburger Schule beeinflusst, die herrlichen Monumentalwerke, Portale, Bildwerke, Altäre und Grabmäler in Wimpfen, Tal, in Hall, Gmünd, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Augsburg usw. entstanden, und erläuterte, wie sich im Lauf oft weniger Jahrzehnte neue Schulen mit anderen Anschauungen und Typen aus den vorhergegangenen bildeten. Daneben wurde auch auf die sogen. Bodensee-Plastik, die Konstanz, Kölner u. a. Schulen mit ihren erkennbaren Unterschieden hingewiesen und dargelegt, wie z. B. die Haller Schule so recht den Einfluß der Niederländer Brüsseler und Antwerpener Schule zu Tag tritt. Auch die welschen bekannten Meister, wie Johs. Hartmann, Hans Multscher, Syrlin, der neuentdeckte Meister Greezinger von Trochtelfingen, die Meister von Eriskirch am Bodensee, von Bronnweiler usw. wurden besprochen und die Werke dieses deutschen Künstlers vorgezeigt.

Für den mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen Vortrag sprach der Vorsitzende dem Redner den wohlverdienten Dank aus, indem er zugleich auf die Bedeutung Straßburgs hinwies, das auch auf dem Gebiet der Kunst die echte deutsche Stadt ist, die es auch ferner bleiben soll. —



DEUTSCHE BAUZEITUNG

52. JAHRGANG. N^o 84. BERLIN, DEN 19. OKTOBER 1918.

REDAKTEURE: ALBERT HOFMANN, ARCHITEKT, UND FRITZ EISELEN, INGENIEUR

Betrachtungen über konstruktive Fragen in verschiedenen Epochen der Architektur.

Vom Geheimen Rat Dr. phil. h. c. Josef Durm, Dr.-Ing. h. c., Professor an der Techn. Hochschule Fridericiana in Karlsruhe.

(Fortsetzung aus No. 78.) Hierzu die Abbildungen S. 392 und 393.

III. Der Griechen und Römer Baukunst und Technik.

Tandis qu'en Lydie, en Perse, en Etrurie le progrès de l'art est un simple développement des germes asiatiques semés par le commerce phénicien, en Grèce le mouvement est plus complexe: une invasion venue du Nord peu après comme un monde nouveau.

(Choisy.)

Die Methode der griechischen Baukonstruktionen begreift in sich die Ausführungen bestimmter Gebilde durch natürliche und künstliche Mittel, Gesteine, Hölzer und Metalle, Mauerwerke, Steinhauer- und Zimmerarbeiten, Schutzdecken, durch die Elemente der Bauformen, Bildhauerarbeiten, Malereien, gewebte Stoffe und Töpfereien zu Bedarfsgegenständen für geheiligte und weltliche Werke der Kunst, so darzustellen und derart zum Genuß zu bringen, daß sie seelischen Wünschen und Bedürfnissen entsprechen und stets zu Weiterem und Höherem anregen. Studien, Prüfungen und Betrachtungen im Ganzen und Einzelnen nach der Natur sind die Grundlagen dafür. Erschöpfend können die Ergebnisse nicht sein, aber doch belehrend. Sie mögen auf Wissen, Herz und Gemüt wirken und Gutes in uns hinterlassen und auf manche Fragen Antwort geben, aber das Frag- und Antwortspiel wird nicht aufhören und nie verstummen. Die Antworten auf Fragen über den griechischen Gewölbbau, über Großkonstruktionen und Werke der Mechanik werden dem Gegenstand gemäß mäßiger ausfallen, als bei anderen technischen und rein künstlerischen Dingen. Groß ist die Diana der Epheser, aber auch sie wird zuweilen schweigen und manches wird schon vollzogen sein, um das man sie fragt, weil das Angefragte nicht immer in den Kreis unserer Kunst und Wissenschaft eingereicht ist. Daher wird das Anklopfen an der Tempeltür nicht immer von Erfolg begleitet sein. Aber den Mut brauchen wir deshalb noch nicht zu verlieren. Es gibt noch Richter in Israel und erfindungsreiche Geister auf Gottes weiter Erde. Gelehrte und Künstler sind auch dem Griechenvolk nicht verloren gegangen, wenn wir deren Werke zählen.

Die stolzen Tempelreste, die prächtigen Theater- und Amphitheaterbauten, die herrlichen Grabmäler und Paläste der Mächtigen und Großen dieser Erde und deren Nutzbauten geben immer noch Antworten, wohl aber mehr noch die uns erhaltenen Werke der ewigen Roma, von denen uns Strabo (Lib. V. 3, 9) die ewig denkwürdigen Worte hinterlassen „Ueberhaupt aber kümmerten sich die Alten wenig um die Schönheit Roms, indem sie sich mit anderen größeren und notwendigeren Dingen beschäftigten; die Späteren hingegen, und besonders unsere Zeitgenossen, blieben auch hierin nicht zurück, sondern füllten die Stadt mit vielen und schönen Prachtwerken.“

Die Verfasser der Geschichte der Baukunst des Altertums und des Islam im Mittelalter haben darauf hingewiesen, daß das Prinzip der Wölbung (S. 243 a. a. O.) „auf einem struktiven Organismus“ beruhe und daß es vom einfachen Bogen bis zur Tonnenwölbung nur ein einfacher Schritt sei, aus der Durchkreuzung zweier Tonnengewölbe von gleicher Spannweite und Scheitelhöhe das Kreuzgewölbe entstehen zu lassen, dessen natürliche (einfachste?) Grundform somit ein Quadrat bilde. Natürliches und künstliches Gestein in Verbindung mit Gußmauerwerk wären dabei das Baumaterial, während die Kreuzgewölbe aus Quadern mehr im Osten zu Hause sind. Wie die Tonne über dem Rechteck, so sei das Rund über der Kuppel die natürliche Gewölbeform. Als das großartigste Beispiel einer Kuppelwölbung über einem Zylinder wäre die Rotunde des Pantheon in Rom aufzufassen! Die richtige Ecklösung bei Kuppeln über quadratischen oder allgemein genommen polygonen Räumen durch sphärische Dreiecke oder Pententifs findet sich zuerst im Osten in spätantiker und früh-byzantinischer Zeit, besonders in Syrien. Im Großen und Ganzen ist das wohl richtig. Wir wollen aber dabei nicht vergessen, daß das antike Rom und die Techniker der benachbarten Völker Asiens über ganz hübsche Arten von gewölbten Monumentalbauten verfügten; es sind die Bauten im Osten und Westen der ewigen Stadt. In dieser selbst erbaute der Kaiser Aurelian den Tempel des Sonnengottes, der in seinen Höhenmassen den großen Tempel zu Baalbek übertraf.

„Das Pantheon und die Maxentius-Basilika“ sind nach Borrmann und Neuwirth „das 4 und 2 der römischen Baukunst, beide noch in ihren Nachwirkungen von weittragender Bedeutung“. Diese beruht keineswegs auf der technischen Leistung allein, sondern auch auf dem Raumeindruck. „An die Raumprobleme der Maxentius-Basilika knüpft der mittelalterliche Gewölbbau an. Um des Raumes willen wurde die Kuppel die Sehnsucht der Renaissance, die ihre Erfüllung in Michelangelos Petersdom fand.“ Am Beginn des IV. Jahrhunderts steht der gewaltige, von Maxentius begonnene, von Konstantin vollendete Gewölbbau zwischen Kolosseum und Forum, die größte Raumschöpfung der antiken Kunst. Mit Kaiser Konstantin dem Großen (313 bis 337) beginnt die letzteschöpferische Epoche der römischen Baukunst (Abbildung S. 390).

Und wenn wir doch einmal am „Vergleichen“ sind, so mag auch das von Carl Scheffler in seinem Tagebuch (Leipzig 1906) Gesagte für bare Münze genommen werden „daß Sankt Petersdom in Rom kein Ganzes sei, in dem man zur Ruhe käme. Er ist kolossal und als Denkmal gesammelter ästhetischer Tatkraft einzig. Er ist ein höchster Ausdruck menschlichen Vermögens nach der Seite kultivierter Unternehmungskühnheit“. Was sind dagegen die architek-

tonischen Steinbrüche des Kolosseums, die ungeheueren Gewölbe der Kaiserthermen und der Constantinsbasilika oder im Ganzen das riesenhafte Profane in der Baukunst, das uns ergreift neben der Nutz- und Zweckbaukunst in höchster Vollkommenheit? Die ägyptischen Riesentempel und Pyramiden, die persischen Paläste, die Bauten der Byzantiner und die islamitischen Moscheen in Brussa und Kairo, oder auch die himmelhoch strebenden mittelalterlich-gotischen Dome, was sind sie schließlich für den Architekturdichter? Wohl nur Schatten tapferer Gothen, die den Alarich beweinen, ihres Volkes größten Toten!

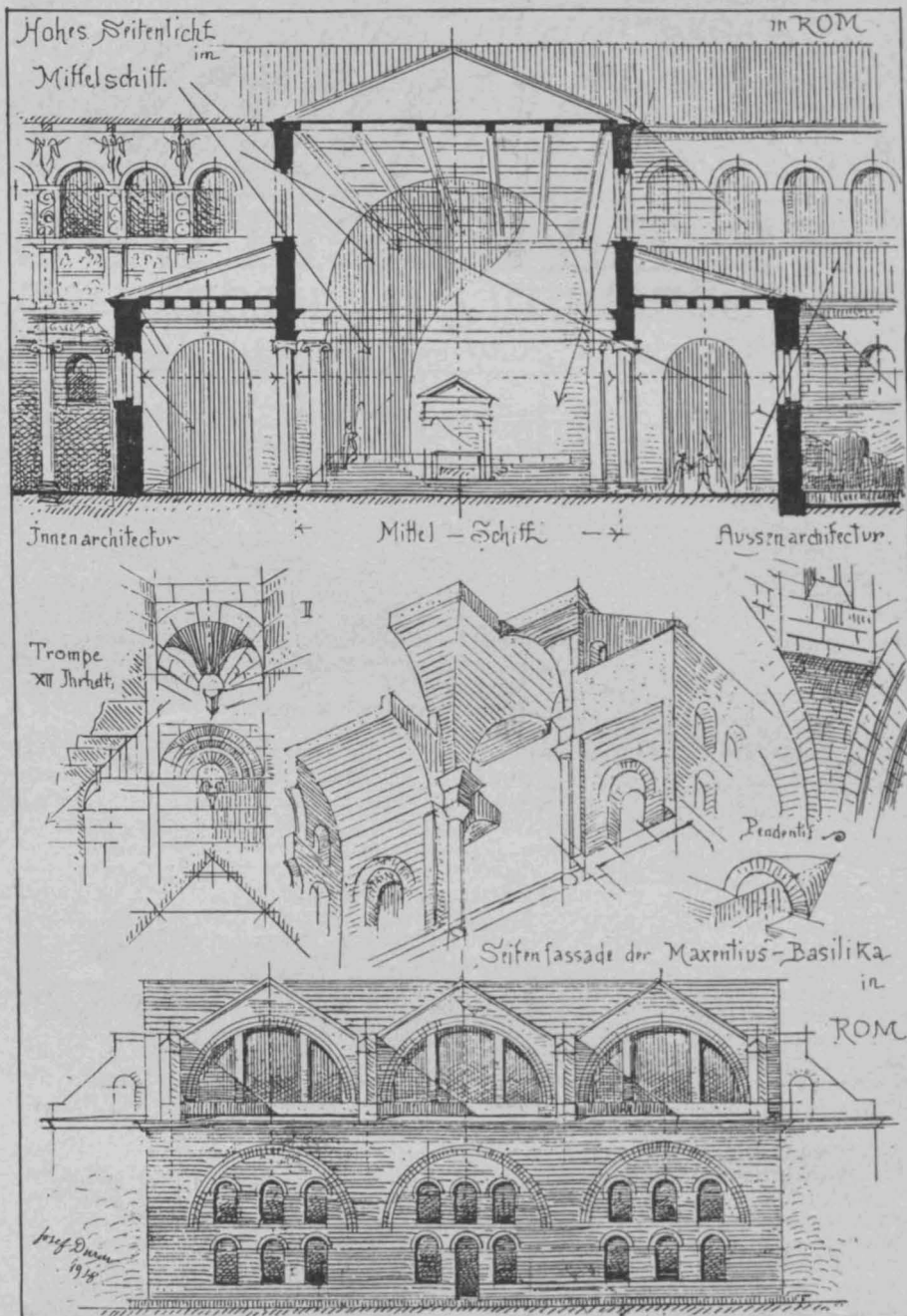
Decken und Dächer bleiben Konstruktion und Form und sind nicht von einander zu trennen, auch hier nicht. Nicht notwendig ist nur der Aberglaube, daß, wenn uns der einst „ein neuer Stil geboren werden sollte“, daß er in einem

der Stützmauern. Mit dem Auftreten der Gewölbe in großem Maßstab beginnt die Verwertung der Strebebogen (Schwibbogen, arc boutant), zunächst durch Abspreien mittels Schräghölzer (S. 392) und bei deren Versagen durch entsprechende Steinbögen. Bei den Kirchen wird der Strebebogen von einem Bogen gebildet, der von dem oberen Teil der Mauern des Mittelschiffes zur Bildung des Gewölbewiderlagers über dem Dach des Seitenschiffes bis zum äußeren Strebepfeiler hinübergeschlagen wird. Die Wirkung beruht in dem Gewicht der Keilsteine gegen den Seitenschub der Gewölbe und der sowohl belastenden als das Wasser ableitenden Bedachung. Er bildet unmittelbare Streben gegen die Seitenmauern des Mittelschiffes. Die Tendenz der Gotik, auch die Strebebogen möglichst leicht zu konstruieren, führte zur Verwendung der Spitzbögen auch bei den Strebebogen.

Verwendete man sehr hartes Gestein (Basalt, Granit, Kalksteine), so konnte man die Strebebogen auf ihre geringsten Abmessungen zurück führen (Vergl. besonders R. Redtenbacher, Leitfaden zum Studium der mittelalterlichen Baukunst, Leipzig 1881, § 67, sowie die Abb. S. 392). „Das ganze System der Strebepfeiler und Strebebogen war nur eine Konsequenz des mittelalterlichen Gewölbebaues; sie geben den Kirchen des gotischen Stiles ihr besonderes Gepräge; sie hüllten bei großen Kathedralen, wie beim Kölner Dom, den eigentlichen Kirchenbau fast vollständig ein. Auch suchte man die Strebebogen unter den Dächern zu verstecken, oder gestaltete sie möglichst einfach, machte die Gewölbe möglichst leicht, um den Seitenschub zu verringern, wie das beispielsweise an der Kathedrale von Durham geschehen ist (Abb. S. 375) u. a. m.

Die italienische Gotik setzte die Strebepfeiler auf's knappste Maß herab und suchte den Strebebogen ganz zu vermeiden durch Einlagen von hölzernen oder eisernen Zugstangen bei den Kämpfern der Gewölbe. Man vergleiche in diesem Sinn die byzantinischen Kirchen, die arabischen Moscheen und die früh-mittelalterlichen (romanischen) Kirchengewölbe in Ober-Italien und Deutschland. Ebenso verfuhr die Renaissance, die alle Mauerverstärkungen durch Pilaster zu ersetzen pflegte, wodurch der Gewölbebau einen unrichtigen Charakter erhielt, ein rohes Mittel, das ebenso wenig das Wesen des Gewölbebaues ausspielt, wie der Pilaster.

Als Schlußwort glaubt Redtenbacher sagen zu sollen, daß in der mittelalterlichen Baukunst die äußere Erscheinung stets durch konstruktive Gründe verlangt worden sei, worin ihr Vorzug vor anderen Bauweisen



Punkt sicher aus der goldenen Dämmerpracht von S. Marco in Venedig hervorgehen würde.

Schöne Sonnenuntergänge und Mondscheinnächte auf der Akropole von Athen oder angesichts des Florentiner Domes, melancholische Abende im Garten von Gethsemane oder an den Ufern eines erinnerungsreichen Alpensees bleiben unvergänglich, sie erheben, wenn man will, die athenische Landschaft eben so hoch über Konstantinopel, als die Umgebung von Rom uns Neapel vergessen macht. Doch was uns die entsprechende Technik bietet, steht nicht niedriger, denn streng genommen führt „nur die Steinhaut der Baumassen“ den wahren Namen.

Die ersten technischen Vorsehungen wurden als Strebepfeiler bezeichnet, und darüber ist das Nötige entwickelt. Sie dienten der Hauptsache nach zur Verstärkung

lätze. Die Konstruktionen selbst seien aber größtenteils mangelhaft. Die besten Konstrukteure des Mittelalters seien Empiriker gewesen, die wohl wußten, wie sie ihr Bausystem verbessern, wo sie ab- und zugehen müßten, die sich aber stets über das Wieviel täuschten. Diese Täuschung führte zur Uebertreibung. Die Belastungen waren entweder zu klein oder zu groß bemessen. Die Mängel der Konstruktion zogen so dieselben oder ähnliche Uebelstände mit sich, welche man der Antike und der Renaissance vorwirft, daß sie nämlich Strukturteile da verwenden, wo sie keine konstruktive Wirkung erfüllen konnten, oder zu erfüllen hatten. Wenn jemals die Architektur neue Bahnen einschlagen wird, so wird sie der mittelalterlichen Baukunst nicht wenig zu danken haben. So auch Redten-

bacher! Einen Ausdruck des Dankes hat die italienische Renaissance ihrer Entstehung doch schon geleistet. Mit der Antike allein hätte sie das nicht vollbracht, was sie tatsächlich geleistet, wenn das Mittelalter nicht hilfreich eingegriffen wäre. Das Einführen der Schwibbögen in Frankreich und Deutschland, in Chartres, Soissons, St. Denis, Bonn und Köln (1195, 1230, 1240, 1250, 1221), sind Taten von nennenswerter Größe, wenn auch große Versuche vorausgegangen sind, wie an der bahnbrechenden Leistung der Maxentius-Basilika mit ihrer dreischiffigen, basilikalischen Anlage, ihrer eigenartigen Licht- und Luftzufuhr und der Verteilung der statischen Kräfte Wirkung am Bau. Kein Strebepeer stört die Außenflächen der Umfassungsmauern, gleichwie bei der 'Agia Sophia die Außenflächen der Umfassungsmauern in den Untergeschossen, nur das abgetrepte Obergeschoß durch schräg anlaufende, motivierte Streben bringt Bewegung in die Baumassen mit ihren sichtbar gelassenen Giebeln und Dachverfallungen. Mit vollkommener Beherrschung der statischen Momente sind bei den Seitenschiffen die Strebepeer ohne Fehl angeordnet. Das Mittelschiff mit seinen Kreuzgewölben, Strebepeeren und großen Lichtquellen, das Ganze beherrschend, zeugt von dem großen Geist, der das seltene Bauwerk geschaffen. Das Mittelschiff mit seinen Kreuzgewölben und vorgestellten Freisäulen, den oberen einzig dastehenden Schwibbögen und den in den Seitenschiffen sich senkrecht erhebenden, durchbrochenen Strebepeeren sind großartig gedacht und technisch vollendet in den Einzelheiten und Mauerverbindungen ausgeführt. Gerade die verdeckten Streben sind klassisch ausgedacht und in die Gruppe der übrigen Gebäudeteile wunderbar eingeordnet. Nur wenige Bauten zeigen das gleich tiefe Ausdenken. In kleineren Abmessungen tritt es später wohl wieder auf, aber nicht als Erstling! (Abbildungen S. 375 und 390.)


Es verläuft eines Künstler's Erdenwallen nicht so einfach und geradlinig, wie es sich berufsmäßige Kunstbuchschriftsteller aus pädagogischen Kreisen darzustellen belieben. Auch die armenischen Baukünstler, ein Isidor von Milet und ein Antemios von Tralles sind in ihren Werken dem Spruch gefolgt „Wahre die richtigen Grenzen, denn das Maß ist immer das beste.“ Und wenn man Palladios Schüler hauptsächlich als die Lateiner unter den Baukünstlern nennen zu müssen glaubt, so geht man einen krummen Weg. Jedenfalls müssen wir im Gebäubebau das Höchste begrüßen, was auf dem Gebiet der

ausführenden Technik seit Menschengedenken geleistet wurde und darauf dürfen wir stolz sein. Wenn Jemand fragt, wer die Arkaden der Moschee Ahmed-ibn-Tulün zu Kairo gebaut hat und welches die Kennzeichen derselben sind, so kann er ruhig antworten, daß das 876—878 nach Chr. Geb. unter Verwertung des Spitzbogens mit einer Wiederkehr am Kämpfer, geschehen sei, und dann soll man ihm nicht widersprechen; auch nicht, wenn man sagt, daß das Felsengrab zu Urgub mit seinen Hufeisenbögen aus der Zeit Justinians stammt (530 nach Chr.) und daß es eine vereinzelte Leistung und der arabischen Kunst nicht ganz ureigentlich sei. Als eine formale Neuerung sind der rundliche und spitzbogige Hufeisenbogen in Spanien, sowie der gezackte in Spanien zu nehmen, der Kleeblattbogen und der Kielbogen in Persien und Indien. Der eiförmige (elliptische) Bogen ist nach der ägyptischen Triangel aufzuzeichnen, gleichwie der sassanidische und der Spitzbogen der Perser (Khorsabad).

Die Einführung der byzantinischen oder sassanidischen Kuppeln verdanken wir den Arabern. Aus der Zeit Constantins des Großen stammen die Kuppeln von spitzer und zwiebelköpfiger Gestalt, nach byzantinischer Weise, meist über quadratischem Raum mit Bogen und Zwickeln und einer Auszierung durch Stalaktiten. Von großer Schönheit sind meist die Kuppelfenster, z. B. der Moschee Kalaün in Kairo mit Spitzbogen-Hufeisen- und Rundfenstern und im höchsten Grade beachtenswert in kunstgewerblicher Beziehung die aus Holz geschnitzten Erker (Fensterverschlüsse, Muscharabiyen), die Fayence- und Glaswaren und musivischen Arbeiten. Nicht zu vergessen seien bei den orientalischen Werken die eigenartigen Gwölbeformen und Konstruktionen der Karawanserais auf dem Weg von Isbahan nach Schiras, sowie die Kuppeln und Minarets von Bagdad und die Bauten des arabisch-persischen Stiles bei Delhi. Die technisch-wissenschaftliche Behandlung der Baukunst des Islam durch Franz-Pascha (1887) bietet des Schönen und Interessanten mehr, als es unsere kleine Arbeit fassen kann. Der kurze Hinweis möge genügen; er wird uns aber lehren, daß mit dem Orient auch auf dem Gebiet der Gwölbeteknik noch mancherlei abzurechnen sein dürfte. Ueber die Bestimmung des Zeitalters der Bogen- und Gwölbeformen ist das letzte Wort auch im Orient noch nicht gefallen. —

(Fortsetzung folgt).

Noch einmal die „Dächer“.

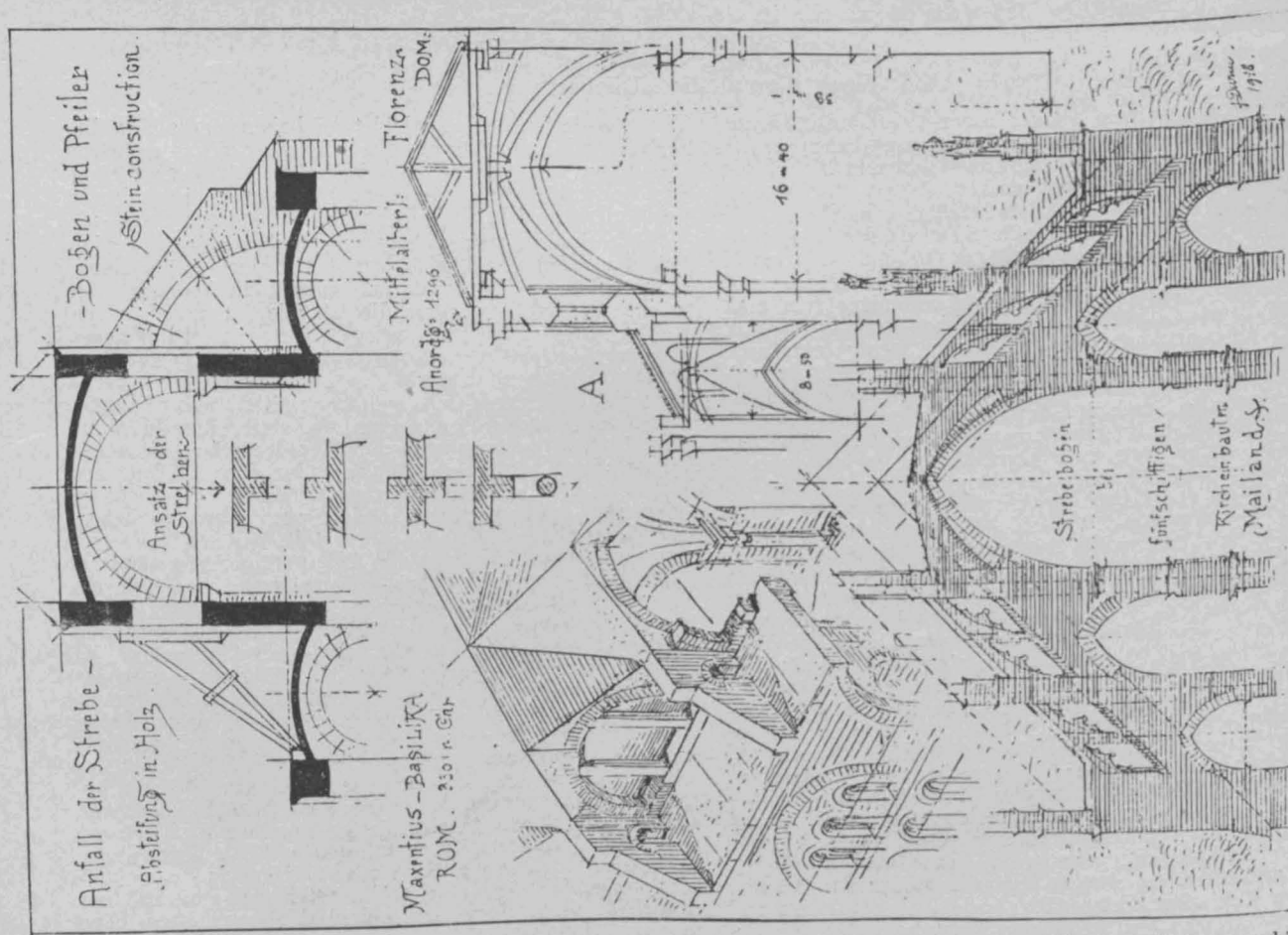
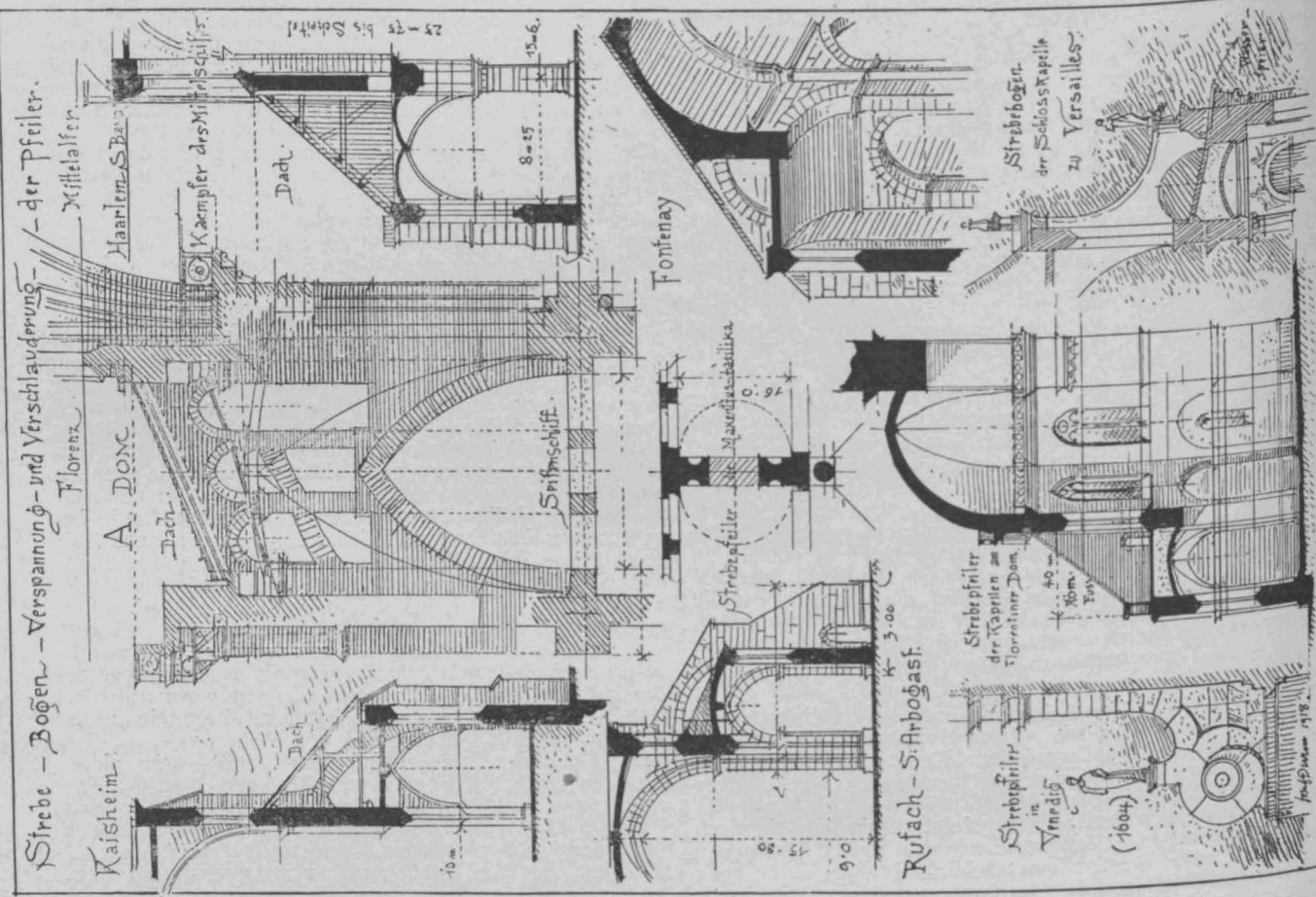
u meinem Artikel in den Nummern 56, 57 und 59 der „Deutschen Bauzeitung“ haben Hr. Dr.-Ing. Steinlein in München in No. 69 und Hr. Cornelius Gurlitt in No. 80 eine Feststellung oder Berichtigung gebracht, die als eine interessante Bereicherung des Themas anzuerkennen ist. Die Zurückführung des bekannten, den architektonischen Charakter der Inn- und Salzachstädte so stark und auffällig bestimmenden Motives auf einen rein praktischen Ursprung wird ja manchen begeisterten Verehrer dieser einzigartigen Städtebilder ein wenig enttäuscht haben, man muß sie indessen in der Tat für ganz einleuchtend halten. Rein idealistische Beweggründe, das lehrt uns nicht allein die Geschichte der baukünstlerischen Entwicklung, führen ja leider nur überaus selten zu unmittelbaren Erfolgen, sodaß man wohl berechtigt ist, schon im Vorhinein gegen jede derartige Annahme ein wenig mißtrauisch zu sein und dafür nach praktischen Grundlagen zu forschen! Indessen, mag immerhin der erste Anlaß, der an den Straßenwänden jener oberdeutschen Städte fast durchgängig zur Errichtung dieser merkwürdigen, vor den Frontgiebeln aufgebauten Stirnmauern geführt hat, lediglich eine Art baupolizeilicher Vorschrift zum Schutz gegen Feuergefahr gewesen sein, das vermag den ästhetischen Wert des Motives doch keineswegs herabzumindern; die Ausnützung dieses Wertes für den technisch ganz anders liegenden Fall bei modernen Bauausführungen bleibt ja ohnehin davon unberührt. Offenbar hatte man aber auch schon damals diesen künstlerischen Wert voll erkannt, und zwar früh genug, und dazu mag die Gewöhnung des Auges an die niedrigen Dächer und geraden Frontabschlüsse im welken Nachbarland vielleicht noch das Ihrige beigetragen haben. Ich kann mir eigentlich nur schwer vorstellen, daß eine so radikale, der gotischen Neigung zum Aufstreben und Zergliedern so unmittelbar widersprechende Lösung in jener Zeit ohne dieses nahe Vorbild ebenso leicht und mit dem gleichen überraschenden Verständnis für den idealen Wert der Anordnung sich durchgesetzt haben würde! Und man scheint diese eigenartige Bauweise auch bald genug mit besonderer Lust am schönen Anblick fortgeführt

und künstlerisch weitergebildet zu haben, der stolze Zinenschmuck und späterhin die Bekrönung mit so manchem stattlichen Hauptgesims nach italischer Art, namentlich in den weiter südwärts gelegenen Teilen des Gebietes, lassen uns das, meine ich, doch sehr deutlich empfinden.

Mir sind zu meiner Anregung noch weitere Bedenken geäußert worden, die mich veranlassen, heute noch einmal in möglichster Kürze darauf zurück zu kommen. Ich möchte diesen Einwänden, die ich alle für subjektiv berechtigt ansehe, das Eine entgegen halten: gewiß gilt auch hier der bewährte Grundsatz, daß es überall in der Baukunst vor allen Dingen auf das „Wie?“ ankommt! Wenn ich mir z. B. gerade von den unvermittelt nebeneinander gestellten dachlosen Frontmauern und steilen Ziegeldächern, diese freilich durchaus nach der alten deutschen Art, einen hervorragend wirksamen Eindruck für das Straßen- und besonders für das Stadtbild verspreche, so gebe ich zu, dabei eben ganz bestimmte Bilder vor Augen zu haben. Gewiß, so allgemein gültig aufgestellt, wie es aber wohl nicht geschehen ist, kann die Behauptung Befremden erregen; man kann sich dabei — zumal wenn man sich den Vorschlag mit solchen baulichen Mitteln ausgeführt denkt, wie sie die heutige Praxis nun einmal als Regel kennt, und das liegt doch schließlich sehr nahe — im Allgemeinen nur unharmonische Ergebnisse vorstellen. Wer aber z. B. das Stadtbild von Salzburg oder von Rattenberg a. Inn daraufhin mit Aufmerksamkeit betrachtet, wird vielleicht doch zu einer wesentlich anderen Meinung gelangen. Ich entsinne mich aber, auch aus manchen modernen Städtebildern schon hier und da ganz ähnliche, und zwar höchst überraschende Anregungen empfangen zu haben! Ich denke da z. B. an die Rückseite einer langgestreckten Straßenfront, die ich aus größerer Ferne mit einem Blick überschauen kann; die Hofseiten der Häuser im übrigen vier- oder fünfgeschossige Mietskasernen schlimmster Art, sind allesamt in gleicher Höhe nach oben hin glatt abgeschnitten, ohne sichtbares Dach, aber darüber hinweg, gleichwie auf einer breitgelagerten Felsterrasse, baut sich scheinbar unmittelbar das Bild der alten Innenstadt empor, zu oberst das steil ansteigende Riesendach einer mittelalterlichen Kirche

mit dem schwer gedrunghenen Turm, daneben der Walm des Schloßdaches, oder das langhin laufende Satteldach des Rathauses. Ich bemerke allen Zweiflern gegenüber aus-

Erinnerung etwa an Salzburg oder an Passau, ist schlechthin verblüffend. Aber auch der umgekehrte Fall kann durchaus befriedigend, ja künstlerisch anregend wirken.



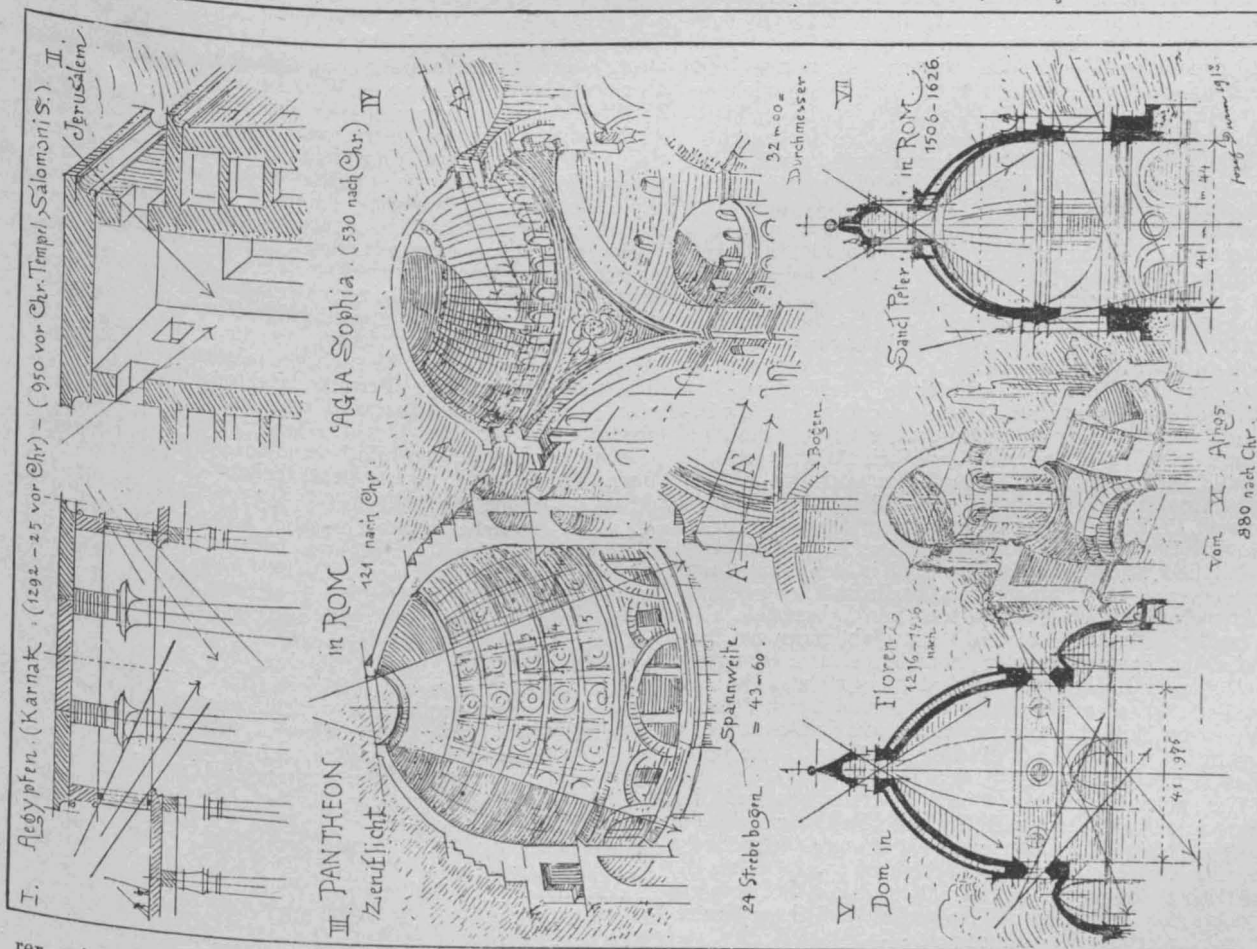
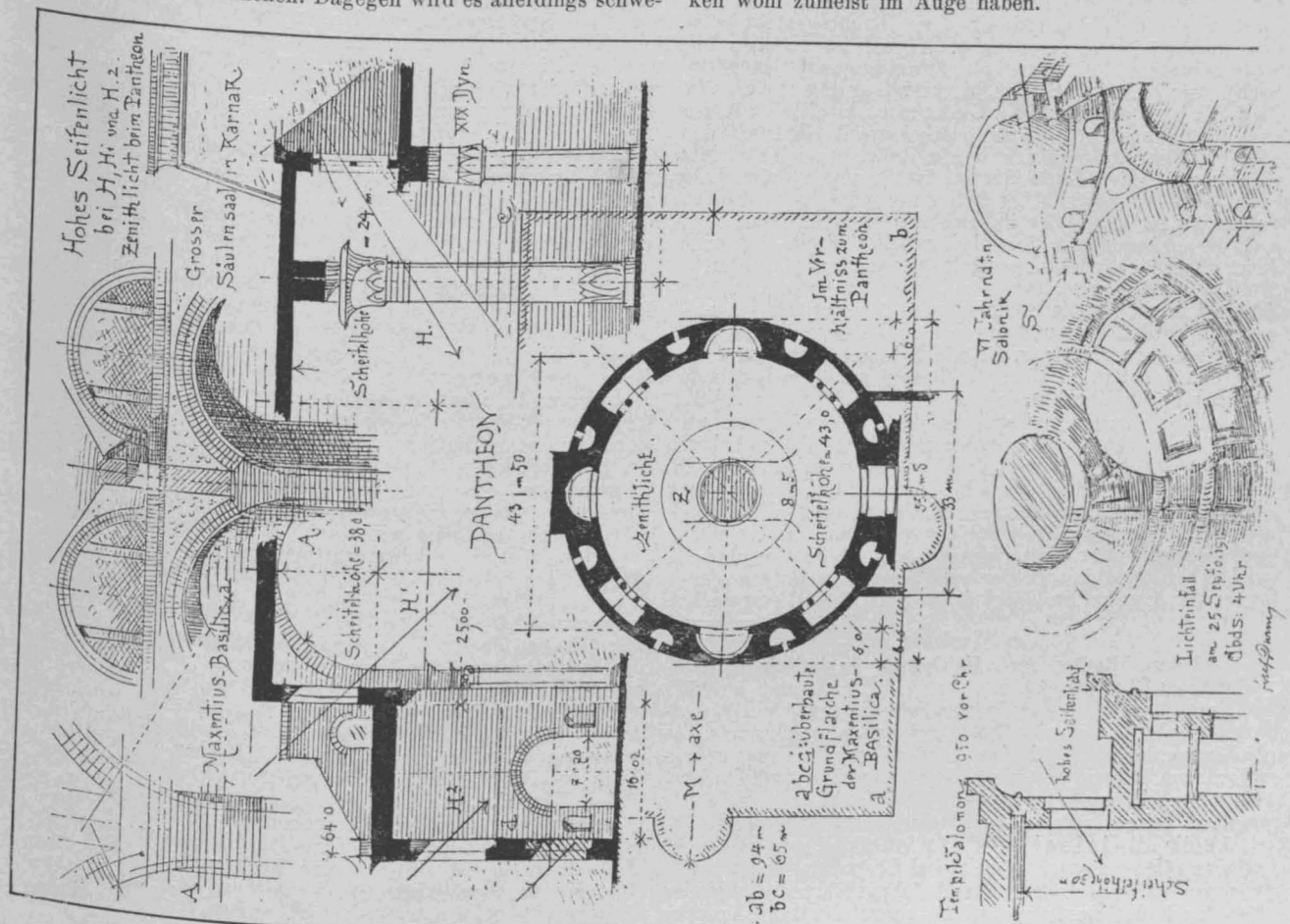
Betrachtungen über konstruktive Fragen in verschiedenen Epochen der Architektur.
Vom Geheimen Rat Dr. phil. h. c. Josef Durm, Dr.-Ing. h. c., Professor an der Technischen Hochschule Friedriciana in Karlsruhe.

drücklich, daß dieses Bild kein bloßes Phantasie-Erzeugnis ist, sondern daß mir ein ganz ähnliches im Augenblick leibhaftig zu Gebot steht. Der ästhetische Eindruck, die

wenn z. B. eine vielgestaltige Gruppe, die aus verhältnismäßig kleinen, aber mehr oder minder steilen Ziegeldächern gebildet ist, vor einer solchen dachlosen, höheren Stra-

Benwand steht, an diese für den Anblick aus der Ferne sich gleichsam anschmiegend. Man sollte doch nur den praktischen Versuch machen! Dagegen wird es allerdings schwe-

ein ästhetisch günstiges Bild zu gewinnen, und diesen an und für sich ungünstigen Fall dürfte man bei jenen Bedenken wohl zumeist im Auge haben.



Betrachtungen über konstruktive Fragen in verschiedenen Epochen der Architektur.

rer sein, etwa mit dem bunten Wechsel nebeneinander stehender, annähernd gleich hoher Gebäude, und ohne daß jede der beiden Dacharten größere Zusammenhänge bildet,

Besonders starkem Zweifel begegnete auch die angenommene Möglichkeit, an den dachlosen Miethausfassaden selbst den erhofften, künstlerisch befriedigenden Eindruck

zu erzielen, sofern dabei allen praktischen Anforderungen entsprochen werden soll, die heute an die gute Vermietbarkeit, an preiswerte Herstellung der Gebäude und auch sonst an deren Wirtschaftlichkeit mit Recht gestellt würden. Ich möchte demgegenüber fragen: ist es etwa bis heute gelungen, allen derartigen Anforderungen, den praktischen wie den ästhetischen, unter der Herrschaft des bisher geltenden Schemas in gleicher Weise gerecht zu werden? Auch hierbei spielt natürlich das „Wie?“ seine große, entscheidende Rolle. Und ich meine: man hat sich im Laufe der letztverflossenen Jahrzehnte etwas allzu radikal von der Befolgung jener uralten, nicht erst seit den Zeiten der italienischen Hochrenaissance in Geltung gekommenen Schönheitsregeln befreit, die noch keine Fassadenkunst ungestraft vernachlässigen durfte, nämlich von jenen Lehren von der guten Proportion, die ja nicht allein für die Säulen- und Pilasterordnungen aufgestellt worden sind und nur bei diesen beachtet zu werden verdienen. Ist es z. B. wirklich unbedingt erforderlich, den Fenstern in allen Geschossen annähernd dieselbe Größe und dieselbe überlieferte schlanke Form zu geben? Weshalb dürfen die Brüstungen der Fenster immer nur die gleiche, kategorisch vorgeschriebene Höhe haben? Welches Gebot der Wirtschaftlichkeit schreibt diese Regeln unweigerlich vor? Ist es wirklich nur der Gedanke an billige, fabrikmäßige Massenherstellung, oder die Rücksicht auf einen angeblich unüberwindlichen Durchschnittsgeschmack? Oder sind da nicht viel bloße Gewohnheit, viel Schemagläubigkeit oder auch freiwillige Unterordnung unter das Gesetz der Trägheit im Spiel? Und warum hat

neuerdings jede architektonische Umrahmung von Fensteröffnungen von vornherein als überwundener Standpunkt zu gelten? Und ebenso die Verdachungen oberhalb der Fenster? Es wäre doch wohl angebracht, diese und noch manche weitere ungeschriebene Vorschrift, die uns die neueste „Richtung“ gar selbstherrlich auferlegt hat, einmal auf ihren wirklichen ästhetischen oder praktischen Wert hin ganz vorurteilsfrei zu untersuchen! Oder hat man die Ueberlieferung und die „Stilarchitektur“ lediglich darum aufgegeben, um sich desto bereitwilliger neue, angeblich „moderne“ Gebote aufzwingen zu lassen, die von uns den gleichen Unfehlbarkeitsglauben heischen, unter Umständen aber noch viel drückender sind?

Das Unharmonische, Unreife der Bauart von gestern hat man glücklich erkannt und strebt heute vor Allem neben der vielgenannten „Sachlichkeit“ nach wohlthätiger Ruhe des Eindrucks im Ganzen und im Einzelnen. Damit aber das Neue nicht abermals zum Schematismus werde, damit nicht die Langeweile und eine freudlose Schwere der werdenden deutschen Baukunst ihren widrigen Stempel aufdrücken, um diese Gefahr zu bannen, die bereits drohend geworden ist, sollte jeder Versuch, das Schema zu durchbrechen und die wachsenden Zöpfe abzuschneiden, im Allgemeinen und schon an sich willkommen heißen werden; gleichviel, woher er kommt, und auch wenn er „nur“ künstlerisch begründet wird. Auch die hier vorgeschlagene Anordnung ist ein solcher ernstgemeinter Versuch; mögen weitere ihm folgen! —

Hans Freude.

Vermischtes.

Wiedereröffnung der „Baltischen Technischen Hochschule“ zu Riga. Am 14. d. M. ist in Riga, wo mit der 1862 erfolgten Begründung des Polytechnikums deutscher Wissenschaft und Technik eine Stätte geschaffen worden war, die sich auch der seit 1892 einsetzenden Russifizierung gegenüber lange Zeit widerstandsfähig erwies und erst mit der Verlegung nach Moskau während des Weltkrieges endgültig verloren schien (vergl. auch unsere Ausführungen in No. 63 d. J.), die „Baltische Technische Hochschule“ wiedereröffnet worden. Damit sind Bestrebungen zu einem, wie man hoffen darf, dauernden Erfolg geführt, die im Herbst 1917 nach der Besetzung Riga's durch deutsche Truppen einsetzten, und namentlich von dem „Baltischen Technischen Hochschulverein zu Riga“ mit Nachdruck gefördert und vom Gouvernement unterstützt wurden. Allerdings fehlt es noch an Vielem, um einen geregelten Lehrbetrieb zu sichern. Die einige 60 000 Bände zählende wertvolle Bibliothek, die Einrichtung der Laboratorien, die Instrumente, Modelle und sonstigen Lehrmittelsammlungen sind s. Zt. bei der Verlegung nach Moskau mitgeführt worden und es ist noch nicht abzusehen, in welchem Umfang sie der Hochschule zurückgegeben werden. Der oben genannte Hochschulverein hat sich daher zunächst an alle deutschen technischen Hochschulen mit der Bitte um leihweise Ueberlassung dort entbehrlicher Lehrmittel gewandt. Außerdem hat sich mit dem Sitz in Essen eine „Deutsche Gesellschaft zur Förderung der Baltischen Technischen Hochschule in Riga“ gebildet, deren Geschäfte zur Zeit der Großindustrielle Kommerzien-Rat Dr. K. Goldschmidt als Vorsitzender, Dipl.-Ing. Reißner in Essen-Bredeney als Schriftführer leiten. Sie wird demnächst mit einer umfassenden Werbetätigkeit an die Öffentlichkeit treten. Der „Verband Deutsch. Arch. u. Ing.-Vereine“ hat ferner auf seiner Versammlung zu Cassel beschlossen, die Bestrebungen zum Wiederaufbau der Techn. Hochschule zu Riga nach seinen Kräften zu unterstützen und Mitglieder seines Vorstandes sind in den Ehren- und Arbeitsausschuß der genannten Gesellschaft eingetreten.

Zunächst wird um Ueberlassung von Lehrmitteln aller Art, um Meßinstrumente für die Feldmeßabteilung, um Bauplanmodelle, um Baustoffsammlungen usw. gebeten. Denn die Mittel, die der Hochschule zur Verfügung stehen, die auch unter der russischen Herrschaft vorwiegend durch den Gemeinsinn der baltischen Städte, Ritter- und Kaufmannschaft aufgebracht worden sind, dürften zunächst keine allzu großen sein.

Wir unterstützen alle diese Bestrebungen auf das Wärmste und rufen der neuen Technischen Hochschule, der aus allen Teilen Deutschlands zur Eröffnung Glückwünsche zugegangen sind, ein herzliches Glückauf zu. Möge sie die alten Ueberlieferungen und die alten engen Beziehungen zur deutschen Technischen Wissenschaft und ihren Vertretern wieder erfolgreich aufnehmen. —

Rechte und Pflichten des Privat-Architekten. Durch die „Gebührenordnung der Architekten und Ingenieure“, die „Bestimmungen über die zivilrechtliche Haftbarkeit für Leistungen der Architekten und Ingenieure“, durch die

„Grundsätze für das Verfahren bei Wettbewerben im Gebiet der Architektur und des Bauingenieurwesens“, durch Musterverträge für das Verhältnis zwischen Architekten einerseits und ihren Angestellten, dem Bauherrn und dem Unternehmer andererseits hat der „Verband deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine“ in großen Zügen die Rechte und Pflichten auch des Privatchitekten festgelegt und die später gebildeten Vereinigungen von Privatchitekten haben diese Bestimmungen zunächst übernommen und arbeiten jetzt mit an ihrem Ausbau und ihrer zeitgemäßen Umgestaltung. Es bleiben aber doch noch eine Reihe von Fragen offen. Für ein engeres Gebiet des Deutschen Reiches, das des Hamburgischen Staates, ist nun soeben eine kleine Arbeit erschienen: „Ortsübliche Gebräuche der Hamburgischen Privatchitekten“^{*)}, die diese Lücke wenigstens für den dortigen Kreis ausfüllt, aber auch darüber hinaus von Wert ist und Beachtung verdient. Sie ist herausgegeben von der Hamburgischen Gewerbekammer und eine gemeinsame Arbeit mit dem dortigen Architekten- und Ingenieur-Verein und der Ortsgruppe des B.D.A., zu der dann auch der Zweigverein der D.F.A. seine Zustimmung gegeben hat. Sie soll als Unterlage dienen für gutachtliche Äußerungen der Sachverständigen der Gewerbekammer, zugleich dem Auftraggeber, dem Architekten und dem Unternehmer einen Anhalt geben zur Beurteilung der einschlägigen Verhältnisse, und, soweit nicht besondere Vereinbarungen getroffen sind, bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteien maßgebend sein. Sie gelten für künstlerisch, technisch und wirtschaftlich selbstständig tätige Privatchitekten, die „entweder eine geschlossene Hochschulbildung im Hochbaufach besitzen, oder über eine, über das handwerksmäßige Können hinausgehende baukünstlerische und technische Befähigung durch ihre Arbeiten nachgewiesen haben“.

Die kleine Schrift gliedert sich in 3 Hauptabschnitte, die die Gebräuche im Verkehr der Architekten untereinander und mit ihren angestellten Architekten, im Verkehr mit dem Auftraggeber und schließlich mit dem Unternehmer umfassen. Sie stellt u. A. zusammen, was gegen die Standespflichten verstößt und von den Architekten als gegen die guten Sitten verstoßend angesehen wird, sie behandelt die Stellung des Architekten als Bauanwalt, legt genau die Grenzen seiner Tätigkeit, die Grundsätze seiner Honoraransprüche unter den verschiedensten Verhältnissen fest, klärt die Frage des geistigen Eigentums usw., wobei vielfach Bezug genommen wird, auf die vorher erwähnten allgemein anerkannten Bestimmungen. Die Arbeit dürfte bis auf einige Festlegungen, die den besonderen Hamburger Verhältnissen Rechnung tragen^{**)}, die Grundlage bilden können für eine Arbeit dieser Art für die ganze deutsche Architektenschaft. —

F. E.

*) Verlag Boysen & Maasch, Hamburg 1918. —

**) Hier ist vor allem die in Hamburg vorwiegend übliche Vergütung der Bauarbeiten nach Baubeschreibung zu Pauschpreisen, also ohne Aufstellung eines ausführlichen, nach Positionen getrennten Verdingungsanschlages, zu erwähnen, die nicht zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Die Uebergabe der 10000. von A. Borsig in Berlin-Tegel, gebauten Lokomotive an die kgl. preuß. Staats-eisenbahn-Verwaltung erfolgte am 12. Okt. 1918 im Werk der Firma in Tegel. Von den für die Eisenbahn-Verwaltung erschienenen Vertretern übernahm der Ministerialdirektor Dr.-Ing. Wichert die Maschine, eine Einheits-Heißdampf-Güterzuglokomotive neuester Bauart. Aus Anlaß dieses Ereignisses wurde an Beamte und Arbeiter der Firma eine Reihe von Auszeichnungen verliehen. Es erhielten u. a. den Roten Adlerorden IV. Kl. Geh. Komm.-Rat Conrad v. Borsig-Berlin, kaufmännischer Dir. Ludwig Neuhaus-Berlin, sowie von den oberschlesischen Werken Bergrat Jokisch und Dir. Rasch. Ferner wurde dem Generaldir. Fritz Neuhaus-Charlottenburg, der Charakter als Baurat verliehen. —

Wettbewerbe.

Einen Ideen-Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für die Bebauung des Obmannamts-Geländes in Zürich erläßt die Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich unter zürcherischen und im Kanton Zürich niedergelassenen Fachleuten zum 28. Febr. 1919. Es handelt sich um einen Bebauungsplan für das Gebiet zwischen Rämistrasse und Zähringer-Platz, Oberer Zäune und Floschhof-Gasse, für die Bebauung des Obmannamts-Geländes und die Errichtung eines neuen kantonalen Verwaltungsgebäudes und eines Obergerichtsgebäudes. Zur Auszeichnung von höchstens 6 Entwürfen stehen dem Preisgericht 20 000 Franken zur Verfügung. Ein Ankauf nicht preisgekrönter Entwürfe für je 1500 Franken ist in Aussicht genommen. Im Preisgericht die Hrn. Baudirektor Dr. G. Keller in Zürich, Arch. M. Daxelhofer in Bern, Prof. Dr. G. Gull in Zürich, Arch. Nic. Hartmann in St. Moritz, Arch. Max Müller, Stadtbaumeister in St. Gallen, Stadt-Ing. V. Wenner in Zürich. —

Zum Rathaus-Wettbewerb Emmerich erhalten wir eine Anzahl weiterer Zuschriften, die Zeugnis ablegen von der tiefen Erregung, in welche die Teilnehmer durch die Verlängerung des Termines so kurz vor dessen Ablauf versetzt worden sind. Ein Bewerber aus Süddeutschland hatte sich am 27. Sept. 1918 an das Bürgermeisteramt in Emmerich mit der Bitte um die Unterlagen gewandt, aber erst nach 10 Tagen den Bescheid erhalten, daß die Unterlagen vergriffen seien. Entschloß man sich aber, den Termin um 4 Wochen zu verlängern, in welcher Zeit es neuen Bewerbern möglich gewesen wäre, Entwürfe aufzustellen, dann hatte man auch die Pflicht, für eine genügende Anzahl Unterlagen zu sorgen.

Ein anderer Teilnehmer am Wettbewerb bemängelt, daß die Fristverlegung nur in den Fachzeitschriften bekannt gegeben worden sei und nicht auch sämtlichen Personen, die die Unterlagen einforderten, ein Verfahren, das sonst allgemein üblich sei. Ein Preisrichter erklärte auf Anfrage bei ihm, daß ihm von einer Verlängerung des Termines nichts bekannt sei. Ein solches Vorgehen, meint der Einsender, erwecke in den Kreisen berechtigtes Mißtrauen und bedürfe dringend der Klärung, insbesondere, da der in das Preisgericht gewählte Stadtbaumeister von Emmerich die Absicht habe, aus dem Preisgericht auszutreten, um sich am Wettbewerb zu beteiligen. Es werden uns hierfür bestimmte Anhaltspunkte unter Nennung von Namen mitgeteilt. Das würde ein scharfes Licht auf die Termin-Verlängerung werfen. Die Forderung nach voller Klarheit über die Vorgänge, an denen das Preisgericht als solches nicht beteiligt zu sein scheint, ist daher eine nur zu berechtigende und müßte gegebenenfalls erzwungen werden. —

Literatur.

Die römischen Mosaiken und Malereien der kirchlichen Bauten vom IV. bis XIII. Jahrhundert. Unter den Auspizien und mit allerhöchster Förderung Seiner Majestät Kaiser Wilhelms II. herausgegeben von Joseph Wilpert. Mit 300 farbigen Tafeln und 542 Textbildern. Zweite, im Wesentlichen unveränderte Auflage. 4 Bände Folio (35 x 44 cm). 2 Bände Text (LII und 1226 Seiten) und 2 Bände Tafeln (XXVI Seiten und 300 Tafeln). Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau. Gebunden in Leinwand mit Deckenpressung 1400 M. —

Nur nach einigen spärlichen Tafel- und Textproben können wir über ein Werk urteilen und berichten, das in der deutschen Kunstdliteratur wohl nur wenige seines Gleichen haben dürfte und schon dadurch ausgezeichnet ist, daß es mitten im Krieg erscheinen konnte. Zunächst etwas über den Verfasser, der zu den bedeutendsten Vertretern der christlichen Archäologie zählt, seit dem Jahr 1892 Mitglied der römischen Akademie für Archäologie ist und im Jahre 1894 zum Mitglied des Deutschen Archäologischen Institutes in Rom gewählt wurde. Joseph Wilpert wurde am

22. August 1857 in Eiglau in Oberschlesien geboren und machte seine theologischen und archäologischen Studien am katholischen Lehrer-Seminar in Leobschütz und an der Leopold Franzens-Universität in Innsbruck. Eingehend beschäftigt er sich mit Fragen der christlichen Archäologie und mit bildlichen Darstellungen der frühchristlichen Zeit. 1889 gab er in Freiburg eine Schrift heraus „Prinzipienfragen der christlichen Archäologie“, der er im Jahr darauf in Rom eine zweite, „Nochmals Prinzipienfragen“ folgen ließ. Der Aufenthalt in Rom zeitigte eine Arbeit „Die Katakombengemälde und ihre alten Kopien“, die 1891 in Freiburg erschien. An derselben Stelle gab er 1892 heraus „Ein Zyklus christologischer Gemälde aus der Katakombe der Heiligen Petrus und Marcellinus“. Im gleichen Jahre erschien in Freiburg „Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche“. Drei Jahre später, 1895, kam, wieder in Freiburg, heraus „Fractio panis. Die älteste Darstellung des eucharistischen Opfers in der Capella greca“. Und wieder nach 2 Jahren erschienen 1897 an der gleichen Stelle „Die Malereien der Sakramentskapellen in den Katakomben des heil. Callistus“. In Köln gab er 1898 heraus „Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten“ und in Rom 1898 und 1899 in 2 Bänden „Un capitolo di storia del vestiario“. Zwei große Tafelwerke können als die Vorläufer des Werkes betrachtet werden, das hier in Rede steht und ein einzigartiges Denkmal deutscher Kultur im Krieg sein dürfte: „Die Malereien der Katakomben“ erschienen 1903 in Freiburg in 2 Bänden mit 133 Tafeln, und 1906 kamen in Rom heraus „Le pitture della basilica primitiva di San Clemente“. Joseph Wilpert ist päpstlicher Hausprälat und apostolischer Protonotar.

Das neue Werk ist umfassender und großartiger als alle die voran gegangenen. Es ist gewissermaßen die Summe der Lebensarbeit, die den Werken der frühchristlichen Kunst gewidmet war. Der erste der 4 Bände enthält allgemeine Untersuchungen zur konstantinischen, nachkonstantinischen und mittelalterlichen Monumentalkunst Roms. Es werden behandelt die altchristlichen Bilderzyklen Roms, gemeinsame Gegenstände der altchristlichen Bilderzyklen, die Gewandung, der Nimbus und die Gebärden. Darauf untersucht der Verfasser die hervorragendsten kirchlichen Denkmäler mit Bilderzyklen und betrachtet den Lateran und seine alte Taufkirche in Rom; die Taufkirche des heil. Johannes in Neapel; das Mausoleum der Konstantina in Rom; die Doppelkirche der heil. Silvester und Martin von Tours; die Basilika des heiligen Kreuzes; die Basilika des heiligen Petrus und Santa Maria Maggiore in Rom. Im zweiten Band wird diese Betrachtung zunächst fortgesetzt. Hier sind Gegenstand der Untersuchung die Basiliken der heiligen Klemens und Paulus; Haus und Titelkirche des Pammachius (Si. Giovanni e Paolo); Sta. Maria Antiqua und die vier Kapellen am lateranensischen Baptisterium. Nun folgen Untersuchungen über einzelne Darstellungen, wie die Darstellungen aus dem Leben Jesu und Mariae; Darstellungen Christi, Mariae, der Engel, Johannes des Täufers, der Apostel und der Evangelisten; Darstellungen von Märtyrern in den Katakombenkirchen, von Märtyrern und Bekennern in den oberirdischen Kirchen; das Gericht, Aufenthaltsort und Darstellungen der Seligen. Auch Tafelgemälde mit Darstellungen Christi, Mariae und des heiligen Franz von Assisi werden behandelt. In Schlußbetrachtungen bespricht der Verfasser den Zweck der religiösen Malereien nach römischer Auffassung und gibt einen Rückblick über das von ihm gewählte Darstellungsgebiet. Er behandelt jedoch nicht allein römische Werke, sondern auch solche, die auf römische Art und römischen Einfluß zurück gehen und sich in Neapel, Nola, S. Prisco, Mailand, Ravenna usw. befinden. Ja selbst auf Werke in Konstantinopel erstreckt er seine Untersuchungen.

Als Stephan Beissel vor mehr als 20 Jahren über die alten musivischen Werke der christlichen Kirche schrieb, beklagte er die Schwierigkeiten, die sich einem Studium derselben entgegenstellen und führte aus: „Viele sind mit dicken Krusten von Schmutz bedeckt oder nicht mehr hinlänglich beleuchtet; andere haben durch wiederholte Restauration ihre Würde und Einheit verloren. Wenige sind als Ganzes mit derjenigen Umgebung erhalten, ohne die sie weder für das Auge noch für das Herz zur vollen Wirkung gelangen“. Alle diese Schwierigkeiten hat Wilpert nach den uns vorliegenden Tafeln in den Mühen einer Lebensarbeit glänzend besiegt. Seine herrlichen Tafeln ersetzen das nur unter größten Mühsalen mögliche und auch dann noch unvollkommene Studium an Ort und Stelle. Was vor den Originalen oft nicht zu erkennen ist, Original oder spätere Zutat, oder Wiederherstellung in Stuck, ist auf den Tafeln deutlich geschieden. Spätere Ergänzungen in Mosaik sind durch bloße Malerei ohne Fugen, Stuckausbesserungen, die selbst vor dem Original nicht immer zu erkennen sind, wurden als wertlos überhaupt nicht wiedergegeben. Es

würde zu weit führen, alle die Maßnahmen zu schildern, die Wilpert bei den Aufnahmen beobachtete. Er bildete sich hierfür einen Maler, Carlo Tabanelli, aus, der seit zwei Jahrzehnten für ihn nur diese Arbeiten macht und darin eine überraschende Sicherheit und Fertigkeit gewonnen hat. Für die Wiedergabe der Mosaiken wurde der Dreifarben-Druck, für die der Malereien der Farbenlichtdruck gewählt. Die Aufnahmen hierzu an Ort und Stelle waren oft mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, Schwierigkeiten technischer und persönlicher Art. Nur seine Stellung als Prototyp verschaffte ihm beim römischen Klerus und bei Papst Pius X. die Möglichkeit, auch solche Werke der wissenschaftlichen Untersuchung und Aufnahme zu unterwerfen, die sonst jedem anderen Forscher unbedingt verschlossen sind. Es gehörte viel Energie zur Verfolgung dieser Ziele. Und dazu kam die für einen Forscher dieses Gebietes notwendige Eigenschaft, aus kleinsten Ueberresten das einstige Original wiederherzustellen. Dazu gehört neben Spürsinn und Scharfblick eine umfassende Kenntnis des ikonographischen Ideenkreises des christlichen Altertums. Für ihre Zeit anerkannte Forscher wie Garucci und de Rossi, die in ihren Wiedergaben nicht immer zuverlässig waren, sind durch Wilpert weit übertroffen worden.

Auf das Wissenschaftliche an dieser Stelle einzugehen ist unmöglich. Das ist Aufgabe des Sonderstudiums. Auf die unübertroffene Schönheit und Gewissenhaftigkeit der Darstellungen hinzuweisen ist freudig getragene Pflicht. Wir kennen nach dem, was uns vorliegt, kaum ein zweites Werk, das dem des Prälaten Wilpert an die Seite zu stellen wäre. Schade, daß es für den nicht begüterten Kunstfreund ein unerreichbarer Besitz ist! —

Beiträge zur Baugeschichte des Klosters Frauenalb, insbesondere im Zeitalter des Barock. Von Geheimrat Dr. Karl Obser, Direktor des großh. Generallandesarchivs in Karlsruhe. Mit 4 Lichtdrucktafeln und 2 Plänen. Karlsruhe i. B. 1918. G. Braun'sche Hofbuchdruckerei. Preis 3 Mark. —

Der um die baugeschichtliche Forschung in Baden in hohem Grade verdiente Verfasser unternimmt es hier zum ersten Mal, in kundiger Weise Aufschluß zu geben über das Werden und Vergehen des altadeligen Benediktinerinnen-Klosters Frauenalb in romantischer Gegend des schönen Albtales bei Karlsruhe. Der Verfasser bespricht zunächst die älteren Konventbauten aus der romanischen und der gotischen Zeit, von denen sich jedoch nichts mehr erhalten hat. Erst Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts entsteht die eindrucksvolle Gruppe der Barockbauten, vor denen der Wanderer staunend den Schritt gehemmt haben mag, der „um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Ettlingen aus auf rauhem Fußpfad der Alb entlang aufwärts wanderte, an den Mühlen im Watt und dem alten Wallfahrtskirchlein von Marxzell vorbei, und um eine Talwindung biegend, die stattliche Klosteranlage des freiadligen Stiftes Frauenalb erblickte, die Benediktinerinnen sich dort errichtet hatten“. Der Architekt des Klosterbaues war bisher unbekannt. Der Verfasser hat ihn als Franz Beer ermittelt, jenen „hervorragendsten und vielleicht auch fruchtbarsten Vertreter jener dem Bregenzer Walde entstammenden Schule von Bauhandwerkern und -meistern, die von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab immer zahlreicher in Schwaben, dem Elsaß und der angrenzenden Schweiz auftauchen und den kirchlichen Barockbauten fast überall ein bestimmtes, eigenartiges Gepräge verliehen haben“. Für die Kirche und andere Bauten wurde Peter Thumb gewonnen, auch er ein Glied einer bekannten Vorarlberger Bauhandwerkerfamilie. 1803 fiel das Kloster an den Kurfürst von Baden, die Kirche wurde exekriert, das Kirchengut zerstreut. Das Kloster hatte darauf sehr wechselvolle Schicksale, diente der Textilindustrie und wurde Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst heimgesucht; ihr folgten wiederholte Brände, die das Anwesen zu der noch heute stehenden Ruine machten. 1902–1903 wurden auf Veranlassung des verstorbenen Kultusministers Dr. Böhm zum ersten Mal staatliche Mittel zur Erhaltung des Bestehenden bewilligt.

Für die Baugeschichte ist Obser's Schrift besonders bemerkenswert durch die vielen Hinweise und Beziehungen auf die Vorarlberger Bauschule. — H. —

Literatur-Verzeichnis.

Das malerische Berlin. Bilder und Blicke. Herausgegeben vom Märkischen Museum. Heft I, 12 Aufnahmen, Vorwort von Dr. Reicke. Zweite Folge, 12 Blätter zur Baugeschichte, Text von Max Osborn, Berlin W. 15. 1911 und 12. Julius Bard. Pr. je 3 M.

Beuster, Fritz, Stadtbtr. a. D. Die Finanzierung neuer Vororte. Gemeinnützige Aktienbanken für das Groß-Berliner Siedlungswesen. Ein Plan zur Gründung von Kleinhauskolonien auf Staats- und Gemeindegeländen. Berlin S.W. 68. 1916. Verlag der Bauwelt. Pr. 50 Pf.

Booth, Percival. Der Erlaß des kgl. Ministeriums des Inneren im Königreich Sachsen vom 10. Nov. 1913 über Erleichterungen im Kleinwohnungsbau in seiner Bedeutung für die Wohnungsfürsorge nach dem Kriege. Leipzig 1916. B. G. Teubner. Pr. 40 Pf.

Brabbée, Karl, Dr. techn., Prof. Rohrnetzberechnungen in der Heiz- und Lüftungstechnik auf einheitlicher Grundlage. Mit 14 Textabbildungen und 12 Hilfstafeln. Berlin W. 9. 1916. Julius Springer. Pr. geb. 12 M.

Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Urkunden und Beiträge zu ihrer Begründung und Entwicklung. 9. Ausgabe, abgeschlossen am 31. Dez. 1914. Leipzig. Börsenverein der Deutschen Buchhändler.

Deutscher Ausschuß für Technisches Schulwesen. Die Ausbildung für den technischen Beruf in der mechanischen Industrie. (Maschinenbau, Schiffbau, Elektrotechnik). Ein Ratgeber für die Berufswahl. 2. Auflage. Leipzig 1915. B. G. Teubner. Pr. 50 Pf.

Dürer-Bund. 154. Flugschrift zur Ausdruckskultur. Die künstlerische Gestaltung der Industriebauten von Arch. E. Beutinger. München 1916. Georg D. W. Callweg. Pr. 75 Pf.

v. Egle, J., kgl. Hofbaudir. Prof. Praktische Baustil- und Bauformenlehre auf geschichtlicher Grundlage. 3 Bände systematischer Abbildungen nebst kurzen Erläuterungen, als Stoff für den Unterricht und für Uebungen an techn. Schulen, sowie zum Selbststudium bearbeitet. Erläuternder Text von Prof. Dr.-Ing. Ernst R. Fiechter, Stuttgart. Konrad Wittwer. Pr. 6 M.

Flügel, K. Dr. med. Prof. Großstadtwohnungen und Kleinhaus-siedlungen in ihrer Einwirkung auf die Volksgesundheit. Eine kritische Erörterung für Ärzte, Verwaltungsbeamte und Baumeister. Mit 8 Abb. im Text. Jena 1916. Gustav Fischer. Pr. 4 M.

Freymuth, A., Oberlandesgerichtsrat. Kriege recht. Gemeinverordnungen. Berlin S. W. 29. 1916. Richard Oefler. Pr. 1 M.

Friedhofberatung. Rheinische Bauberatungsstelle in Düsseldorf. Mit vielen Abbildungen. Düsseldorf 1916. Schmitz & Olbertz.

Beihfte zum Gesundheits-Ingenieur. Reihe 2: Gesundheitstechnische Arbeiten. Herausgegeben von Geh. Reg.-Rat von Boehmer und Prof. Dr. W. P. Dunbar. Heft 1: Ueber den Schutz gegen Schall und Er-schütterungen von Dr.-Ing. Rudolf Ottenstein. Mit 39 Abb. im Text. München 1916. R. Oldenbourg. Pr. 4 M.

Groß Berliner Verein für Kleinwohnungswesen. Schriften: Heft III. Krieg, Wohnungsfrage und Realkredit. Vortrag auf der 2. Gen.-Vers. am 6. Okt. 1915 gehalten von Staatssekretär a. D. Wirkl. Geh. Rat Dr. D. Bernburg. Nebst Bericht über die Verhandlungen der 2. General-Versammlung. Berlin 1915. Karl Heymann's Verlag.

Handbuch der Gastechnik. Unter Mitarbeit zahlreicher hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. E. Schilling und Dr. H. Bunte. Neubearbeitung und Erweiterung des zuletzt im Jahre 1879 in 3. Aufl. erschienenen Handbuches der Steinkohlen-Gasbeleuchtung von Dr. N. H. Schilling. Band VIII: Das Gas als Wärmequelle und Triebkraft. Bearbeitet von F. Schäfer, P. Spaleck, A. Albrecht, Joh. Körting, A. Sander. Mit 279 Textabbildungen. München 1916. R. Oldenbourg. Pr. 14 M., geb. 15 M.

Dr. Hauberrisser, Georg. Anleitung zum Photographieren. 16. und 17. erweiterte Auflage. In 12. Aufl. völlig neu bearbeitet und bedeutend vermehrt. Mit 161 Abbildungen, 8 Taf., 16 Bildvorlagen. Leipzig 1916. Ed. Liesegang's Verlag M. Eger. Pr. 1.65 M.

Tiroler Heldendank. Heimstätten-Fürsorge für heimkehrende Krieger. Herausgegeben zu Kufstein vom Verein. Mit 10 Abbildungen. Kufstein 1916. Ed. Lippott. Pr. 1 M.

Soennecken, F. Blätter für technischen Unterricht in Handelsschulen. Organ der Vereinigung von Lehrern zur Pflege des technischen Unterrichtes an Handelsschulen. 1. Jahrg. 1914/15. Bonn. Fr. Soennecken. Pr. ¼ Jahr 1 M.

Städtebauliche Vorträge aus dem Seminar für Städtebau an der kgl. Techn. Hochschule zu Berlin. Herausgegeben von den Prof. Stadtbtr. a. D. Jos. Brix und kgl. Geh. Hofbtr. Felix Genzmer. Band V, Heft 7: Die Auflassung alter Festungswerke von Privatdoz. Reg.-Bmstr. a. D. Ad. Zeller. Mit 49 in den Text eingedruckten Abbildungen. Berlin 1912. Wilh. Ernst & Sohn. Pr. 3 M.

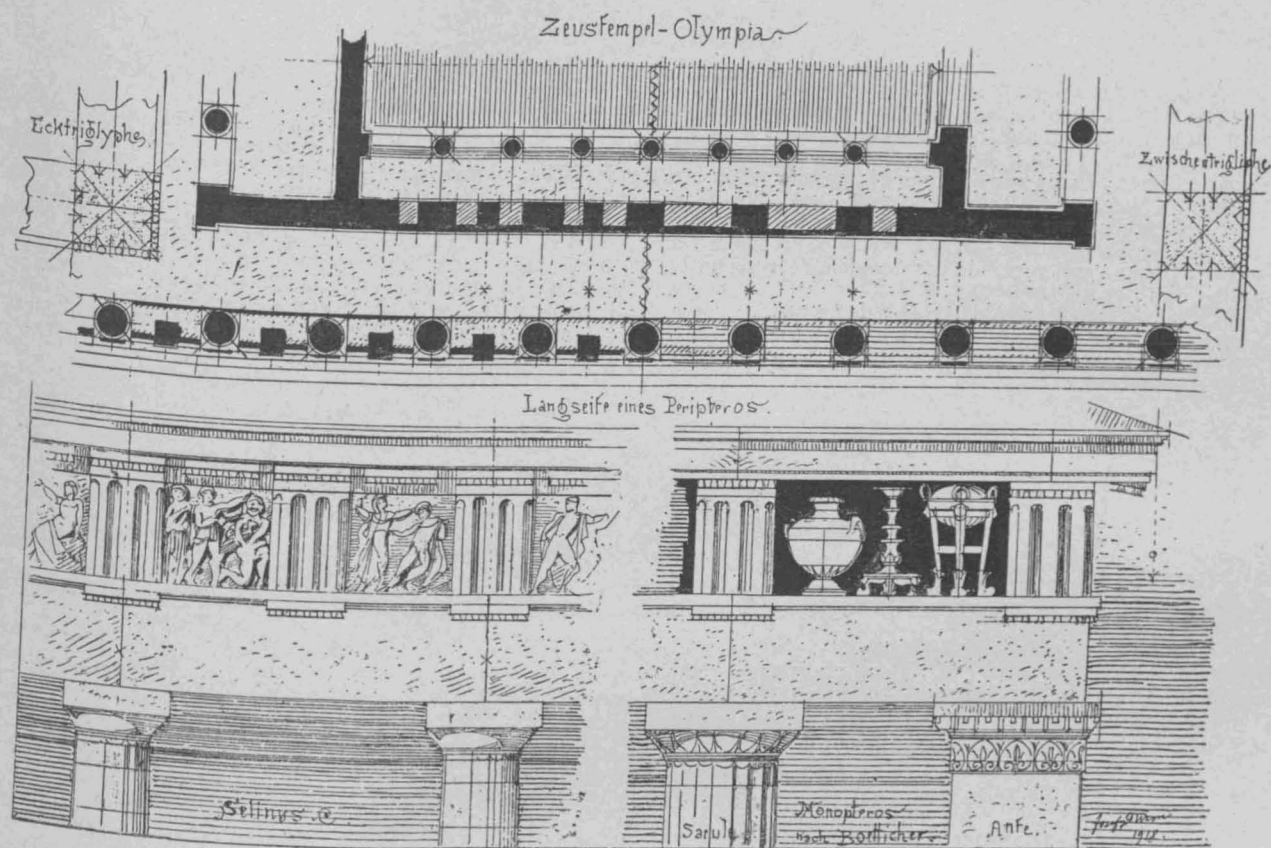
Stelz, Karl. Amts-Bmstr. Kriegerheimstätten. Leipzig 1916. F. Leineweber. Pr. 1 M.

Über, R. Geh. Ob.-Brt. und vortr. Rat. Bau- und Betriebstechnisches für Zentralheizungen in preussischen Staatsgebäuden. Mit 17 Textabbildungen. Sonderdruck aus dem Zentralblatt der Bauverwaltung. Berlin 1916. Wilhelm Ernst & Sohn. Pr. 60 Pf.

Verwaltungsbericht der Stadt Neukölln für die Geschäftsjahre 1910 und 1911. Bearbeitet im Statistischen Amt. Neukölln 1913.

Inhalt: Betrachtungen über konstruktive Fragen in verschiedenen Epochen der Architektur. (Fortsetzung.) — Noch einmal die „Dächer.“ — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Literatur-Verzeichnis. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung. G. m. b. H. in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

52. JAHRGANG. Nº 85. BERLIN, DEN 23. OKTOBER 1918.

REDAKTEURE: ALBERT HOFMANN, ARCHITEKT, UND FRITZ EISELEN, INGENIEUR.

Betrachtungen über konstruktive Fragen in verschiedenen Epochen der Architektur.

Vom Geheimen Rat Dr. phil. h. c. Josef Durm, Dr.-Ing. h. c., Prof. a. d. Techn. Hochschule Fridericiana in Karlsruhe. (Fortsetzung.)

B. Die Beleuchtung der Tempelräume im Altertum.

Ueber die Art der Beleuchtung und Ausstattung der Innenräume griechischer Tempel nahm in seinem hochgeschätzten Werk über die Tektonik der Hellenen Karl Bötticher¹⁾ Stellung in den neu bearbeiteten Auflagen, die in Berlin 1872, 1873, 1874 erschienen sind. Besonders anziehend und eingehend sind (Dorika, 1872) in der zweiten Lieferung die Lehren des geschätzten Verfassers behandelt über tektonische Kunstformen, die Dorischen, Jonischen und Korinthischen Bauweisen, versehen mit sorgfältigen, schönen Abbildungen und bereichert durch ein Eingehen auf das dorische Gliedersystem. Unter manchem Anderen sind darin Sätze entwickelt, die auch heute noch einen höheren Wert beanspruchen dürfen, wie z. B. die Ansicht, daß die Triglyphen keine Fenster gewesen sein könnten, was wohl keiner Wiederholung bedürfe, denn wären die Triglyphen ursprünglich nicht kleine stützende Pfeiler des Geison gewesen, die zugleich als Pfosten offener Metopen zur Bildung von Lichtfenstern dienten, so bliebe ihre Kunstform als solche, wie überhaupt das Dasein der Metopen neben deren Namen völlig unerklärbar. Es würden die ältesten Hellenen in ihrem scharfen und gesunden werktunierlichen Zophorus gegriffen haben, wie dieser in der asiatisch-jonischen Weise ursprünglich auftritt. Nur wenn die Triglyphe als Metopenpfosten mit drei freien Seiten entstanden, auch auf allen dreien glyphiert war, konnte sie den bezeichnenden Namen „Triglyphe“ bekommen. Auch weist die schmale Blattform, welche anstatt der rechtwinkeligen Ecke die schräge Ecke jeder Triglyphe deckt, nach den gleich skulptierten hin, wie das noch an jeder Ecktriglyphe deutlich ist. Wer den Namen „Triglyphe“ arithmetisch, von den zwei ganzen und zwei halben Glyphen der Vorderseite ableiten will, der gerät in Widerspruch

mit der Ecktriglyphe, denn diese ergibt nach solcher Rechnung auf beiden Seiten zusammen sogar vier ganze und drei halbe Glyphen²⁾. Hätte ferner der Kopf jedes Balkens anfänglich nicht hinter je einer Triglyphe gelegen, auch der Abstand je zweier Balken als hohler Raum nicht der Metope vor diesem Abstand entsprochen, dann wäre die Bildung von Open als Fenster der Cella unmöglich gewesen.

Kunstform, Name und schriftliche Ueberlieferung sind Zeugnisse für dieses Verhältnis, die nicht beseitigt werden können. Daß mit der Anlage eines Peripteron um die alte Tempelform in Parastaden sogleich die offenen Metopen ihre Bestimmung verlieren müßten, also dann nur Metopia eintreten konnten, welche samt ihren Triglyphen bloß als kanonisch überliefertes Schema festgehalten wurden, ist deutlich genug, um eines weiteren Beweises zu bedürfen. Ein ganz unmittelbares Zeugnis für offene Metopen in Tempeln findet sich bei Euripides (Iph. Taur., Ausgh. P. Martin S. 8). Dort fordert Pylades, vor dem verschlossenen Tempel der Artemis stehend, den Orestes auf, zwischen den Triglyphen, wo der Raum offen sei, also durch die Metopen, hineinzusteigen, um das Götterbild zu rauben (ἀρα δὲ γείσω τριγλύφῳν....) Es müßten also die Balken auf dem Epistylon, die Kalymonata mithin in der Höhe des Triglyphon liegen und Euripides die Cella durch offene Metopen, nicht durch die Türe, erleuchtet annehmen. Derselbe Euripides hätte seinen Zuhörern das nicht sagen dürfen, wenn die alte Konstruktion mit Metopen allein, als Fenster der Cella, damals schon der Erinnerung entschwunden gewesen wäre. „Als Flüchtling, vaterlandsberaubt, von der Erinyen stetig wechselnder Verfolgung wild gejagt, ward Orest nach Tauris' Grenzen verwiesen, wo man der Artemis opferte, deren Priesterin durch Orakelspruch gebunden war, gemeinsam mit dem Bruder der Göttin Bild zu rauben und dieses dann, durch Zufall oder List, in der Athener Land zur Lösung des wildentbrannten Wahnsinnes des Orest zu bringen.“

¹⁾ † 1889 in Berlin.

²⁾ Vergl. Perrot und Chipiez a. a. O. Gegenerklärung.

Ueber das „Wie“ wird seiner Not Gefährte, Pylades, um guten Rat befragt; dieser erteilt die Antwort: „Rings die Wände, siehst du, sind zu hoch; woll'n auf der Leiter Sprossen wir hinüber steigen? Wie ist's möglich, ohne uns zu verraten? Oder werden wir, die ehr'nen Schlösser mit den Riegeln öffnend, so in den Tempel dringen?“

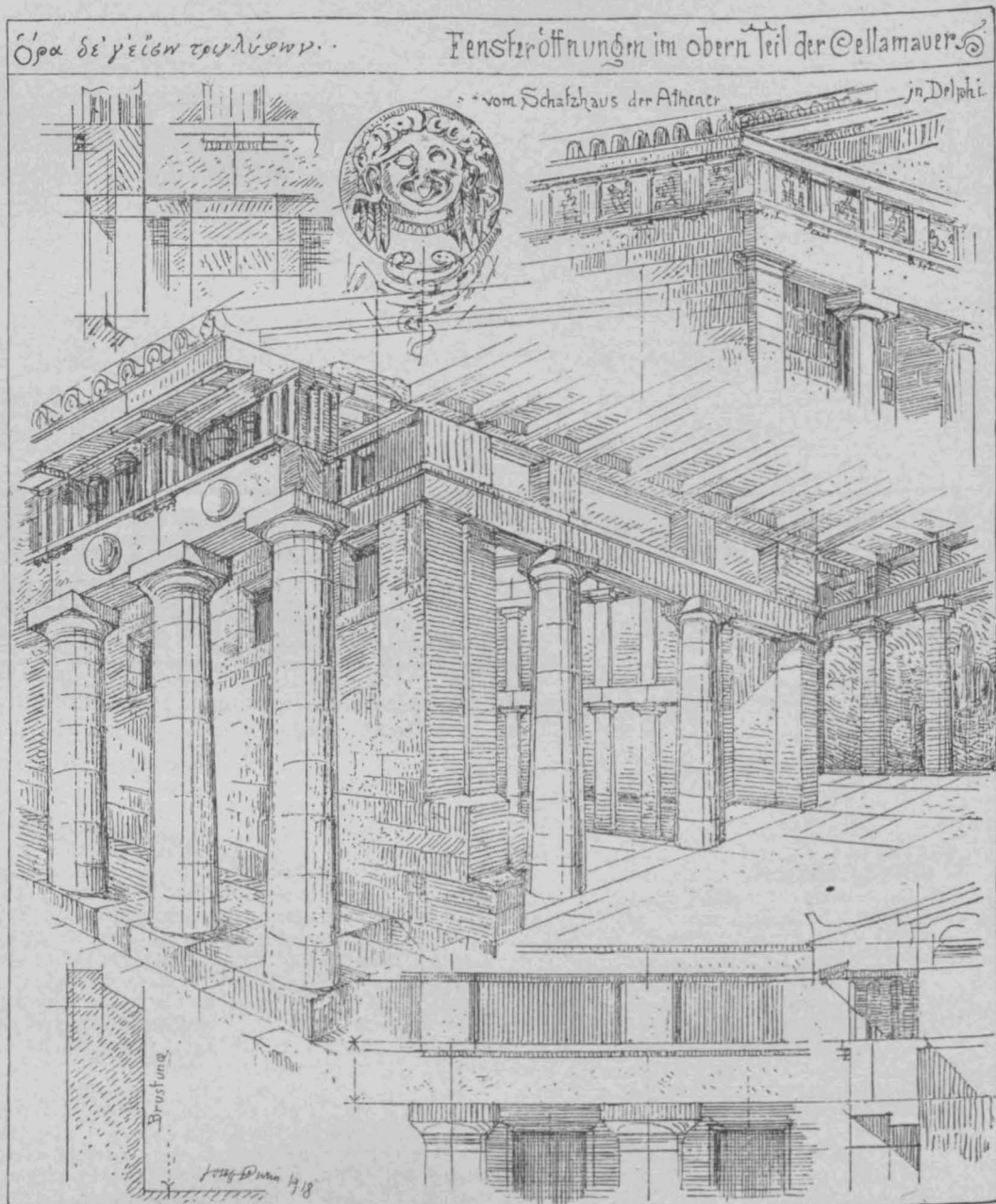
Greift man uns, da wir die Tore öffnen und versuchen, uns einzuschleichen, trifft der Tod uns. Nein, bevor wir sterben — wollen wir zum Schiffe, das uns hierher getragen, nicht zurückfliehen? — Doch fort vom Tempel! Laß in einer Höhle uns bergen, die des dunklen Meeres Flut bespült

Wenn das Auge der finstern Nacht dann kommt, da gilt's uns beiden mit aller List der Göttin kunstvoll Bild entwenden, ist's ja doch gar leicht, dort

Wie wenn im Tempel hier du mich verstecktest? In Nacht und Nebel sollen wir uns retten? „Die Nacht gehört dem Dieb, der Tag der Wahrheit“ — und doch wird wohl die Nacht zur Tat willkommener sein.

Den griechischen Fassungen des Euripides a. a. O. fügen Perrot und Chipiez noch eine weitere hinzu, daß auch ein phrygischer Sklave die Decke aus Zedernholz im Frauengemach eines Palastes und die dorischen Triglyphen zur Flucht benutzt habe, mit dem Hinweis auf des Euripides Iphigenie, 90—100. Die sonst vorzügliche Uebersetzung des Stückes von P. Martin kennt eine solche nicht.

A. Choisy (Seite 445 a. a. O.) sagt vom Concordien-Tempel, daß Tageslicht nur durch eine Unterbrechung des Daches eindringen könne. Die Decke seiner Cella bildete das Bretterwerk des Daches und war daher notwendiger



wo die Dreischlitz enden, sich hinabzulassen⁶⁾.

Denn alles Schwere wagt der Wack're, doch den Feigen fesselt Ohnmacht überall. Fürwahr nicht maßen wir den langen Weg und kehren um am Ziele, um zur Heimkehr. Nur wagen muß man; des Mannes Flucht entschuldigt keine Not!

Zu deiner Behausung, dem goldgefügt Gesimse des Tempels, des säulengeträgten, wend' ich den frommen, jungiräulichen Fuß, ich deine Priesterin

Wohl, du hast recht, so sei's. Wir müssen wohin, wo verborgen Niemand uns bemerkt.

Willst du das Bildnis tragen, oder sonst wer? — . . . Ich selbst; ich darf es ja allein berühren Wie mag es angehen, daß dem Tode wir entrinnen und erlangen, was wir wünschen? Das trübt die Rückkehr — da fehlt Rat dem Willen

Weise „ununterbrochen“. Die einzige Öffnung, durch welche Licht einfiel, war die Eingangstür. „La seule ouverture par où le jour pût pénétrer, était la porte.“

Für den vollständig hypäthrisch angelegten Tempel verlangt Vitruv das Mittelschiff ganz ohne Dach.

(„Dans le temple hypèthre, la nef central n'a point de toit.“) Dieser will aber beim Scheitel offene Dachluken, schmale Umgänge im Mittelschiff und das Freilassen einiger Deckenfelder über diesem, was mit den Bestimmungen und einer sorgsamsten Unterhaltung seiner Heiligtümer und Schätze kaum vereinbar gewesen wäre. Auch das Außere würde ein schiefes Architekturbild abgeben haben. Ein solches sei an einem phrygischen Grabmal nach einer Naturaufnahme von Ramsay erwiesen. (Abbildung S. 399.)

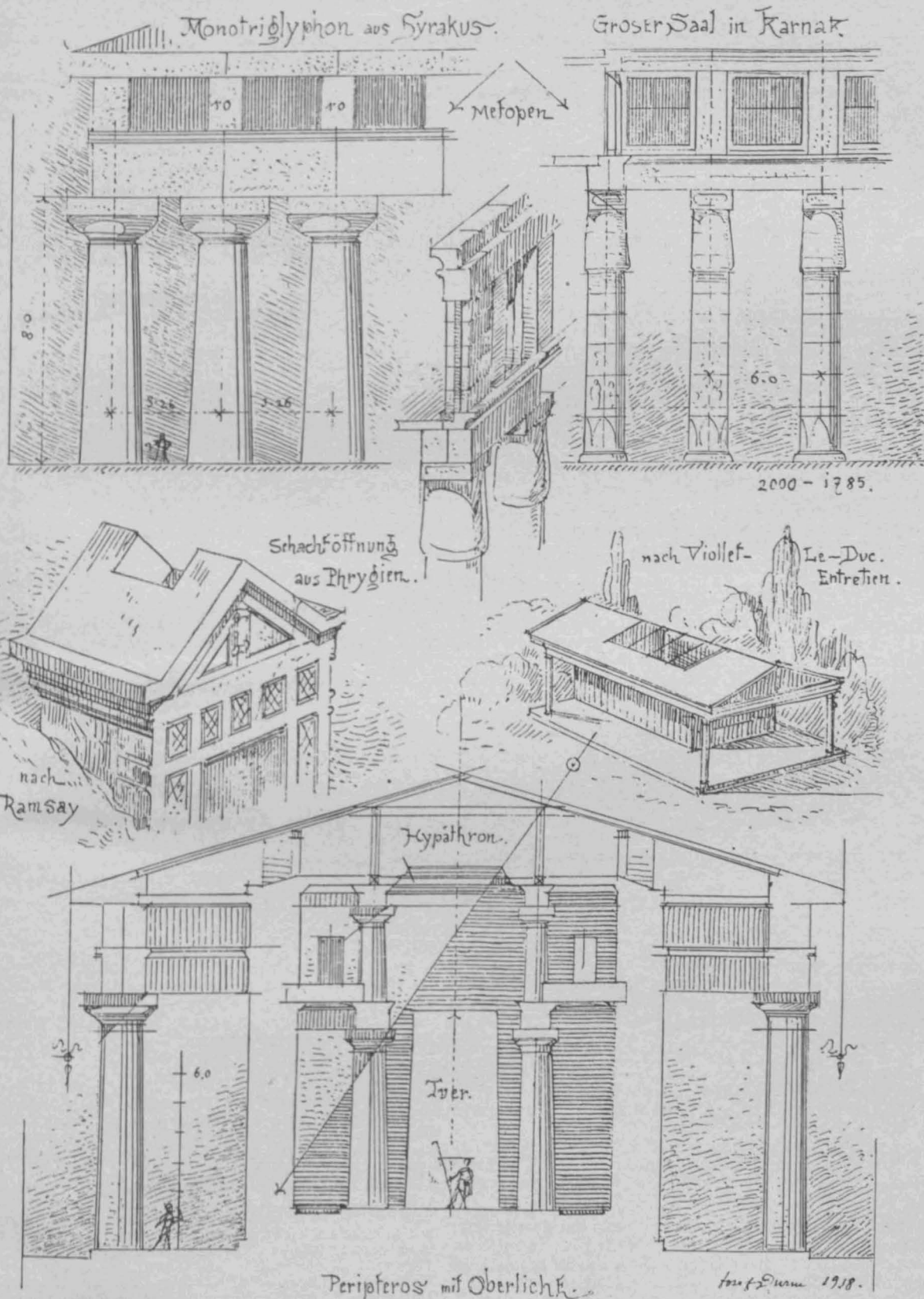
⁶⁾ Dreischlitz, Triglyphen, dem dorischen Stil eigentümliche Verzierungen der Querbalkenköpfe über dem Epistylon (Architrav).

Den hypäthrischen Baugedanken, großartig verkörpert, gibt nur, allerdings in späterer Zeit, der Stolz von Kairo, die 1356—59 erbaute Hasan-Moschee mit ihren 4, von Spitzbogentonnen überspannten Liwanen!

Zur Frage der Zugänglichkeit, Beleuchtung und Bedeutung der Friese bei den dorischen Tempeln nahmen noch weitere Fachleute Stellung. So meinte Leon Battista Alberti „daß die

daß aber dafür, gewiß ohne innere Begründung, bei Grabmonumenten solche auftreten, wie am Grab des Theron zu Agrigent und am Sarkophag des Scipio barbatus in Rom. Die Tempel hohen Alters verleugneten den monolithen Charakter der Gebilde in der guten Zeit.

Zu den Triglyphen bemerken Perrot und Chipiez, daß diese wie die Säulen wohl „canneliert“ wären, dafür aber eine andere Form zeigten, wie auch ver-



Alten meistens mit einer einzigen Türöffnung bei den Tempeln zufrieden gewesen wären“. Ueber die Bedeutung und Entstehung der dorischen Tempelfriese geht er zur Tagesordnung über.

Charles Chipiez widmet den Vorgängern in seiner „Histoire antique des Origines et de la Formation des Ordres Grecques“ (Paris 1876) tiefere Untersuchungen. Er sagt, daß bei einigen sehr alten griechischen Tempeln (Basilika in Paestum) Triglyphen nicht nachzuweisen seien,

schiedenartige Endigungen bei den einzelnen Bauten. Jeder der senkrechten Einschnitte war bei ihnen eine Glyphe, jedes Pfeilerchen im Fries weise dreisolcher auf, zwei volle und zwei halbe, die zusammen drei ausmachten — le compte y est. —

A. Choisy a. a. O. macht auf einige Beispiele von Triglyphen aufmerksam, die er als kleine, senkrecht stehende Pilaster bezeichnet mit vertikalen Kanälchen bedeckt, an die bei den Säulenschäften er-

innernd. Er zählt, gleich Perrot, an jeder Triglyphe zwei solche an der Vorderfläche und je zwei halbe bei den Ecken, zusammen 3 Glyphen an jedem der Pfeilerchen auf.

Choisy meint, man könne mit Euripides annehmen, daß es sich hier um Standorte für Metopen handle, die augenscheinlich unverschalten Holzbalken-Enden als Auflager bestimmt waren und jene verhüllen sollten. Bei den Steintempeln waren die Metopen das vorgeschriebene Feld für die Aufnahme von figürlichen Darstellungen. Jede umrahmte ein Bild. (Aber nicht überall! In Epidauros waren es 70 cm durchmessende große Rosen, die den Rahmen füllten und noch am Platze sind, den gleichen Schmuck treffen wir in Eleusis; in Akroai sind es Stierschädel und vom Mittelpunkt des Feldes ausgehende Palmetten, die strahlenförmig die Fläche bedecken usw.)

Nach Darenberg — Saglio (Dictionnaire des Antiquités Grecques et Romaines, Paris 1904 und ff.) leitet Vitruv die Steinformen der griechisch-römischen Antike aus der Holzarchitektur ab. Bei ihm selbst sind Triglyphen und Metopen vermauerte Hohlräume zwischen Holzdeckbalken, mit größerer Freiheit in der Verwertung des Bauholzes. Die Metope ist ihm im Allgemeinen ein einfacher Steinblock zwischen Triglyphen!

Wir erfahren noch außerdem, daß die Tempel in Antis, wie auch die Hexastylen längs der Cella, Triglyphen und Metopen nur auf der vorderen und hinteren Seite aufweisen. Eine Ausnahme macht die Cella des Parthenon, die einen fortlaufenden Figurenfries, ringsum geführt zeigt, der nebenbei zum Teil durch eine Tropfenregula unterstützt ist.

Soviel dürfte gesichert sein, daß von den meisten Gelehrten und Technikern die Metopen doch als offene oder mit beweglichen Füllungen leicht zu schließende Lichtöffnungen angesehen werden, mit oder ohne die Verse des Euripides, über deren Verwertung nur Weiteres zu sagen ist auf Grund einiger Rückblicke, auf Möglichkeiten aus vergangenen Zeiten und für sich redende Annahmen von solchen, bei denen die Aufstapelung von Götterbildern und kostbaren Weihgeschenken und deren Sicherungen nicht die kleinste Rolle spielen dürften.

Auch die Tempelarten sind dabei von großem Einfluß, wie auch die verwerteten Baustoffe. Die Dichter besingen „der Syrischen Zedern heimischen Duft, der ihnen haucht die Luft, und mit ihm das Licht der brennenden Fichte, zuckender Strahlen flammende Glut sind der Fackeln Glanz, das strahlende intensive Licht der Sonne, das diffuse allseitig zerstreute Sonnenlicht, das zurückgestrahlt die allgemeine Tageshelle bedingt“.

Eine letzte Annahme über den jüngsten monumentalen Lichteffekt im antiken Tempelhaus sei noch erwähnt: Die

⁷⁾ Vergl. Abbildungen 30—31 in „Olympia und Delphi“ von Dr. H. Luckenbach. Verlag von R. Oldenbourg in München 1904.

Vermischtes.

Berufungen von Vertretern des Städtebaues. Nachdem sich das Fehlen einer städtebaulichen Kraft im Militär-Kreisamt Kowno immer fühlbarer gemacht hatte, ist zum 1. November 1918 zur Leitung des gesamten städtischen Bauwesens, insbesondere der städtebaulichen Arbeiten der Architekt B.D.A. Henry Gross in Charlottenburg nach Kowno berufen worden. —

Stadtbaurat Adolf Muesmann in Stuttgart ist neben seiner städtischen Tätigkeit vom 1. Okt. 1918 ab zum Dozenten für „Städtebau und Siedelungswesen“ an die Technische Hochschule in Stuttgart berufen worden. Geboren 1880 zu Augsburg, studierte Muesmann in Karlsruhe und München, war von 1907—1914 Baumeister für Städtebau in Bremen, von wo er als Stadtbaurat und Leiter des Stadterweiterungsamtes nach Stuttgart übersiedelte. Eine Berufung als Stadtbaurat nach Berlin-Schöneberg hat Muesmann abgelehnt. Muesmann ist in weiteren Fachkreisen bekannt geworden durch seine Entwürfe zu Bremer Kleinhaussiedelungen, die grundlegend wurden für das bremische Gesetz über den Bau von Kleinhäusern. —

Ueber Grabungen und römische Funde auf dem Donon, der berühmten Vogesenhöhe, entnehmen wir elsässischen Blättern Folgendes: Es steht dort oben eine schon 1692 entdeckte römische Ruine. Nun hat Fritz Pöhlmann bei Grabungen, über die er im „Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission“ berichtet, noch weitere Anlagen dieser Art festgestellt. Es sind Grundlagen für ein großes Gebäude am Gipfelplateau. Um den Gipfel herum läuft ein Ringwall aus Stein, der durch alte Eroberer gewaltsam zerstört worden zu sein scheint. Bei den Grabungen fanden sich verschiedene Skulpturen, so das Kapitell einer Jupiter-Giganten-Säule, und im Zusammenhang damit Reste zweier Gigantenreiter mit wohlgehaltenem Kopf über dem schlangenartigen Kopf des einen Giganten.

Lichtquelle geht durch niedrig angelegte, rechteckige Fensteröffnungen in der Art der Anordnung wie bei den bürgerlichen Wohnhausfenstern der Neuzeit. Schmal und schlank und nur wenige Meter vom Fußboden beginnend, keine zu großes Flächenmaß umfassende Rechtecksform. Sie durchbricht die Cellawände des Gotteshauses in profaner Weise, aber den Stempel der Zweckmäßigkeit nicht verletzend.

Die Umrahmungen sind uns noch in ihren Resten erhalten geblieben, am vornehmsten bei dem sogen. Erechtheion auf der Burg von Athen, im Heiligtum der Athena Polias und des Erechtheus, wo sich auch die prächtigste Eingangstür zu dem Tempel befindet und die herrliche Korenhalle, alles durch die köstlichste Ornamentik der alten Welt belebt. Unter kleineren Verhältnissen wurden hier unter hellem Tageslicht die Heiligtümer und Weihgeschenke der Gottheiten geborgen. Zur Cella der Athena Polias führte in der Mittelachse eine 2,7 m breite Eingangstür und rechts und links derselben, durch je ein schmales, hohes Fenster unweit vom Fußboden beginnend, strömte das ungeschwächte Tageslicht in den heiligen Raum der Athena Polias; in den des Erechtheus strömt dagegen zwischen jonischen Halbsäulen und Mauern, durch gleichfalls hoch und schlank geführte drei Schaufenster, Licht in die heilige Cella, das Innere durch Seitenlicht bestrahlend. Die Pandrosos- und die Vorhalle sind offen und erglänzen im reinen Licht der attischen Sonne.

Bei dem kreisrunden Bau der Tholos in Epidauros läßt Kabbadias bei seinem Wiederherstellungs-Entwurf (Praktika 1907, Seite 185) das Tageslicht in gleicher Weise wie bei der Cella der Athena Polias einfallen: durch die Haupteingangstür und zwei seitlich dieser angeordnete große Rechteckfenster, deren Beweisstücke noch vorhanden sind.

Der schöne, römische sogen. Vesta-Tempel in Tivoli zeigt, noch wohl erhalten, die gleiche Anordnung und Formen von Tür und Fenstern, die anscheinend mehrfach Nachahmung in alter und späterer Zeit gefunden hat. (Schöne Aufnahmen desselben bei Desgodetz.) Manche dieser Vorbilder haben inzwischen wohl auch das Zeitliche gesegnet. Wandnischen an ihrer Stelle in Baalbek erinnern wenigstens an den gleichen Baugedanken bei verwandten Heiligtümern.

Das Philippeion in Olympia (338) ist bei seinem Wiederherstellungs-Entwurf⁸⁾ zu einem Peripteros von 18 jonischen Säulen herausgewachsen und zeigt die gleichen Beleuchtungsanordnungen, wie der Vesta-Tempel in Tivoli. Die Statuen im Inneren waren aus Gold und Elfenbein von Leochares ausgeführt, der Durchmesser des Rundbaues betrug 15 m : 25. Als hohes und tiefes Seitenlicht strömte das Tageslicht durch Türen und Fenster mit und ohne Schutzvorrichtung in die Innenräume. —

(Fortsetzung folgt.)

Dadurch, daß die Säulenreste bei einem Merkurheiligtum gefunden wurden, wird die sakrale Bedeutung dieser Säulen sichergestellt. Der heilige Bezirk des Donon selbst gewinnt in Rücksicht auf die vielen übrigen in den nördlichen Vogesen wie in der anstoßenden lothringischen und Rheinebene gefundenen Jupiter-Giganten-Figuren, Kopfkapitelle und Viergöttersteine erhöhte Bedeutung als Kultzentrum eines germanischen Volksstammes, unter dessen frischer, arbeitsamer, von römischem Geiste geführter Hand sich das öde Waldland, wenn auch nur für ein paar Jahrhunderte, mit dichten Siedelungen überzog. Die Funde wurden in das Straßburger Museum gebracht. —

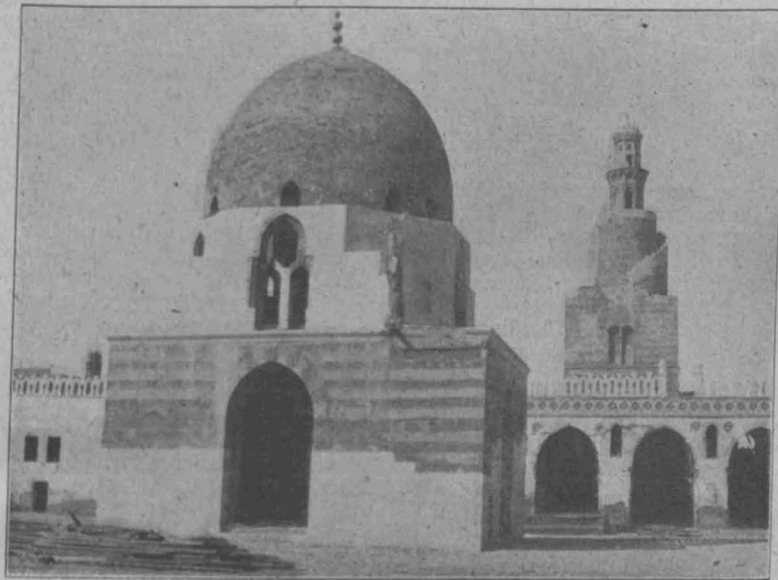
Chronik.

Kleinwohnungsban der Baugenossenschaft München-West. Die Baugenossenschaft München-West hat an der Gollier-, der Westend- und der Astaller-Straße eine Gruppe von Kleinwohnungsbauten errichtet, die 135 Kleinwohnungen enthält. Die gesamten Unkosten betragen 2 060 000 M. —

Neue Großstadt im Osten von Berlin. Aus der Vereinigung von Friedrichsfelde, Karlshorst und Lichtenberg soll im Osten von Berlin eine neue Großstadt gebildet werden, deren Gebiet mit 3150 ha nach Berlin mit etwa 6500 ha das größte aller Berliner Vororte ist, denn Charlottenburg hat nur 2300 ha, Neukölln 1100 ha, Schöneberg 900 ha und Wilmersdorf 800 ha. Die neue Großstadt wird zwischen 180 000 und 190 000 Einwohner haben. In ihr wird Lichtenberg den Hauptbestandteil bilden, es ist Industriestadt. Friedrichsfelde und Karlshorst, sowie der in das Gebiet der neuen Großstadt fallende Teil der Wuhlheide werden ihren Charakter, letztere als Villengebiete, behalten. —

Inhalt: Betrachtungen über konstruktive Fragen in verschiedenen Epochen der Architektur. (Fortsetzung.) — Vermischtes. — Chronik. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.



Moschee Ahmed ibn Tulun in Kairo. Hofansicht mit Kuppelbau und Minarett.

DEUTSCHE BAUZEITUNG

52. JAHRGANG. № 86. BERLIN, DEN 26. OKTOBER 1918.

REDAKTEURE: ALBERT HOFMANN, ARCHITEKT, UND FRITZ EISELEN, INGENIEUR.

Die Baukunst der islamischen Völker.

Nach Vorträgen des Hrn. Architekten Blohm im „Architekten- und Ingenieur-Verein“ zu Hamburg.
Hierzu eine Bildbeilage, sowie die Abbildungen S. 403.

Bezüglich der Bezeichnung der Baukunst als „islamische“ und nicht „islamitische“ gibt Redner bemerkenswerte Aufklärungen, aus welchen hervorgeht, daß das Wort von dem Substantivum „Islam“ (d. h. das sich vollständig hingeben an Gott), bei dem der Ton nicht auf der ersten, sondern auf der letzten Silbe liegt, abzuleiten ist. Die Mannigfaltigkeit der Kunst der Völker, die sich zum Islam bekennen, ist außerordentlich groß und hat ihren Grund nicht nur in den über drei Erdteile (Asien, Europa und Afrika) sich erstreckenden und etwa 244 Millionen Anhänger zählenden Reichen des Islam, sondern auch in der Tatsache, daß unter den Mohammedanern Arier und Semiten, Mongolen und Hamiten, Slaven und Tataren, Inder und Chinesen, Kalmücken und Malaien, Sudan- und Bantu-Neger u. a. vertreten sind. Dazu kommt, daß diese Stämme sehr verschiedenartigen Landesgesetzen unterstellt sind, je nachdem sie in Rußland, Persien, Afghanistan und Belutschistan, in der asiatischen oder europäischen Türkei, in China, Vorder- oder Hinterindien mit den ostindischen Inseln oder in den verschiedenen afrikanischen Ländern wohnen, und daß zu der Zeit, als der Islam sich über die alte Welt verbreitete, die sogenannte Leiturgie bestand. Das war eine Einrichtung, die die Untertanen zu gewissen persönlichen Leistungen verpflichtete, wozu auch die Lieferung von Baumaterialien für öffentliche Bauten und die Stellung von Bauhandwerkern selbst in die entferntesten Länder des großen Reiches gehörte. Weiter sind für die Vermischung der Stileigentümlichkeiten noch die Pilgerfahrten nach Mekka und anderen heiligen Orten mit ausschlaggebend gewesen, wobei nicht übersehen werden darf, daß die künstlerischen Fähigkeiten der einzelnen Stämme nicht nur der Art, sondern auch dem Grade nach sehr verschieden waren. Rühmlich hervorzuheben sind dabei die Kunstfertigkeiten der Perser und Inder, bezüglich der Raumkunst auch die Osmanen, die jetzigen Türken. Alle Kunst aber, mochte sie nun sakrale oder profane Bauten betreffen, war geeint durch das den Andersgläubigen nicht gepredigte, sondern auf der Spitze des Schwertes entgegen getragene islamische Glaubensbekenntnis:
Lā elāha ellā llāh! Mohammed rasūlu llāh!

Kein Gott außer dem Gott! Mohammed ist der Gesandte Gottes!

An der Hand einer Landkarte wird die heutige geographische Ausdehnung des Islam vor Augen geführt. Danach wird die Grenze im Westen durch Marokko, im Osten durch China und die Sunda-Inseln, im Norden durch Sibirien (Tobolsk) und im Süden durch Deutsch-Ostafrika

(Dar-es-Salam) gebildet. Geschichtliche Rückblicke beginnen mit dem Jahre 622 unserer Zeitrechnung, in dem die Auswanderung (arab. Hidschra, es war keine Flucht!) Mohammeds von Mekka nach Medina stattfand, und zeigen die im Lauf der Jahrhunderte in steten und harten Kämpfen aufsteigende Linie des islamischen Erfolges, aber auch den durch Kriege und Mißwirtschaft herbeigeführten Rückgang, der das große, ein Reich bildende Gebiet schließlich zerfallen ließ.

Nunmehr geht der Vortragende über zu den von den Völkern des Islam geschaffenen Kulturgütern, von denen die Bauten mehr als alles andere der Kultur eines Volkes den Stempel aufdrücken. Er beginnt mit der ersten Kulturstätte, dem „Dar“ Mohammeds in Medina, das lediglich durch einen von Mauern und Gebäuden umschlossenen Hof gebildet wurde. Die Gebetrachtung (Kibla) zeigte nach Norden gen Jerusalem, eine Gebetnische (Michrab), die später allen islamischen Gebetstätten eigen ist, war noch nicht vorhanden. Ein paar mit Blättern und Lehmerde bedachte Palmstämme bildeten das erste Musalla, d. i. der Ort, wo gebetet wird und aus dem sich allmählich die Moscheen entwickelt haben. Auf der einen Seite des „Dar“ wohnten die Anhänger, auf der anderen Seite die Frauen Mohammeds. Ein späterer Zustand des wesentlich veränderten „Dar“ Mohammeds zeigt die Kibla nach Süden gen Mekka; und diese Gebetsrichtung ist auf der ganzen Welt für jede Moschee bis heute beibehalten worden. Auf dieser Stätte ist Mohammed im Zelt seiner Lieblingsfrau Ayescha gestorben und die Grabkammer für ihn errichtet. Durch Zu- und Umbauten ist hier allmählich die Grabmoschee in Medina entstanden. Diese ist dann 1483 nach einem Brand neu hergestellt worden und besteht aus einem von Hallen umschlossenen Hof. Die südliche Halle ist tiefer, das Grab mit einer Kuppel überdeckt und die Moschee mit fünf schlanker Minarets geschmückt. Die Stadt war mit Mauern umgeben, die runde Verteidigungstürme aufwiesen; davon sind heute nur noch Reste und auch diese verändert vorhanden.

Die höchste Kultstätte ist die Moschee in Mekka, deren großer Hof von Säulenhallen umschlossen ist. In der Mitte steht die 12 m lange, 10 m breite und 15 m hohe mit Brokatstoff bekleidete Kaaba, die von den Pilgern siebenmal umgangen werden muß, und in der einen Ecke liegt der berühmte schwarze Stein (angeblich ein Meteor), der von jedem Pilger geküßt wird.

Auf dem Haram esch Scherif (heiliger Platz oder heiliger Berg) bei Jerusalem, von dem aus die Himmelfahrt Mohammeds erfolgt sein soll, ist der Felsendom, der auch

Omar-Moschee genannt wird, errichtet und i. J. 693 vollendet worden. Er ist ein mit großen Treppen- und Terrassenanlagen versehener achteckiger Bau von rd. 20 m Seitenlänge; sein Mittelteil ist mit einer Kuppel überwölbt. Prachtvolle aus 1187 stammende Mosaiken zieren die von 4 Pfeilern und 12 Säulen getragene Kuppel. Auf demselben Berg steht die um 700 n. Chr. errichtete Agsa-Moschee, die im Inneren die ursprüngliche dreischiffige arabische, im Aeußeren eine basilikale, durch französische Gotik beeinflusste Anlage aufweist, und aus der gleichen Zeit stammt die Omajaden-Moschee in Damaskus mit an der Südseite dreischiffiger Säulenhalle mit zweigeschossiger Säulensstellung und gerader Holzdecke. Die Kuppel und das schöne Minaret haben den 1893 erfolgten Brand überdauert.

Redner geht nun über zu einigen Profanbauten der Kalifen, von deren Palast- und Häuserpracht allerdings nur wenig erhalten ist. Er zeigt zunächst Qussejr-Amra, ein zu Anfang des 8. Jahrhunderts errichtetes Lustschloß am Nord-Ende des Toten Meeres. Diese Anlage enthält einen eigenartig überdeckten großen Raum und einen mit einer Kuppelüberdachung versehenen Baderaum. Wunderbar erhaltene Fresken und Deckengemälde zeigen hier Darstellungen von Menschen und Tieren, die den Mohammedanern nicht gestattet sind und deshalb darauf schließen lassen, daß Griechen oder wahrscheinlich noch Perser die Verfasser gewesen sein werden. Aus derselben Zeit und Gegend stammt der Lagerpalast Mschatta, der in zum Teil gut erhaltenen Ruinen noch vorhanden ist. Er bildet ein Quadrat von 114 m Seitenlänge und enthält alle Räumlichkeiten, die zu einem Soldatenlager gehören. Er hatte außen herum zwar achteckige und runde Wehrtürme, war aber höchstwahrscheinlich mit einem Wehrgang nicht versehen. Wundervolle an Indien gemahnende Ornamentik zielt das in seiner Gesamtanlage persischen Ursprung verratende und an Sassanidenschlösser erinnernde Bauwerk, von dem der größte Teil des Erhaltenen im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin untergebracht ist. Ein Wiederherstellungsversuch von B. Schulz wird gezeigt und kritisch beleuchtet.

Aehnlich großartig in der Anlage, aber bereits sehr zerfallen ist die aus dem 9. oder 10. Jahrhundert stammende Palastanlage Ochejdär in der Nähe des persischen Wallfahrtsortes Kerbelä. Sie bildet ein Quadrat von mehreren 100 m Seitenlänge mit großem Ehrenhof und mehreren kleineren Höfen. Die Moscheeanlage darin ist echt islamisch mit den typischen Hallengängen und der noch erhaltenen Michrab (Gebetsnische). Von dieser Anlage hat O. Reuther einen Ergänzungsversuch gezeichnet. Die größte Palastanlage, deren Länge etwa 1250 m beträgt, ist die von dem Deutschen Herzfeld ausgegrabene Bakuwera bei Samarra am Tigris, die aus der Zeit um 850 n. Chr. stammt. Die dort gelegene „Große Moschee“ zeigt in der Mitte des Hofes die Spuren einer Brunnenanlage, wie sie künftig den meisten Moscheen eigen ist, und in ihrer Nähe ist ein Rie-

sen-Minaret errichtet, das wegen seiner schraubenförmigen Gestaltung hier Malwija (d. i. Schraube) genannt wird. Dieser Moschee ähnelt in der Anlage die Moschee Ibn Tulun in Kairo, bei der ebenfalls die Säulenhalle der Gebetsnische zu tiefer ist als an den anderen Seiten, um den Gläubigen möglichst Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu bieten. An der Decke dieser Halle befindet sich ein fast 2000 m langer Schriftfries, dessen in Eichenholz geschnittene Buchstaben als kufische (nach der Stadt Kufa so benannt) anzusprechen sind. Anschließend daran werden Schriftfriese aus dem 11./12. Jahrhundert von der Moschee ruine in Chargird (Ostchurasan) und die mit menschlichen und tierischen Figuren verzierte Ornamentik an der Bab el Talism in Bagdad aus dem Jahre 1221 gezeigt.

Der Vortragende geht dann über zu der Entstehung des Wortes „minaret“, das aus dem arabischen manāra, d. i. der Ort, wo Feuer brennt, gebildet worden ist und seinen Ursprung dem im 3. Jahrhundert v. Chr. auf der Landzunge Pharos bei Alexandrien als Seefahrtszeichen mit Leuchtfeuer errichteten 120 m hohen Turm verdankt. Dieser Turm hatte auf viereckigem Unterbau einen achteckigen Aufbau, dem wieder ein runder Aufbau mit krönender Poseidonfigur folgte. Spiegel warfen das Bild der ankommenden Schiffe nach innen und von dort in einen Hohlspiegel nach unten. Das Brennmaterial für die Befuerung wurde auf einer inneren schraubenförmigen Rampe durch Tragtiere hinaufgeschafft. Diesem im Lauf der Zeit verfallenen Turm folgte im 11. Jahrhundert n. Chr. ein neuer Pharos von Alexandrien, dessen achteckiger und runder Aufbau aber islamisch umgewandelt und Vorbild für viele Minarets geworden ist, ebenso wie eine im 13./14. Jahrhundert erfolgte nochmals veränderte Wiederherstellung des gleichen Turmes. Das wird erwiesen durch zahlreiche Minarets und Moscheen von teilweise wunderbarer Schönheit, die im Lichtbild vorgeführt werden. Daß auch das Abendland davon beeinflusst wurde, wird an dem Turm der alten Kirche in Amsterdam gezeigt.

Den Moscheen und Minarets in Tunis folgen die Moschee von Cordoba in Spanien mit modern verbaute Minaret, das Minaret der Moschee Giralda in Sevilla, das jetzt zum Turm einer Kathedrale recht gut umgebaut worden ist, und einige gleichartige Bauten auf afrikanischer Seite in Agadier und Algier.

An einer alten Zeichnung vom Campanile in Venedig, nach der dieses Bauwerk zuerst ausgeführt werden sollte, und an der Kathedrale von Cefalù auf Sizilien wird der Einfluß der Form des Minarets nachgewiesen. Daß es aber auch Künstler gab, die andere Formgedanken für derartige Bauwerke in die Tat umsetzen, wird an dem Minaret der Moschee Sidi ben-Arus in Tunis heute nur angedeutet, und damit der erste Teil der vom Redner beabsichtigten Vortragsfolge geschlossen —

(Fortsetzung folgt.)

Tote.

Professor Koloman Moser †. In Wien starb am 19. Oktober 1918 im Alter von nur 50 Jahren der Professor an der k. k. Kunstgewerbeschule in Wien Koloman Moser, ein Künstler, dessen Name mit dem Werden und der Entwicklung der Wiener Sezession auf das Innigste verknüpft ist. Freilich, wir beurteilen ihn heute ruhiger und sachlicher, als das noch vor 15 Jahren etwa der Fall war. Was Ludwig Hevesi 1905 schrieb, Meister seien abgeblüht, Anfänge zu Entfaltungen geworden und der Beschauer habe sich von Ueberrumpelungen erholt und Dunkles klar sehen gelernt, das ist heute, nach beinahe drei Lustren, noch mehr der Fall als damals. Aber auch in dieser ruhigeren Betrachtung hält Moser als ein Künstler mit großer geistiger Initiative stand. Wer an die Zeiten des „Ver sacrum“ denkt, das einstmals als ein „Leit- und Musterorgan des modernen Schaffens“ gepriesen wurde; wer nach dem Werden und dem Verlauf der Sezession forscht; wer sich der Gründung der „Wiener Werkstätten“, erinnert und ihrer Entwicklung folgt, der wird immer wieder auf den Namen Koloman Moser stoßen, der im Verein mit Otto Wagner, Josef Hoffmann, Gustav Klimt, Josef Olbrich und einigen wenigen Anderen den Grundstock der österreichischen künstlerischen Bewegung der Jahrhundertwende bildete.

Moser war ein Schüler von Josef Matthias Trenkwald (1824—1898), des Meisters des stilisierten Historienbildes, dessen Einfluß er aber in seiner weiteren Entwicklung völlig abgestreift hatte. Als Meister des Innenraumes und des Flächenschmuckes widmete er sich der angewandten Kunst, in der er einen Höhepunkt erreichte, als er für Otto Wagner die Fenster der Kapelle der Irrenanstalt Steinhof bei Wien entwarf. Auch Moser fing damit an, für illustrierte Blätter zu zeichnen. Er bildete dann, als die neue Kunstbewegung mit Intensität einsetzte, mit Olbrich, Klimt, Jos. Hoffmann und einigen Anderen eine „Siebenergruppe“, die

jedoch bald wieder auseinander fiel, als Olbrich dem Ruf des Großherzogs von Hessen nach Darmstadt folgte und auch Koloman Moser nach sich gezogen hätte, wenn dieser nicht durch Berufung an die Kunstgewerbeschule in Wien gefesselt worden wäre. Nun wurde Moser einer der tätigsten Förderer des Wiener Kunstgewerbes; es entstand die „Wiener Werkstätte“, „unoffizielles Kunstgewerbe, das seiner Schutzmarke, der stilisierten Rose, Ehre machen will“. Die Kölner Ausstellung zeigte im österreichischen Haus ein Abbild der Entwicklung jener Bestrebungen, die bald die Grenzen der Donau-Monarchie überschritten und überall die kunstgewerbliche Bewegung antrieben und befruchteten. Und nun ist dieser lebhafteste Geist vorzeitig zur Ruhe gezwungen. Eine Säule der Wiener Sezession nach der anderen schwindet dahin. Sein Name wird bleibend mit der Kunstbewegung in Oesterreich verknüpft sein. —

Vermischtes.

Ein Schutzgesetz für Kunstdenkmäler und Kulturreste in Polen. Einem vom „Monitor Polski“ veröffentlichten Gesetzentwurf des Kunstdepartements (Kultus- und Unterrichtsministerium) über Inschutznahme von Kunstdenkmälern und altertümlichen Ueberresten in Polen entnehmen wir folgende Einzelheiten:

Das neue Gesetz ermöglicht, die vorhandenen Kunst- und Kulturdenkmäler in Polen aufzubewahren und unbekannte Kunstschatze der Allgemeinheit zuzuführen. Der Altertumschutz wird in Polen viel schwerer durchzuführen sein, als in anderen Staaten; denn hier muß erst die Gesellschaft dazu erzogen werden, die Denkmäler ihrer Kultur und Kunst hochzuschätzen.

Das neue Gesetz besitzt zwei Vorzüge, es ist klar in der Auffassung und voraussehend im Eingreifen.

Schon der erste Paragraph des neuen Gesetzes betreffend Inventarisierung der Kunst- und Kulturschatze in Po-

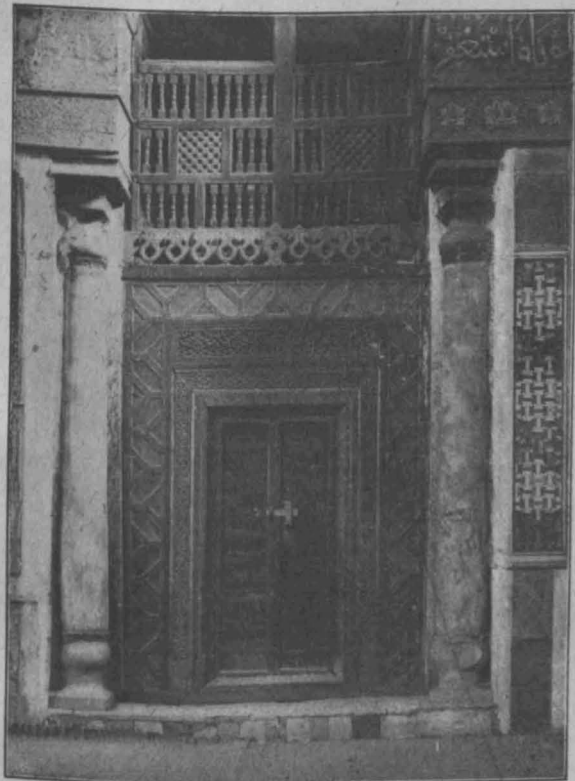


DIE BAUKUNST DER
 * ISLAMISCHEN *
 * * VÖLKER. * *
 STRASSE UND ALTE
 * ÖFFENTLICHE *
 BRUNNENANLAGE
 * IN JERUSALEM. *
 === DEUTSCHE ===
 * BAUZEITUNG *
 52. JAHRGANG 1918.
 * * * NO. 86. * * *

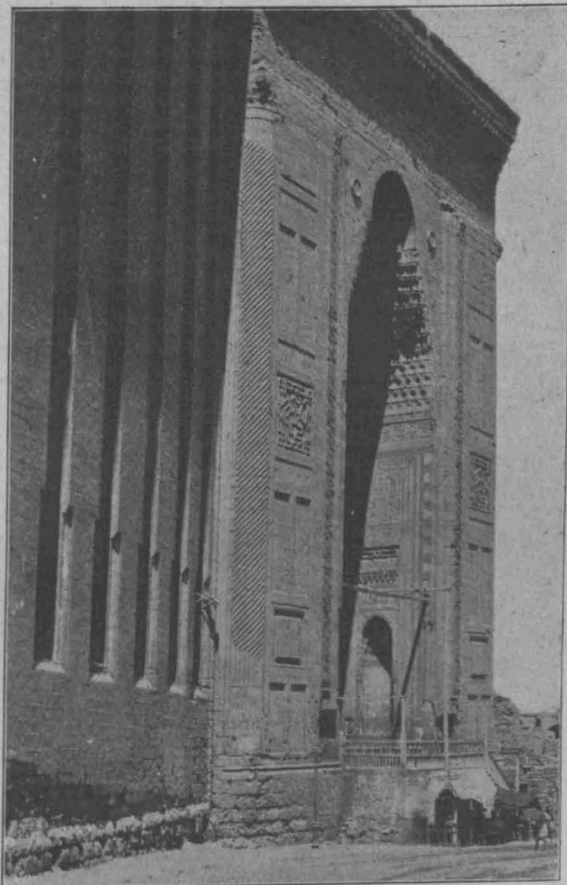
len weist vielseitige Voraussicht und weitgehende Umsicht auf. Er läßt auch die Kunstdenkmäler und Ueberreste, die sich außerhalb der Grenzen Polens befinden, nicht außer Acht. Die wichtige Bestandaufnahme der Kunstdenkmäler

Kulturdenkmäler, wie auch alle Ausgrabungen, wobei sich für letztere die Regierung das Vorkaufsrecht vorbehält.

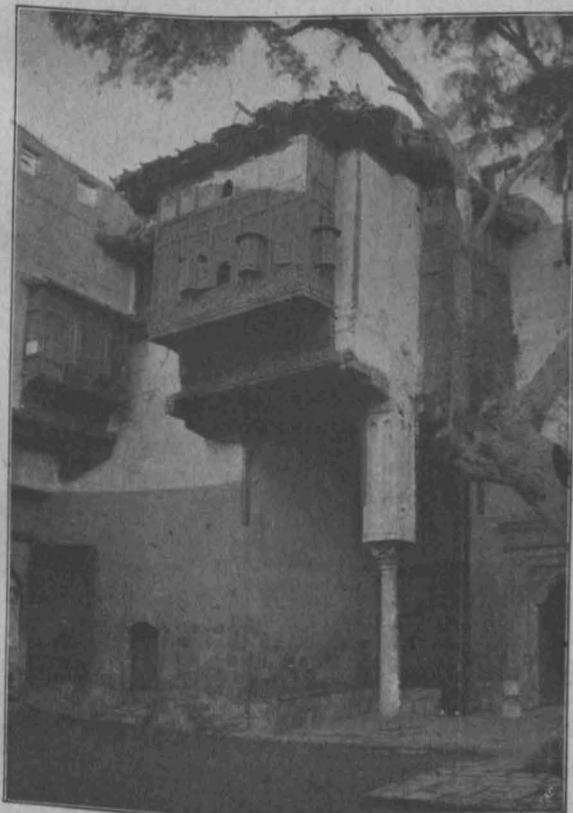
Da eine genaue Umschreibung des Begriffes „Ueberreste“ nicht wohl möglich ist, so fallen unter diesen Begriff alle



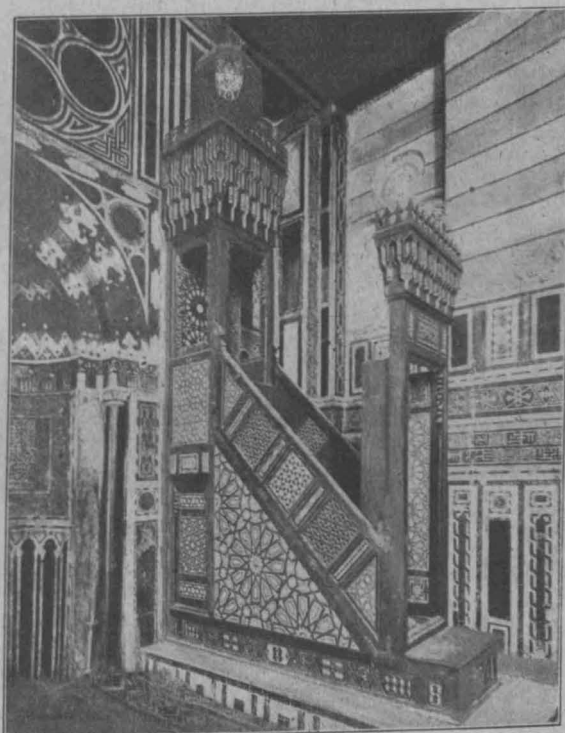
Türe der Kalaun-Moschee in Kairo.



Portal der Moschee Sultan Hassan in Kairo.



Arabisches Wohnhaus in Kairo. Straßenansicht.



Moschee Burdeini in Kairo. Kiblawand und Minbar.

Die Baukunst der islamischen Völker.

in Polen ermöglicht erst ihre Inschutznahme durch die zuständigen Organe, d. h., den Konservatoren ist gesetzlich erlaubt, private Sammlungen zu schützen und ihren Bestand aufzunehmen. Dem rechtlichen Schutz unterliegen somit alle, auch die privaten inventarisierten Kunst- und

Gegenstände, die offensichtlich den Stempel der Kunst tragen oder eine verflossene Epoche charakterisieren.

Unter die Bezeichnung „verflossene Epoche“ fällt der Zeitraum von vor fünfzig Jahren und zwar mit jeweiliger entsprechender Fortsetzung, sodaß z. B. in 50 Jahren die

heutigen Kunst- und Kulturerzeugnisse als „Ueberreste“ bezeichnet werden. Die Kunstüberreste werden in bewegliche und unbewegliche Güter, gefundene Gegenstände und Ausgrabungen eingeteilt. Das Gesetz sieht die Möglichkeit einer Enteignung von Kunst- und Kulturdenkmälern vor, falls dieselben von hohem Nationalwert sind, nachlässig behandelt werden, oder die Gefahr besteht, daß sie nach dem Ausland verkauft werden.

Der Schwerpunkt des neuen Gesetzes wie auch seine praktische Ueberlegenheit anderen Kunstschutzgesetzen gegenüber besteht darin, daß die Obhut und gesamte Fürsorge für die Kunstüberreste ausschließlich dem Kultus- und Unterrichtsministerium (Kunstdepartement) überwiesen wird. —

Literatur.

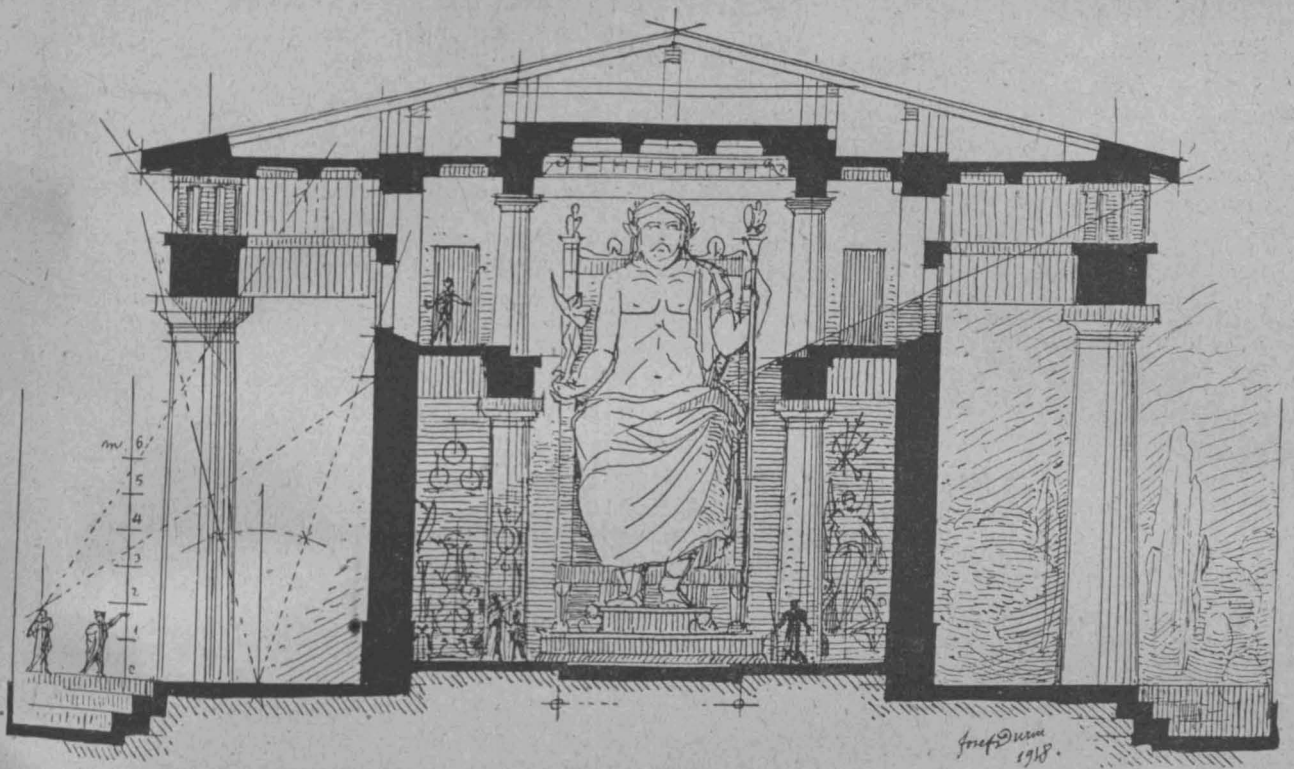
Das Alt-Berliner Grabmal 1750—1850. Hundert Aufnahmen und Vermessungen von Wolfgang Schütz. Kunstgeschichtlich eingeleitet von Hans Mackowsky. Berlin 1917. Bruno Cassirer.

Alte Berliner Kunst und alte Berliner Gesellschaftskultur sind es, die hier einem Leserkreis dargeboten werden, der aus der Künstlergemeinde sich zu einer Gemeinde kunstsiniger Laien erweitert. Textlich und bildlich gegeben in einer viel feines seelisches Empfinden verrätenden Form und zu dem Zweck, „neben dem Einblick in die Vergangenheit, der auch das Grabmal ein Vorwand gediegener künstlerischer Tätigkeit war, eine Lehre und ein Vorbild für die Gegenwart zu sein, die erfreulicherweise begonnen hat, auf ihre künstlerische Verantwortung diesem lang vernachlässigten Gebiet gegenüber sich zu besinnen“. Mit viel persönlicher Hingabe ist die kulturhistorische Einleitung von Hans Mackowsky geschrieben, in der er den Nachweis führt, daß das Grabmal im alten Berlin „genau wie die Kunst und die Geselligkeit die Höhe jener bürgerlichen Kultur ausspreche, „die uns, je weiter der Zeitraum uns davon trennt, desto vorbildlicher erscheint“. Aber dieses altberliner Grabmal kenne man nicht. „Versteckt steht es auf weit auseinander liegenden, von erschreckender Denkmalsware überfüllten Totenfeldern, die aufzusuchen und abzuschreiten es vieler rüstiger Fußwanderungen bedarf.“ Von Jahr zu Jahr verringern sich diese Reste einer alten hohen Kultur. Das Andenken an sie zu erhalten hat sich Wolfgang Schütz zum Ziel gesetzt, indem er die geringen Reste, die heute noch übrig sind — „viel mehr Leben als auf der Erde ist, liegt unter der Erde begraben“ — in Aufnahmen nach der Natur und in gleichzeitigen geometrischen Maßaufnahmen, welche die kleine Veröffentlichung besonders wertvoll machen, im Bilde festzuhalten sucht. Manches von dem, was Schütz darstellt, ist heute schon abgebrochen oder zerstört. Auch das gußeiserne Grabmal, das möglicherweise in unserer Zeit wieder Bedeutung erlangen wird, ist in sorgfältig gewählten Beispielen dargestellt. Erläuterungen und Zuschriften der dargestellten Grabmäler beschließen das Werkchen und gewähren Einblick in die Denkweise der Gesellschaftskreise des alten Berlin. —

Literatur-Verzeichnis.

- Abendroth, Alfred,** Vermessungsdirigent. Die Ausgleichungspraxis in der Landesvermessung. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Ausgleichungsaufgaben bei Landestriangulierungen unter besonderer Berücksichtigung der Schreiberschen Verfahren bearbeitet. Mit 20 Textabbildungen. Berlin 1916. Paul Parey. Preis 15 M.
- Anweisung für Domänenbauten.** (A. f. D.) Behandlung von Entwürfen und Bauausführungen für die Königlich Preussischen Domänen, herausgegeben vom Kgl. Preuß. Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. 3. neubearbeitete Auflage. Mit 39 Tafeln. Berlin 1916. Paul Parey. Pr. 7,50 M.
- Behne, Adolf.** Zur neuen Kunst. Sturmbuch No. VII. Berlin W. 9. 1915. Verlag Der Sturm. Pr. 50 Pf.
- Beuster, Fritz,** Stadtbbr. Städtische Siedlungspolitik nach dem Kriege. Ein Programm organisatorischer, finanzieller und gesetzgeberischer Maßnahmen in Reich, Staat und Kommune. Berlin 1915. Karl Heymann's Verlag. Pr. 1 M.
- Biedermann, Ernst,** kgl. Eisenb.-Bau- u. Betr.-Insp. a. D. Der Oberbau auf hölzernen und eisernen Querschwellen. Eine vergleichende Wirtschaftlichkeits-Untersuchung unter Ermittlung der Schwellen-Liegedauer aus der Erneuerungsstatistik. Mit 26 Textabbildungen. Berlin S. 14. 1915. W. Moeser. Pr. 4 M.
- Göbel, H. Dr.-Ing.** Das Süddeutsche Bürgerhaus. Eine Darstellung seiner Entwicklung in geschichtlicher, architektonischer und kultureller Hinsicht an der Hand von Quellenforschungen und maßstäblichen Aufnahmen. Ein Atlas (in Folio) mit 30 Taf. nebst Text (in Quart) mit 311 Abbildungen. Dresden 1908. Gerhard Kühtmann. Pr. 48 M.
- Haberland, Georg.** Der Einfluß des Privatkapitals auf die bauliche Entwicklung Groß-Berlins. Vortrag. Dazu ein Anhang: Die Kleinwohnung in London und Paris. Erweiterter Sonderdruck aus der Wochenschrift des Architekten-Vereins zu Berlin, Jahrg. 1913. Mit vielen Abbildungen. Berlin 1913. Karl Heymann's Verlag.

- Haberland, Georg.** Hausbesitz und Schätzungsamt. Berlin C. 2. 1916. Alfred Unger. Pr. 60 Pf.
- Handbuch der Architektur.** III. Teil, die Hochbaukonstruktionen. 2. Band. Raumbegrenzende Konstruktionen. 2. Heft: Einfriedigungen, Brüstungen und Geländer; Balkone, Altane und Erker. Von Geh. Brt., Prof. Dr. ph. Eduard Schmitt, Dr.-Ing. †. Gesimse. Von Geh. Brt. Prof. Hugo Koch. 3. Auflage. Mit 980 in den Text eingedruckten Abbildungen, sowie 1 in den Text eingelebte Tafel. Leipzig 1914. J. M. Gebhardt's Verlag. Pr. 20 M. geb. 23 M.
- Holmgren, J.** Arkitekt. Norges geologiske Undersökelse No. 78. Naturstenens användelse i husbygningen i Skotland. Beretning om en Stipendierese Vaaren 1912. Kristiania 1916. Hos H. Aschehoug & Co. Pr. 1/2 Kr.
- Holtmeyer, A., Dr.-Ing.,** kgl. Brt. Beamten-Wohnhäuser. Heft II. Berlin 1916. Wilhelm Ernst & Sohn. Pr. 2,60 M.
- Krause, Wilhelm,** Prof. Mit Quellstift und Feder. 1. Teil: Erklärungen. 2. Teil: Beispiele für Schrift und Zeichnung. Berlin NO. 43. 1916. Heintze & Blanckertz. Verlag für Schriftkunde und Schriftunterricht. Pr. 3 M.
- Beiheft zu „Quellstift und Feder“: Handschriftübungen für deutsche Kopschrift mit Vorübung in romanischen Formen. Berlin NO. 43. 1916. Heintze & Blanckertz. Pr. 1,50 M.
- Kruschwitz, Dr.-Ing., Reg.-Bmstr.** Die sächsischen Gemeinden und der Kleinwohnungsbau. Freie Beiträge zur Wohnungsfrage im Königreich Sachsen, in zwangloser Folge erscheinend, Heft 3. Herausgegeben von der Zentralstelle für Wohnungsfürsorge im Königreich Sachsen in Verbindung mit dem kgl. sächsischen Statistischen Landesamt. Dresden-A. 1916. J. Naumann. Pr. 3,50 M.
- Landau, L.** Das Langenbeck-Virchow-Haus. Mit 11 Abbildungen. Berlin 1916. August Hirschwald. Pr. 2,60 M.
- Lange, Dr.-Ing., kgl. Reg.-Bfhr.** Die hydrostatischen Druckverhältnisse bei massiven Talsperren. Leipzig 1916. Verlag „Das Wasser.“ Dr. L. Baumgärtner. Pr. 2 M.
- Dr. Luedicke, Prof.** Ueber die Entstehung der Gesteine und Böden des norddeutschen Tieflandes. Als Vortrag gehalten in der Haupt-Versammlung des Vereins. Bodenverbesserung und Malaria. Sonderabdruck aus dem „Kulturtechniker“ mit 3 Karten. Zeitschrift des schles. Ver. zur Förderung der Kulturtechnik. Jahrg. 1916. Schweidnitz. Buchdruckerei von C. Boy (H. Reißer).
- Dr. Nußbaum, Arthur,** Rechtsanwalt. Die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung. Tübingen 1916. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Pr. 9 M., geb. 10,50 M.
- Dr. Passow, Hermann,** Chemiker. Hochofenzement und Portlandzement in Meerwasser und salzhaltigen Wässern. Berlin N. W. 21. 1915. Verlag der Tonindustrie-Zeitung. Pr. 1,50 M.
- Ratgeber für die Wahl und Anwendung farbigter Trocken-Mörtel** mit 32 Abbildungen, 3. Auflage. Terrasit-Industrie G. m. b. H. Berlin-Grünwald 1914.
- Schäfer, Franz,** Oberingenieur. Die Gasflamme als Werkzeug und Maschinen-Element. Mit 30 Abbildungen und einem Anhang: Richtlinien für die Anwendung des Gases zum Heizen. München 1916. R. Oldenburg. Pr. 80 Pfg.
- Schäfer, Franz,** Oberingenieur. Das Gas als Heizmittel in Gewerbe und Industrie. (Sonderabdruck aus Band VIII des „Handbuches der Gastechnik“ von Dr. E. Schilling und Dr. H. Bunte). Mit 56 Abbildungen. München 1916. R. Oldenburg. Pr. 80 Pf.
- Schapira, B., Ing.** Ueber Müllverbrennungs-Anlagen. Mit 11 Abbildungen im Text. Erweiterter Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Sozial-Technik“ Jahrgang 1916. Berlin S. W. 11. A. Seydel. Pr. 1,60 M.
- Schönhöfer, Robert,** Dr. techn., Prof. Die wirtschaftlich günstigste Anordnung einer Brückenanlage. Mit 17 Abbildungen. Sonderdruck aus „Zeitschrift für Bauwesen“, Jahrgang 1916. Berlin W. 66. 1916. Wilhelm Ernst & Sohn. Preis 2,50 M.
- Dr. Scholz, F., Kammergerichtsrat.** Hinausschiebung der Zwangsversteigerung im Kriege und die Bundesratsverordnung zum Schutze des Realkredits. Mit Abdruck der Bundesratsverordnungen vom 8. Juni 1916 a) über die gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen, b) über die Folgen der nicht rechtzeitigen Zahlung einer Geldforderung, c) über die Geltendmachung von Hypotheken, Grundschulden und Rentenschulden. Sonderabdruck aus der Juristischen Wochenschrift 1916 No. 13—15. Berlin S. 14. 1916. W. Moeser. Pr. 1,50 M.
- Schubert, Alfred,** Prof. Die Geflügelställe, ihre bauliche Anlage und innere Einrichtung, 4., neubearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Mit 229 Textabbildungen. Berlin S. W. 11. 1916. Paul Parey. Pr. 2,80 M.
- Stumpf, Heinrich,** Arch. und Hauptlehrer. Ausgewählte Bauaufgaben und Entwürfe. Mit 189 Abbildungen im Text. Leipzig 1914. Wilhelm Engelmann. Pr. 6 M.
- Volkswirtschaftliche Zeitfragen.** Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von der volkswirtschaftl. Gesellschaft in Berlin. Jahrg. 37, Heft 6, Nr. 292: Krieg und Volkswirtschaft. Heft 9: Krieg und Hausbesitz von Geh. Staatsrat a. D. Dr. Budde. Berlin 1915. Leonhard Simion Nf. Einzelpreis 1,20 M.
- Inhalt: Die Baukunst der islamischen Völker. — Tote. — Vermischtes. — Literatur. — Literatur-Verzeichnis. —
- Bildbeilage: Die Baukunst der islamischen Völker.
- Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin.
Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.



DEUTSCHE BAUZEITUNG

52. JAHRGANG. Nº 87. BERLIN, DEN 30. OKTOBER 1918.

REDAKTEURE: ALBERT HOFMANN, ARCHITEKT, UND FRITZ EISELEN, INGENIEUR

Betrachtungen über konstruktive Fragen in verschiedenen Epochen der Architektur.

Vom Geheimen Rat Dr. phil. h. c. Josef Durm, Dr.-Ing. h. c., Professor an der Techn. Hochschule Fridericiana in Karlsruhe.

(Fortsetzung aus No. 85.)

Bei der Besprechung des Inneren heidnischer, ägyptischer, griechischer und römischer Tempel sind die Beispiele aus Afrika in ihrer Eigenart nicht vollständig herangezogen worden. Ein Hinweis auf die Verwandtschaft mit diesen, auch der ägyptischen und persischen Architekturen, ist nicht erfolgt, besonders nicht in Bezug auf die Art der Einführung des Tageslichtes.

Ob Zenithlicht, hohes Seitenlicht, Lichteinfall durch Fensteröffnungen in den Giebel- oder Längswänden in kombinierter Anordnung, in gesonderten Tambours oder durch schlichte Anlagen von den indischen, persischen oder islamischen Architekten besonders bevorzugt wurde, bleibt zunächst unentschieden, denn alle Weisen treten auf nach Art, Bedarf und Klima, mit oder ohne transparentem, sicherem oder unsicherem Verschuß. Glas, Metall, dünn geschliffene Steinplatten, durchlöcheres Holz gaben das Material ab. Es wurde darauf bereits hingewiesen und nur die Uebereinstimmung der Arten in den verschiedenen Ländern bleibt zu betonen. Rom bevorzugte das Zenithlicht, Griechenland das hohe Seitenlicht, Aegypten dergleichen. In Byzanz, allerwärts im Mittelalter und in der Renaissance bevorzugte man den kombinierten Lichteinfall.

Bei gleicher Art treffen wir die Anordnungen in weit auseinander liegenden Fernen, übereinstimmend mit dem alten Aegypten, wieder im Lande der persischen Könige als hohes Seitenlicht in den Palasthallen. Durch überhöhte Aufbauten in senkrechten Erhebungen, durch Terrassendächer abgeglichen, erhalten die Bauten ein stattlicheres Aussehen, ein konstruktives Wesen von größerer Sicherheit und einen gesünderen, leicht zu beobachtenden Lichteinfall. Man vergleiche in diesem Sinn die ägyptischen Tempel, die persischen Königshallen und deren Abbildungen S. 406.

Die assyrischen und die chaldäischen Tempel, die persischen Feuertempel waren hochgeführte Stufenbauten, den mexikanischen ähnlich, mit kleinen Plateaus geschmückt, die metallene Standbilder bestimmter Gottheiten trugen, entweder frei oder in gedeckten kleinen Tempelchen aufgestellt. (Vergleiche die Abbildungen Seite 406 und die klaren Ausführungen bei Perrot und Chipiez a. a. O., in dem Bande „La Perse, l'architecture religieuse“ und deren oberste Zierden; ferner auch den Saal der 100

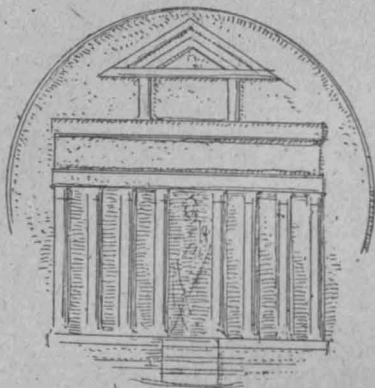
Säulen mit der zweischiffigen Vorhalle und dem sechssäuligen, überhöhten Mittelfeld, dem Lichteinfall durch hohes, fünffenstriges Seitenlicht auf jeder Seite und den geschlossenen Umfassungswänden mit den rechteckigen Türen in Persepolis.)

Was uns der Hauptsache nach aber hier noch berührt, das ist die Anlage und Form des Tempels des Juba I., Königs von Numidien (60—46 vor Chr.), dargestellt nach einer Silbermünze (1 Denarius), die hier in vergrößertem Maßstab wiedergegeben ist (Abbildung S. 406). Auf mehrstufigem Unterbau erhebt sich nach römischem Vorbild ein 8 säuliger korinthischer Peripteros mit hohem, dreigliedrigem Gebälk, der wagrecht abgedeckt ist. Aus der Decke entwickelt sich ein kleinerer Aufbau mit einem flachen Satteldach, das durch niedrige Pföstchen gestützt wird, und in sich durch Streben versteift erscheint. Die Deckenbalken und Sparren des Aufbaues sind weit ausladend und gewährten wohl dem Terrassendach des Peripteros und den oberen Umfassungswänden mit ihren Fenstern den nötigen Schutz gegen Wind und Wetter. Der Form nach dürfte das Schirmdach mit Tonziegeln abgedeckt gewesen sein.

Mittels dieser guten, sicher wohl überlegten Konstruktionen wurde dem Bau sowohl ein eigenartiges Aussehen verliehen, als auch ein sicherer Bestand und eine gesicherte Lichtzufuhr für den Innenraum des großen Tempels gewährt. Das Prinzip ist bis auf Weniges dem altägyptischen eigen. Wird der obere Aufbau mit dem Satteldach durch ein Terrassendach ersetzt, dann bleibt wohl bis zu dem altägyptischen Schaubild dieser Tempelarchitektur nicht mehr viel übrig (vergl. die Abbildung der Persepolis-Halle, die Abbildung des Jubatempels in der Vogelperspektive S. 406 und den Durchschnitt des Säulensaales von Karnak nach Maspero S. 345 in No. 76).

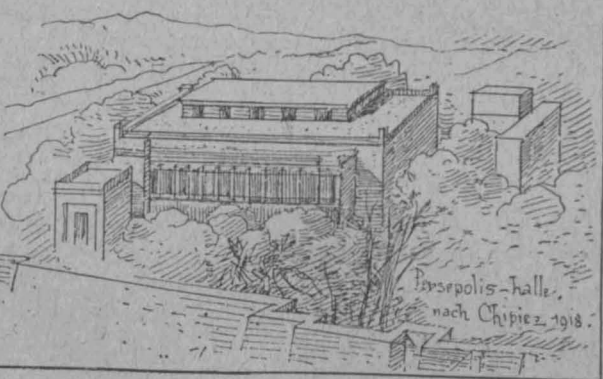
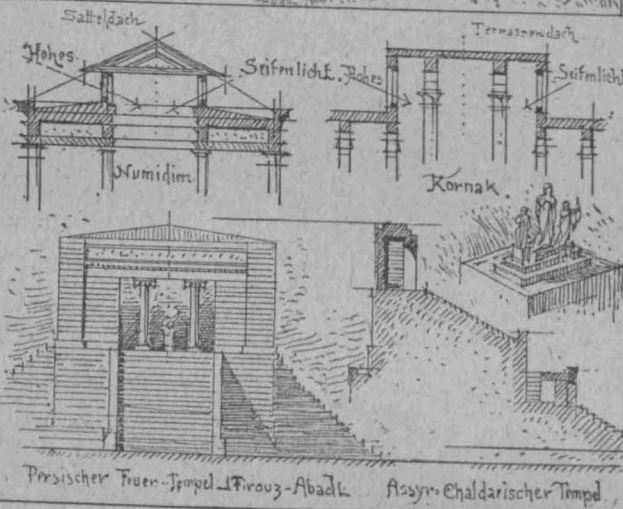
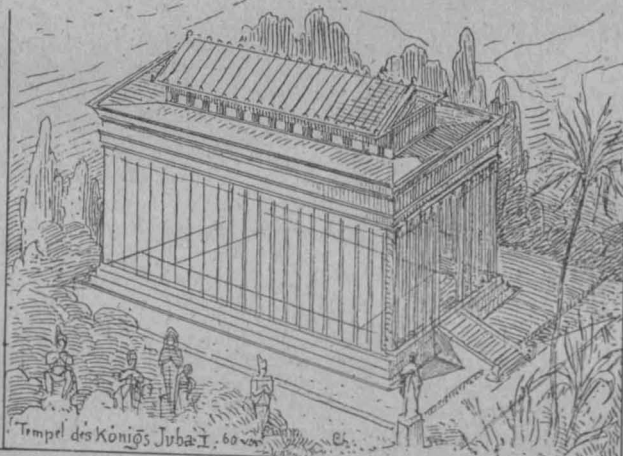
Zum Lande „Numidien“ sei noch gesagt, daß es in Nordafrika liegt und den nördlichen Teil des Sudan bildet. Das Klima ist trocken und heiß, die Vegetation im Norden ärmlich; längs des Nils trägt sie ausgedehnte Palmenwäldungen, Tamarinden und Sykomoren. An Baumaterialien liefert es den tiefgelben und bräunlichen nubischen „Sandstein“. Zum Verkehr benutzen die Bewohner Holzbarken mit zwei Masten und lateinischen Segeln, von Tieren: Kamele und Esel.

Silber-
Münze
(1 Denar-
ius)
mit
einer
Darstel-
lung des
Tempels



Juba's I.,
Königs
von
Numidien.

Natürl.
Größe
18 mm.



Im Altertum stand Numidien in hoher Kultur, nach den vielen Ruinen im Niltal, deren Entstehen dem Zeitalter der ägyptischen Könige, der Ptolemäer und der römischen Imperatoren angehört. Uralte Tempel ägyptischer Bauart bei Abu Simbel. Der nubische Sandstein ist ein in Nubien verbreiteter „cenomaner“ Sandstein. Die Gruppierung der Bauteile wurde bei dem Wechsel nur bewegt, vielleicht auch schöner und nur im Material verändert.

Unter Sethos I. entstanden (XIX. Dynastie — 1315 bis 1200) die großen Tempelbauten in Karnak mit basi-

likalem Aufbau, hohem Seitenlicht und wagrechten Steindecken, unter Juba I., dem König von Numidien (60—46 vor Chr.) treffen wir noch den gleichen Gedanken verwendet, nur mit dem Unterschied, daß die Ueberhöhung des Mittelteiles in ein hölzernes Satteldach umgewandelt wurde. Der Gedanke ist geblieben, nur die Form und teilweise auch das Baumaterial haben eine Aenderung erfahren.

Also 1300 vor Chr. war die Frage einer künstlerisch zu billigenden Art der Beleuchtung des Tempel-Inneren bei gefälliger Entwicklung des architektonischen Aufbaues schon vollendet zum Ausdruck gebracht, und zwar ohne Zuhilfenahme eines oft zweifelhaften Hypaethron, also einer Oeffnung im Dach.

Diese dritte Art der Beleuchtung war die Zufuhr des Lichtes vom Scheitel aus, die Einführung „des Hypaethraltempels“ und mit ihm die „Begünstigung der Einheit des Lichtes im Raum“, dessen großartigste Wirkung und Vorführung wir heute noch im Pantheon zu Rom, zur Zeit Hadrians, bewundern. Großartiger kann, was Luft und Lichtzufuhr anbelangt, dieser rein technische Teil einer architektonischen Aufgabe nicht gelöst werden, als es hier geschehen ist. Nur ein Bedenken tritt dagegen auf, das ist die Ermöglichung der Abhaltung von Regen und Schnee, größerer Kältegrade und Hitze, die Verhütung von Zugluft und das Auftreten und Nisten von Göttern im heiligen Raum.

Nach Vitruv soll der Hypaethros zehnsäulig gewesen sein, alles Uebrige aber wie beim Dipteros. Nur im Inneren zeige er übereinander gedoppelte Säulenreihen, absteigend von den Wänden, sodaß dadurch ringsum ein Gang gebildet wird, wie durch die äußere Säulenhalle; der mittlere Teil des Tempel-Inneren bliebe aber unter freiem Himmel, also ohne Dach. Auf beiden Seiten in der Vorhalle und im Hinterteil sei ein Eingang von Flügeltüren gelassen. Ein Beispiel fände sich in Rom nicht, aber ein achtsäuliger Tempel dieser Art befindet sich zu Athen und außerdem sei der Olympische Tempel zu nennen.

Diese einzige Stelle in der klassischen Literatur, die unmittelbar den Hypaethraltempel berührt, hat mannigfache Zweifel hervorgerufen unter den Trägern des sogenannten guten Geschmacks. Die Einen wollen lieber das Mißbehagen des Anblickes eines ausgeschnittenen Daches ertragen im hellsten Sonnenglast, die Anderen bevorzugen das trüb und ernst gestimmte Gotteshaus mit seinen Standbildern und Schätzen unter feierlich einher schreitenden Trägern und Vertretern der Gottheit.

Das Hypaethron am Aeußeren der Zentralbauten war und ist heute noch erträglich, die Beigaben bleiben aber im Kauf. Daß es auch in alter Zeit nicht immer mit Halleluja begrüßt wurde, davon geben die späteren Aufgaben, Bauherren und Baukünstlern beredtes Zeugnis, d. i. durch die Veränderung des Ortes oder der Lage des „Oikion“ z. B. bei der „Aya Sofia“ in Konstantinopel, die doch vom Wechsel des Klimas so Manches zu leiden hatte. Neben heißem Sommer herrschen namentlich in den östlichen Landstrichen auch strenge Winter⁶⁾.

Die von Kuppeln bekrönten Kirchen haben die Bauherren und Architekten wohl rechtzeitig belehrt, daß die Luft- und die Lichtzufuhr einen anderen Weg nehmen mußten, wollten sie keinen dauernden Schaden am Bau haben. An die Stelle des großen, kreisrunden Opaion im Scheitel trat der Lichtkranz von vielen kleinen Fenstern rings um den Kuppelring. Den Unbilden durch Wind und Wetter war auf einen Schlag abgeholfen. Ein zweiter folgte nach in dem Aufgeben der großen Anzahl kleiner Lichteinfälle am Kuppelrand. Die Ersatzstücke wurden der Zahl nach geringer, aber in der Größe stattdessen gewonnen. Die Gelegenheit für die einströmende Lichtfülle wird größer, ihre Anzahl kleiner; zugleich werden sie zum vorbereitenden Element für die sich neu gestaltende Trommel zwischen Calotte und Zwickel. Großartig entwickelt sich dadurch ein neuer architektonischer Gedanke im Großen und Ganzen und zeitigt dessen Vollendung in der Lichtverteilung und -zufuhr bei Sanct Peter in Rom. Aus ihm erwächst die größte architektonische Tat der neuen Zeit.

So faßte Carl Bötticher in seinem Werk von 1873 einen Gedanken auf, den Euripides zur Zeit des Troja-

⁶⁾ Das Klima von Konstantinopel ist wegen des starken Wechsels in den Luftströmungen sehr unbeständig. Vorherrschend sind die vom Schwarzen Meer wehenden Nordwinde. Im Sommer bringen sie heitere trockene Tage, im Winter Regen und Schnee! Der Winter ist kurz aber streng. Der Frühling beginnt erst Ende April, im März herrscht in der Regel noch voller Winter mit Regen und Schnee, Herbst ist die schönste Jahreszeit am Bosphorus. Mitte Dezember sinkt die Temperatur nicht unter 7 1/2° Celsius. Ausgeschlossen sind dabei strenge Winter nicht, in denen oft der Hafen teilweise zufriert. Unter Kaiser Arkadius (401 nach Chr.) war der Bosphorus ganz zugefroren, sodaß man zu Fuß von Europa nach Asien gehen konnte.

nischen Kriegen und später Vitruv in der Zeit des Augustus uns näher brachten.

Dr. Franz Reber nahm nun wohl mit Recht den frühesten Tempel als eine einfache Cella an, die einer hypäthrischen Anlage nicht bedurft hat. Die Oeffnungen zwischen Deckenbalken füllte er nicht durch Mauerwerk aus, er läßt sie als „eine primitive Fensterbildung offen, woher der Name „Metope“ stammt, und wodurch sie noch den Zweck erfüllt hat, eine Aufstellung von Weihgegenständen, wie sie schon im Giebeldreieck prangten, auch an den Seiten fortzusetzen (Abb. S. 397, Nr. 85). Kein Tempel zeigt zwar mehr offene Metopen, doch dürften solche, nach den Aeufßerungen des Euripides, noch in historischer Zeit dem Volk verständlich gewesen sein. Das „Schau zwischen die Triglyphen hin, wo leerer Raum den Leib hinabläßt“ wird auch in der späteren Zeit noch verstanden worden sein. —

Wie weit die Griechen und Römer in der Ausschmückung des Inneren ihrer Tempel gingen, darüber mögen die folgenden Worte noch kurzen Aufschluß geben; nach ihnen wäre die Säule überhaupt etwas Fremdes und von außen hinzu gekommen gewesen, wie auch die rings umsäumte Cella. „Das dorische Gebälk entwickelte sich ganz ohne Säule an der einfachen Cella, die der Kern und das ursprüngliche Wesen des hellenischen Tempels ist. An dem umsäumten Tempel haben die Metopen als Beleuchtungsmittel bereits allen Sinn verloren, denn die Intercolumnien sind für Licht- und Luftzufuhr weit genug. Die Säulenhallen brauchen keine Fenster und da, wo das Metopenglied außen angebracht ist, fehlen gerade an der Cella, welche die Beleuchtung brauchte, die Metopen-Lichtöffnungen. Das Metopen- und Triglyphenglied ist ohne allen Bezug auf die Säule und nichts anderes, als überhaupt der äußere Ausdruck der Horizontaldecke, das abwärts hängende Gesims der äußere Ausdruck der Sparrenlage.“ Das ist eine durchaus klare, gesunde Aufklärung für die Entstehung und die formale Durchbildung des Abschlusses der Cella und der Entwicklung und Begründung des schützenden Daches für Götterbilder und kostbare Weihgaben. Hier traf Reber ohne Phrasen das Richtige in Wort und Bild.



wenn er eine Abbildung aus der Vase des Ergotimos und Klitios vorführt. Notwendig waren nur schlichte Pfeiler aus Holz oder Stein, von polygonem oder kreisrundem Querschnitt, für die das Vorbild eines Baumstammes auf die künstlerische Idee führen konnte.

Türen und Metopen sind die einzigen zwecklichen Licht- und Luftöffnungen, die von Py-lades bei dem Tempel seiner Schwester Iphigenia genannt werden. Von etwaigen Wetter- und Regendecken des Tem-

pels schweigt er sich aus. Innerhalb seiner vier Wände hatte er wohl auch noch Götterbilder und kostbare Weihgeschenke, die Schutz gegen Wind, Wetter und das Nisten von Getier verlangten, aufzunehmen — einen „Pteron“ oder ein „Pteroma“, das ist eine sichere Schutzvorrichtung für den künstlerischen Inhalt des Raumes, in Form „einer untersäumten Decke des Tempels“. Ihr Werkstoff war dabei belanglos. Auch die Beutenschatze aus dem damaligen bekannten Erdkreis waren gegen Sonne, Wetter und Wind durch solche Schutzmaßnahmen zu verwahren.

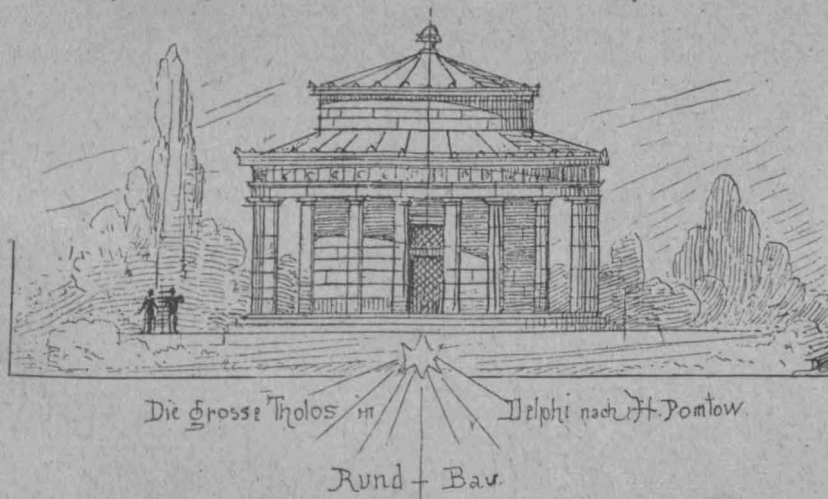
Aegyptische und später griechische Tempeldecken, wagrecht gelagerte Steinplatten oder aus Holzge-schänken gefügte mußten den Abschluß nach oben ge-währen, in Form und Farbe das Himmelsgewölbe — gol-dene Sterne auf blauem Grund — nachahmend. Auch Schutzdecken aus gewebten Stoffen wurden dafür heran-gezogen. Im Opisthodom des Parthenon lagen 15 Millionen gemünztes Gold und außerdem die ungemünzten Kostbar-keiten des Perikles. Später hauste hier König Deme-trius als unsauberer Gast der jungfräulichen Göttin. Er konnte seine Gelage natürlich nur bei Fackelschein abhalten, denn ein anderes Licht als durch die Tür hatte der Opisthodomos ebensowenig, als der Parthenon selbst. Daß man zeitweise künstliches Licht brauchte, das beweist auch ein einstmals hier entstandener Brand. Ein Rechteck von Marmorplatten bezeichnet jetzt noch die Stelle, wo einst das große, goldelfenbeinerne Bild der Athena stand. Es stand im Schutz des vollständig geschlossenen Tempel-daches und es mußten seine Beschauer sich mit dem Däm-merlicht begnügen, das durch die Tür eindrang. Sonst war der ganze dämmernde Raum mit kostbaren Weihgeschen-ken angefüllt.

Nur einzelne Beschauer konnten unter guter Aufsicht eingelassen werden, niemals aber an Festtagen. An solchen wurden wohl die Tempeltüren geöffnet, nicht für das Volk, damit dieses die Göttin, sondern damit die Göttin das Opfer sähe, das man außerhalb ihr darbrachte. Auch in der vergitterten Vorhalle, im Hekatompedon und im Parthenon lagen eine Menge goldene und silberne Gefäße, Lampen und Kränze, Schwerter und Schilde, Stühle, Thronessel und die gestickten Prachtgewänder der Göttin, Pausanias zählt den Inhalt der Tempel an Schaubildern, Weihgeschen-ken und Inschriften auf, welche die Räume füllten wie z. B.:

„Siehe die Waffen, die Asien einst verheerten, das Goldland, Siehe die Waffen, die auch Griechen zu Knechten gemacht. Doch jetzt hängen verwaist im Tempel des Zeus sie an Säulen, Da Macedoniens großsprechendes Heer sie verlor.“

In der bunten Halle zu Athen waren die ehernen Schilde aufgehangen, dazu noch die Worte, daß Lachares die goldenen Schilde aus der Burg weggenommen und selbst das Bild der Minerva des Schmuckes beraubt habe, weshalb er von Männern aus Koronea erschlagen wurde. Im Tempel zu Olympia wurde nach der Schlacht bei Ta-nagra der goldene Schild aufgehangen. König Antiochus hatte hier einen wollenen Vorhang von assyrischer Weberi und phönikischer Purpurfärbung gestiftet. Im Inneren des Tempelhauses und im Vorhaus finden sich vielfach Weihgeschenke, ein Thron, Bildsäulen und dergl. mehr — also nirgends ein Mangel an Prachtgeräten und Kunstwer-ken ersten Ranges der Gottheit zu Ehren! —

(Schluß folgt.)



Vermischtes.

Hundertster Geburtstag von Herm. Wiebe. Am 27. Oktober d. J. waren 100 Jahre verflossen seit dem Geburtstag Friedr. Karl Herm. Wiebe's, des verdienstvollen ersten Rektors der Techn. Hochschule zu Berlin, der am 26. März 1881 im 63. Lebensjahr starb. Wiebe gehört zu den Ingenieuren, die durch ihre eigene praktische Tätigkeit, durch Veröffentlichungen und vor allem durch ihre Lehrtätigkeit erfolgreich daran mitgearbeitet haben, den bis dahin zum großen Teil nur auf Erfahrung beruhenden Maschinenbau zu einer Wissenschaft zu erheben. Sein Lebensweg zeigt denselben Gang der Entwicklung vom Mühlenbaumeister zum Lehrer an der kgl. Bauschule und dem Gewerbe-Institut, schließlich zum Professor der Technischen Hochschule, deren erster Rektor er war, nachdem er als letzter Direktor die Vereinigung der Bauakademie und der Gewerbeakademie zur Techn. Hochschule mit herbeigeführt hatte. In der Ehrenhalle der Hochschule zu Charlottenburg ist seine Marmorbüste aufgestellt, an der die Hochschule am Gedenktag einen Kranz niedergelegt hat. (Vergl. auch den Nachruf 1881 S. 193.) —

Staatsprüfungen im Hochbau- und im Bauingenieurfach in Württemberg. In den Monaten Januar und Februar 1919 sollen wieder Staatsprüfungen im Hochbau- und im Bauingenieurfach in Stuttgart abgehalten werden, sofern eine genügende Zahl zulassungsfähiger Prüflinge vorhanden ist. Die Staatsprüfung im Hochbau wird am 13. Januar, die Staatsprüfung im Bauingenieurfach am 3. Februar 1919 beginnen. Beide Prüfungen dauern je etwa 2½ Wochen. Für Kriegsteilnehmer sind die Zulassungsbedingungen erleichtert worden; insbesondere kann die dreijährige praktische Tätigkeit bis auf zwei Jahre gekürzt, militärisch abgeleistete Beschäftigung im Fachdienst innerhalb bestimmter Grenzen auf die Ausbildungszeit angerechnet und die spätere Nachholung des Baubehörden- und des Oberbehördenstudiums gestattet werden. Bewerber, die sich noch nicht gemeldet haben, können ihre Meldung bis spätestens 1. Dez. d. J. bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Verkehrsabteilung, einreichen oder durch Angehörige usw. einreichen lassen. —

Bauberatungsamt bei der städtischen Hochbau-Deputation zu Berlin. Der Magistrat von Berlin hat vor einigen Wochen beschlossen, ein „Bauberatungsamt bei der städtischen Hochbau-Deputation“ einzurichten und hat mit der persönlichen Leitung desselben den Stadtbaurat Geheimen Baurat Dr. Ludw. Hoffmann beauftragt. Als Aufgaben wurden dem Bauberatungsamt zugewiesen: die bautechnischen und bauwirtschaftlichen Vorprüfungen von Plänen zur Abhilfe des Wohnungsmangels und anderer einschläglichen Arbeiten, insbesondere die sich bei Durchführung der Pläne für die zuständigen städtischen Verwaltungsstellen erforderlich erweisenden Hilfeleistungen.

Was sind nun bautechnische und bauwirtschaftliche Vorprüfungen? Wer das übliche Beamtendeutsch richtig versteht, weiß, daß das die gesamte Planbearbeitung einschließt, denn es ist selbstverständlich, daß der jeweils eingereichte Entwurf nicht genügt und überarbeitet werden muß. In dem erwähnten Programm liegt ein so großer Spielraum für das neue Amt, daß daraus mit Recht eine Fessel, also eine erhebliche Beschränkung des Privatarchitektenstandes in Berlin zu sehen ist. Es ist doch nachgerade genügend bekannt, daß die Bauberatungsämter sich mit der Zeit als Konkurrenzbüros der Privatarchitekten ausgebildet haben.

Nicht allein, daß durch die Errichtung des Bauberatungsamtes diejenigen städtischen Verwaltungen, welche bisher noch Architekturaufgaben an Privatarchitekten gaben, gehindert werden sollen, das fernerhin noch weiter zu tun, werden auch der Hochbauverwaltung Berlins, mit ihrem teuren Beamten-Apparat Aufgaben auf dem Gebiet des Kleinwohnungswesens — darum wird es sich in erster Linie nach dem Krieg handeln — zugewiesen, in denen sie wenig Erfahrungen hat. Hier kann der umsichtige Privatarchitekt, der im werktätigen Leben seine Erfahrungen sammelte, ganz andere, wertvollere Arbeit leisten als der Beamte, der am grünen Tisch dickleibige Akten vollschreibt, oder wenn er zeichnet, die Stilrichtungen vergangener Zeiten künstlerisch nachempfindet.

Es hat den Anschein, als ob das neue Bauberatungsamt nur ein Sprungbrett der städtischen Hochbauverwaltung zu einer künstlerischen Baupolizei werden soll. Ein viel verdienstlicheres Werk wäre es für den Berliner Magistrat gewesen, wenn er, nachdem die Baupolizei jetzt städtisch geworden ist, den Privatarchitekten größere Erleichterungen bei der Prüfung der von ihnen eingereichten Baugesuche gewährte. Dann wäre eine Förderung des Wohnungsbaues überhaupt und auch im künstlerischen Sinn eher zu erwarten.

ten. Statt dessen schafft er noch eine Erschwerungsinstanz, und noch dazu eine solche, die zur schnellen Behebung des Wohnungsmangels wenig geeignet ist.

Der Stand der Privat-Architekten hat während der Kriegszeit große Not leiden müssen, er hoffte sich nach dem Krieg wenigstens im Kleinwohnungswesen betätigen zu können und sieht jetzt auch diese Hoffnung schwinden. Die Bauunternehmer und Maurermeister werden künftig noch weniger als bisher zum Privat-Architekten gehen, um sich ihre Zeichnungen anfertigen zu lassen. Sie werden mangelhafte Zeichnungen vorlegen, denn das Bauberatungsamt wird sie ihnen schon überarbeiten, oder einen „Schüler“ empfehlen. —

Tote.

K. k. Oberbaurat Josef Wessicken †. In Salzburg starb am 19. Okt. 1918 nach langem, schwerem Leiden im 82. Lebensjahr der Architekt k. k. Oberbaurat Josef Wessicken, ein hervorragender Meister aus der Schule von Friedrich Schmidt und Ehrenmitglied der „Wiener Bauhütte“. Wir haben auf S. 360 des Jahrganges 1917 der „Deutschen Bauzeitung“ den Lebensgang und das Schaffen des Verstorbenen kurz dargestellt. —

Wettbewerbe.

Im Wettbewerb des Sächsischen Kunstvereins in Dresden betr. Entwürfe zu einer Plakette für Kunstförderer liefen 59 Arbeiten ein. Das Preisgericht verlieh zwei I. Preise von je 300 M. an Artur Lange in Dresden und Alfred Glatzer in Bennisch; zwei II. Preise von je 200 M. an Theodor A. Winde und Eugen Fritzsche in Dresden, zwei III. Preise von je 100 M. an Karl Maruschka und Georg Türke in Dresden. —

Rathaus-Wettbewerb Emmerich. Auf die Notiz „Zum Rathaus-Wettbewerb Emmerich“ in der „Deutschen Bauzeitung“ No. 84 geht uns vom Bürgermeisteramt Emmerich folgende Erwiderung zu:

„Die Verlängerung des Wettbewerb-Termines ist auf schriftlichen Antrag von auswärtigen Architekten hin erfolgt. Da wegen der Kürze der Zeit ein schneller Entschluß gefaßt werden mußte und infolgedessen sämtliche Herren des Preisrichter-Kollegiums, die zum Teil verreist waren, nicht gehört werden konnten, so wurde das älteste Mitglied des Preisrichter-Kollegiums, Hr. Geh. Brt. Borggreve in Düsseldorf, um seine Ansicht ersucht. Da dieser Herr keine Bedenken gegen die Verlängerung geäußert hat, so ist die Verlängerung den Wünschen der betreffenden Herren entsprechend erfolgt. Die Terminverlegung ist in sämtlichen Fachzeitungen, in denen auch der Wettbewerb ausgeschrieben war, rechtzeitig bekannt gegeben worden. Eine persönliche Benachrichtigung der einzelnen Einsender der Entwürfe konnte nicht erfolgen, da ja die Adressen der Einsender nicht bekannt sind. Diejenigen Einsender, die ihre Pläne zurück wünschten, haben diese uneröffnet portofrei zurück erhalten. Die übrigen eingegangenen Entwürfe sind der Reihe nach, wie sie eingegangen sind, in einem feuersicheren Tresor uneröffnet untergebracht worden und werden erst demnächst beim Zusammentritt des Preisrichter-Kollegiums geöffnet.“

Wie aus Vorstehendem hervorgeht, sind die Rechte der Herren Einsender in jeder Weise gewahrt.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der aus Süddeutschland (Friedrichshafen a. B.) vom 27. September datierte Brief am 1. Oktober eingegangen ist und am selben Tage noch beantwortet wurde.“ —

Die Zuschrift bringt nicht die von uns für unerläßlich gehaltene Klarstellung der Angelegenheit; sie geht z. B. mit keinem Wort auf die Stellung ein, die der Stadtbaumeister von Emmerich zu der Angelegenheit einnimmt. Ebenso schnell, wie das einzige Mitglied des Preisgerichtes über die Verlängerung befragt wurde, konnten auch alle übrigen Mitglieder des Preisgerichtes befragt werden. Waren sie nicht erreichbar, so traf das nicht die Stadtverwaltung von Emmerich. Diese gibt selbst zu, daß wegen der Kürze der Zeit ein schneller Entschluß gefaßt werden mußte, der nicht anders als auf Ablehnung der Verlängerung lauten konnte. Dem Preisrichter Geh. Brt. Borggreve mußten die Gepflogenheiten im deutschen Wettbewerbswesen bekannt sein. Die Rechte der Herren Einsender sind nicht „in jeder Weise gewahrt“ worden, diese werden vielmehr ihre Rechte selbst wahrnehmen müssen. —

Inhalt: Betrachtungen über konstruktive Fragen in verschiedenen Epochen der Architektur. (Fortsetzung.) — Vermischtes. — Tote. — Wettbewerbe. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.